This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Educ
2018
81.35

Educ 2018.81.35

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Pädagogische

# Reden und Abhandlungen

über

## Volkserziehung und Lehrerbildung

von

**Dr. C. Kehr,**
Königl. Seminardirektor in Halberstadt.

**Gotha.**
Verlag der E. F. Thienemannschen Hofbuchhandlung.
1881.

Educ 2018.81.35

HARVARD COLLEGE
AUG 14 1940
LIBRARY
Wellesley College Library

WITHDRAWN
32679

# Vorwort.

Wenn ein Brand ausgebrochen ist, dann sollen die Feuerwehrleute sich nicht über Hexenprozesse streiten, sondern an die Spritzen eilen und dort ihre Schuldigkeit thun. Von dieser Auffassung geleitet, sind auch die vorliegenden pädagogischen Reden und Abhandlungen entstanden. Sie wollen an ihrem Teile ein Wegweiser sein, der einerseits vor den Irrgängen einer fanatischen Parteipolitik warnt und der anderseits auf das eine hinweist, was schon der edle Pestalozzi in seinen „Abendstunden eines Einsiedlers" als einen der Hauptzielpunkte einer gesunden Volkspädagogik hingestellt hat: „Der Mensch muß zu innerer Ruhe gebildet werden." Was unserem Schulwesen und den Lehrern wirklich Nutzen bringen und wahre Befriedigung gewähren kann, das ist sicherlich nicht der Schleppträgerdienst der Interessenpolitik oder das Märtyrertum eines aufgeregten und aufregenden, das Gemüt verbitternden, den Frieden des Herzens zerstörenden und die Lust und Freudigkeit zum Lehrerberufe ertötenden Parteifanatismus, sondern es ist die Arbeit im Geiste der barmherzigen Liebe an unserem armen Volke und die thatkräftige Hilfe treuer Pflichterfüllung im Dienste der Schule. Wenn Christus, der bei seinem Wandel auf Erden sich niemals einer

der damals herrschenden Parteien angeschlossen hat, heute noch einmal leibhaftig zu uns käme, so würde er sich voraussichtlich ebenso wenig, wie vor achtzehnhundert Jahren, einer der jetzt herrschenden oder herrschen wollenden Parteien anschließen, sondern im Hinblick auf die lieb- und thatenlosen Parteikämpfe der Gegenwart, durch welche so viel kostbare Zeit vergeudet und so viel frische Lust zur fröhlichen und im Dienste der barmherzigen Liebe gesegneten Arbeit zerstört wird, genau dasselbe sagen, was er einst einem aus dem Volke, der sich an ihn mit der Bitte um Schlichtung und Entscheidung irdischer Streitigkeiten wandte, gesagt hat: „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über euch gesetzt?“

Dieser Auffassung, welche ich in dem ersten der vorliegenden Vorträge ausführlicher begründet habe, möchte ich noch eine zweite zufügen. Um nämlich unserem Volke und unserer Jugend die erforderliche Hilfe in wirklich erfolgreicher Weise bringen zu können, thut es nicht allein not, daß wir auf eine höhere Zinne steigen, als auf die des Parteiwesens, sondern es ist auch weiterhin unbedingt erforderlich, daß wir als Lehrer der Jugend in dem Pflichtbewußtsein, dem Vaterlande zeitlebens als Helfer der Schwachen und als Freunde der Armen dienen zu sollen, uns in unserem Handeln durch nichts weiter als durch die klaren Grundsätze einer gesunden Pädagogik bestimmen und leiten lassen, einer Pädagogik, welche die Verhältnisse des Lebens wie die Aufgaben des Lehrerberufes einerseits ideal auffaßt, anderseits aber im Dienste treuer Arbeit auch praktisch anfaßt. Dieser idealen Auffassung im Bunde mit praktischer Verwertung habe ich in den vorliegenden, die verschiedensten Gebiete der Pädagogik behandelnden Vorträgen das Wort reden wollen und hege deshalb auch in meinem Herzen keinen anderen

Wunsch als den, daß die Gedanken, welche ich als meines Lebens tiefinnerste Überzeugung im Laufe der letzten zehn Jahre gelegentlich, aber in immer gleicher und unveränderlicher Liebe ausgesprochen*) habe, auch in dem geneigten Leser die Überzeugung begründen und befestigen möge, daß auf diesem Wege sowohl unserem Volke, wie unserer Schule auf die Dauer wirklich geholfen werden kann. Ist es eine nicht zu bestreitende Wahrheit, daß die Besserung einer Nation nur durch die Wiedergeburt der Individuen erfolgen kann, dann ergiebt sich ja auch ganz von selbst, welchen Schatz wir an dem Jungbrunnen unserer deutschen Volksschule haben, in den jede neue Generation eingetaucht werden muß, um daraus gekräftigt an Körper und Geist hervorzugehen, anderseits aber auch, welche hohe und heilige Pflicht uns als Hüter dieses Schatzes erwächst. Mit unserer Volksschule kann es eben nicht eher besser werden, als bis es mit unserem Volke besser wird; die Besserung des Volkes aber liegt in der sittlichen Kraft seiner Jugend. Hier sind also die Hebel anzusetzen, hier muß die Hilfe gebracht werden, wenn ein wahrer und wirklicher Fortschritt, nämlich der Fortschritt in guten Sitten, erzielt werden soll. Ob in diesem Liebesgeschäfte Undank unser Lohn und Verkennung unser Los ist, das darf uns in unserem Bestreben nicht irre machen; die Liebe läßt sich nicht erbittern, und wer nicht um des Dankes willen arbeitet, den kann der Undank der Welt auch nicht betrüben. Ebenso wenig kann uns von der Darreichung unserer Hilfe die Klage des Dichters abhalten:

---

*) Einzelne Vorträge sind in meinen „Pädagogischen Blättern für Lehrerbildung“ schon einmal veröffentlicht worden, aber teils, weil sie vergriffen sind, teils weil sie sehr oft wieder verlangt werden, hier wieder mit aufgenommen.

„Wenn meine Bäume Früchte haben,
Dann haben sie mich längst begraben."

Denn hätten sich unsere Vorfahren von diesen Gedanken der Selbstsucht leiten lassen, dann hätten sie die Bäume, deren labende Früchte wir heute genießen, nicht gepflanzt und nicht gepflegt. Und so mag denn das anspruchslose Büchlein hinausgehen als ein Zeichen redlichen Strebens, in schwerer Zeit unserem Volke zu nützen mit den Gaben des Friedens und unsere vielfach mißmutig werdenden Lehrer mit jener Begeisterung zu erfüllen, die sie erhebt über des Lebens Leid und Wehe. Der Schule kann nur geholfen werden in der Schule!

Halberstadt, den 1. August 1881.

K.

# Inhalt.


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Unsere Zeit und die Stellung der Lehrer zu derselben | 1 |
| II. | Die Erziehung zur Freiheit | 32 |
| III. | Über das Gemüt und seine Bildung | 58 |
| IV. | Worauf kommt es in unseren Volksschulen jetzt hauptsächlich an? | 85 |
| V. | Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha als Förderer der Volksschulen und Begründer der Schullehrerseminare | 102 |
| VI. | Johann Heinrich Pestalozzi. Rede am 50jährigen Todestage Pestalozzis | 124 |
| VII. | Beiträge zur individuellen Erziehung | 137 |
| VIII. | Über den Lehrermangel und die Mittel zu seiner Abhilfe. Zwei Betrachtungen | 158 |
| IX. | Unter welchen Bedingungen und durch welche Mittel läßt sich im Seminare eine tüchtige Ausbildung der Seminaristen in der praktischen Pädagogik ermöglichen? | 193 |
| X. | Festrede zur Jubelfeier des 50jährigen Bestehens der Provinzial-Taubstummenanstalt zu Halberstadt | 213 |
| XI. | Rede zur Totenfeier des Schulrats Dr. Karl Schmidt | 234 |
| XII. | Worte des Abschieds an die Seminar-Abiturienten | 245 |

# I.

# Unſere Zeit

und die

# Stellung der Lehrer zu derſelben.

Konferenzvortrag

1881.

---

Es iſt der Wunſch ausgeſprochen worden, Ihnen heute meine Anſichten über das ſeitens der Lehrer einzuſchlagende Verhalten unſerer Zeit gegenüber auszuſprechen und der in den Lehrerkreiſen herrſchenden Stimmung Ausdruck zu geben; ich finde keinen Grund, dieſer Aufforderung aus dem Wege zu gehen, obſchon ich die große Schwierigkeit der geſtellten Aufgabe durchaus nicht verkenne. Wenn man ſich die Sache beim rechten Lichte beſieht, ſo kann man freilich jetzt eigentlich gar nicht mehr von Stimmung reden; denn wohin man ſchaut und wohin man hört, ſind die Menſchen nicht geſtimmt, ſondern *verſtimmt*, und man muß deshalb auch ſchon ſchier zufrieden ſein, wenn die Verſtimmung nicht in jene *Verbitterung* ausartet, die es geradezu unmöglich macht, einem wohlgemeinten Worte ruhiger Erwägung und freundlicher Verſöhnung noch Eingang zu gewähren. Und doch will ich es verſuchen, Ihren Wunſch zu erfüllen in *dem* Sinne, daß ich Ihnen diejenige Art der Stimmung ſchildere, welche wir, nach meiner Meinung, alle haben müſſen, wenn wir unſeres Volkes Wohl fördern und unſeres Berufes Aufgaben in rechter Weiſe erfüllen ſollen. Geſtatten Sie mir deshalb auch, daß ich meine Betrachtung an ein Wort Spinozas anknüpfe: „Man ſoll in der Welt nichts belächeln und nichts beweinen,

sondern alles zu verstehen suchen.“ Man braucht kein Anhänger und noch weniger ein Verehrer Spinozas zu sein, und man wird doch zugestehen müssen, daß in diesem seinem Ausspruche ein Körnchen Wahrheit liegt. Oder ist's vielleicht nicht so, daß wir in unserer Zeit eine Menge Leute finden, welche für die allerdings oft recht seltsamen Verhältnisse unserer Gegenwart nichts weiter als ein stummes Lächeln vornehmer Interesselosigkeit, tiefer Verachtung, oder bitteren Hohnes haben, während andere dem weinenden Jeremias auf den Trümmern Jerusalems gleichen und, die bleiche Angst, oder die helle Verzweiflung auf dem Gesichte, den Untergang des Deutschen Reiches im Geiste schon vor der Thüre stehen sehen? In beiden Fällen begeht man ein großes, schweres Unrecht, und zwar ein Unrecht an unserem Volke, denn unserer fieberkranken, durch Hetzereien aller Art hoch aufgeregten Zeit kann weder der Optimismus, noch der Sarkasmus, noch der Pessimismus nützen; hier können nur Ärzte helfen, welche den Zustand des beklagenswerten Patienten in durchaus besonnener und leidenschaftsloser Weise gründlich untersuchen, die Diagnose der Krankheit klar und bestimmt feststellen und dann, dem Krankheitsbefunde gemäß, die Heilmittel in Anwendung bringen, die geeignet erscheinen, dem Organismus unseres Volkslebens die verlorengegangene Gesundheit wiederzubringen. Wenn ich daher zu meinem Vortrage das Thema gewählt habe:

**„Unsere Zeit und die Stellung der Lehrer zu derselben“,**

so werden Sie es nach den bisherigen Andeutungen auch begreiflich finden, wenn ich mir die gegenwärtigen Verhältnisse in durchaus ruhiger Weise ansehe und dabei kein anderes Bestreben habe, als das eine, in erster Linie unsere Zeit zu verstehen. Haben wir erst dieses rechte Verständnis gewonnen, dann werden sich auch die Heilmittel zur Besserung finden, und wenn wir durch unser Suchen nach Wahrheit erst auf die Spuren des rechten Weges gekommen sind, dann werden wir auch in der Lage sein, den anderen Ständen und den übrigen Berufskreisen der menschlichen Gesellschaft die Schlußworte des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter zurufen zu können: „So geht denn hin und thut desgleichen.“

## I.

Wenn es demnach der erste Teil unserer Aufgabe sein muß, ein klares Verständnis der im deutschen Vaterlande gegenwärtig herr-

schenden Volkszustände zu gewinnen, so werden wir am besten thun, uns die Geschichte der letzten zehn Jahre zur Führerin zu erwählen. Denn wer diese Zeit in ihrem pragmatischen Zusammenhange versteht, der wird auch die Erscheinungen der Jetztzeit weder belächeln, noch beweinen, sondern mit treuem Herzen auf Beseitigung der zutage tretenden Übelstände sinnen und auf dem Wege rüstiger Arbeit die notwendige Hilfe zu schaffen suchen. Es ist ja ein bekannter Satz, daß nur der die Gegenwart und Zukunft beherrschen kann, der die Vergangenheit kennt. Wenn ich Sie demgemäß zunächst an die ersten Jahre des nun verflossenen Jahrzehntes erinnere, so werden Sie mir alle beistimmen, daß diese Jahre von 1870 bis 1871 für uns sämtlich Jahre der höchsten Begeisterung und der weittragendsten Wichtigkeit waren. Ja, es war eine große Zeit, — groß durch die Eintracht, mit der die Preußen und Sachsen, die Bayern und Badenser, die Mecklenburger und Thüringer und wie all' die Stämme des deutschen Volkes heißen, in hingebender Vaterlandsliebe und glühender Begeisterung zusammenstanden, als es galt, dem Erbfeind des deutschen Volkes Trotz zu bieten, — groß durch die heldenmütigen Kämpfe, die beispiellose Tapferkeit und die glorreichen Siege unserer einem einzigen Willen gehorchenden deutschen Armee, — groß durch den unvergänglichen Ruhm deutscher Kraft, deutscher Treue und deutscher Erfolge! — Wer sich die Größe jener Zeit noch einmal recht lebendig vor die Augen stellen will, der braucht nur an den Tag der Gefangennehmung Napoleons III. zu denken, oder sich an den Eindruck zu erinnern, den die Kunde von der Kapitulation von Straßburg, Metz oder Paris hervorbrachte, oder sich noch einmal in die überwältigende Begeisterung zurückzuversetzen, welche durch die Nachricht erzeugt wurde, daß die beiden dem Deutschen Reiche vor länger als 200 Jahren geraubten Provinzen, das schöne Elsaß mit seinem „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt", und das alte deutsche Lothringen mit seinem riesig festen Metz, dem deutschen Mutterlande wieder zurückerobert seien. Und welch ein Jubel schallte durch die deutschen Gauen, als uns der Telegraph die Kunde brachte, daß auf den Trümmern der Napoleonischen Macht das alte, deutsche Kaisertum wieder aufgerichtet und als erster Träger desselben Wilhelm I., jener von allen deutschen Stämmen so hochgeehrte Repräsentant deutscher Treue, deutscher Ehre und deutscher Ritterlichkeit, auserkoren sei. Man muß sich an all' die einzelnen großen Episoden jener gewaltigen Zeit erinnern, um die Hochflut der

Begeisterung zu verstehen, die wie ein wogendes Meer über jene Tage dahinbrauste; man muß sich des berechtigten Stolzes des so lange in tiefem Schlafe gelegenen und nun auf einmal mit gewaltiger Kraft erwachten Nationalgefühls erinnern, um die glühende Begeisterung würdigen zu können, welche das Lob des Auslandes über die glänzenden Erfolge deutscher Kraft, deutscher Zucht, deutscher Tapferkeit, deutscher Bildung und — nicht zu vergessen! — der deutschen Schule hervorbrachte! Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen auch sofort und zwar mit dem größten Eifer nicht allein für die Befestigung, sondern auch für die Erweiterung der deutschen Nationaleinheit gesorgt wurde. Was in dieser Beziehung Gutes und Großes geschaffen worden ist, liegt vor aller Augen; ich brauche nur zu erinnern an die einheitliche Armee-Organisation, an die Gründung und Vergrößerung der deutschen Flotte, an die einheitliche Regulierung des deutschen Post- und Telegraphenwesens, an die einheitliche Gestaltung unseres neuen deutschen Münz-, Maß- und Gewichtssystems, an unsere einheitliche deutsche Justiz-Gesetzgebung ꝛc. Ging doch das hochherzig-nationale Bestreben hervorragender Kräfte sogar so weit, daß man sich nicht allein der Schönheit und des Reichtums der deutschen Muttersprache wieder bewußt wurde und deshalb den Vorsatz faßte, dem welschen Lakaiendienste den Rücken zu kehren und alle Fremdwörter abzuschaffen, sondern auch an die Abschaffung der französischen Kleidermode und an die Einführung einer neuen deutschen Tracht dachte. Oder wer wüßte es nicht, daß man dazumal in allem Ernste den Gedanken in Erwägung zog, eine einheitlich gestaltete deutsche Reichsschule zu schaffen und das Schulwesen des gesamten Deutschlands unter die Oberleitung einer gemeinschaftlichen Zentralbehörde zu stellen! Es war in vielen dieser Bestrebungen viel ideal Gedachtes und über die Verwirklichung weit Hinausgehendes, aber durch die ganze Zeit ging doch ein so sittlich erhebender Zug hochherzig-nationaler und wohlwollender Gesinnung, daß man sich heute jener schönen Tage noch mit aufrichtiger Freude erinnert.

So war es *damals*: Und wie ist es nun *jetzt*? — — — Wenn ich aus Ihrer Seele herausspreche und meiner eigenen Überzeugung aufrichtigen Ausdruck geben darf, dann werden wir alle in das einmütige Bekenntnis einstimmen müssen: Ach, es ist alles *anders* geworden, so — *ganz* anders! Die Hochfluten der nationalen Begeisterung sind verrauscht und die auflodernde Glut der Ideale ist erloschen. An die Stelle jenes nationalen Aufschwunges ist jetzt die

stumpfe Gleichgültigkeit der Massen getreten, und wo sich sonst Liebe und Friede küßten, da feiert jetzt der verbissene Hader, ja in manchen Gegenden sogar der immer offener hervortretende Haß seine wilden und unglückbringenden Orgieen. Hand in Hand mit dem Sinken der nationalen Ideale ist sodann auch der Verfall des materiellen Volkswohlstandes gegangen. Als wir von Frankreich die kolossale Summe von fünf Milliarden bekamen, da hielten wir die Franzosen auf mindestens für ein Menschenalter hinaus für ein geschlagenes und gedemütigtes Volk; aber dieses gedemütigte Volk hat seine Milliarden in unglaublich kurzer Zeit bezahlt, seine Armee nicht allein wieder vollständig ergänzt, sondern auch in erstaunlicher Weise vergrößert, seine Festungen in bedeutendem Umfange erweitert, die Zahl seiner Schulen mit außerordentlichen Kosten in einer kaum glaublichen Weise vermehrt und dabei es doch noch ermöglicht, dem französischen Volke 413 Millionen Frcs. Steuern zu erlassen! Wir dagegen, die wir jene Milliarden bekommen haben, zerbrechen uns jetzt schier den Kopf, wie wir zur Deckung unserer Defizits zu den alten Steuern und den alten Staatsausgaben noch genug neue Reichszölle und neue Staats-, Provinzial-, Kreis- und Kommunalsteuern beschaffen sollen. Während sich aber unsere Regierungen und Parlamente im Schweiße ihres Angesichts abmühen, die hereingebrochenen Finanzkalamitäten in wirksamer Weise zu beseitigen, weiß niemand zu sagen, ob es möglich sein wird, die Menge von Klagen und Beschwerden, die jetzt von allen Seiten vorgebracht werden, beseitigen zu können. Klagen doch heutzutage, im Grunde genommen, alle über alles! Es klagen die Geschäftsleute über die Stockungen des Handels, es klagen die Ackerbautreibenden über die viel zu niedrig bemessenen Getreidezölle, es klagen die sogen. kleinen Leute über die Höhe der Brotpreise und die Verteuerung aller Lebensmittel, und — was noch ungleich schlimmer und betrübender ist — es klagen die Gerichtsbeamten über die Zunahme der Verbrechen, die Geistlichen über die Abnahme des kirchlichen und religiösen Lebens, die Lehrer über die zunehmende Zuchtlosigkeit der Jugend, die Herrschaften über die Unzuverlässigkeit der Dienstboten, die Handwerker über die Arbeitsunlust ihrer Gesellen und Lehrlinge, es klagen die Gemeinden über die zunehmende Bettelei und über die wachsende Unverschämtheit des Landstreichertums, und so ist unsere Zeit in eine allgemeine Litanei hineingeraten, in einen Zustand nationaler Verstimmung, der uns unwillkürlich an Em. Geibels Wort erinnert:

„Es ist in leere Nüchternheit die ganze Welt versunken,
Und keine Zunge redet mehr vom heil'gen Geiste trunken;
Die Poesie, das fromme Kind, ist scheu von uns gewichen,
Der Himmel dünkt uns trüb und grau, und Sonn' und Mond verblichen.
Die groß geschaut und groß gebaut, sie schlummern in den Särgen,
Auf ihren Gräbern kriechen wir als ein Geschlecht von Zwergen
Nichts blieb uns als die schlimme Kunst, zu zweifeln und zu richten,
Und wenn sich ein Gigant erhebt, so ist er's im Vernichten."

Es ist gewiß nicht meine Art und gehört durchaus nicht zu meinen Liebhabereien, die Bilder grau in grau zu malen und die Dinge anders darzustellen, als sie wirklich sind, aber wenn man die jetzige Situation richtig zeichnen soll, dann darf man doch auch nicht leugnen wollen, was alle Welt weiß, und nichts von dem zu beschönigen und zu bemänteln suchen, was von jedermann als Wahrheit anerkannt wird. Indessen — wir sind nicht zusammengekommen, um unsere Zustände zu belächeln oder zu beweinen, sondern um sie zu *verstehen*, und so gestatten Sie mir wohl die Stellung und Beantwortung der weiteren Frage: „*Wie ist das alles so gekommen?* Wo liegen die *Ursachen* dieser seltsamen Umwandlung? Welches sind die tiefer liegenden *Gründe* dieser so total veränderten Volksstimmung?"

Wenn Sie mir gestatten wollen, es auszusprechen, worin nach meinem Dafürhalten die eigentlichen Ursachen jener Erscheinungen *nicht* zu suchen sind, so möchte ich sagen: sie liegen *nicht* in den Kriegen und Siegen der Jahre 1870/71, 1866 und 1864 — sie liegen *nicht* in der Beseitigung des alten Frankfurter Bundestages, dieses Fabius Kunktators des neunzehnten Jahrhunderts — *nicht* im Untergange morsch gewordener und durchaus unhaltbarer Staatsformen — *nicht* in der Neuschöpfung und Neuordnung unserer politischen, kirchlichen und sozialen Verhältnisse — *nicht* in der neuen Gesetzgebung und den damit verbundenen Reformen — *nicht* in den günstiger gewordenen Verkehrsmitteln, in der Gewerbefreiheit oder Freizügigkeit — *nicht* in dem allerdings für viele noch ungelösten Konflikte zwischen den kirchlichen Dogmen und der modernen Bildung; — die Ursachen *können* nicht in diesen Verhältnissen liegen, weil all' diese Dinge das Unglück nicht *erzeugt*, sondern höchstens das bereits *vorhandene* Übel nur zutage gefördert und mehr oder minder *gesteigert* haben. Das eigentliche Kontagium der Krankheit ist deshalb auch ganz wo anders zu suchen. *Die Ursache des ganzen*

Unglückes liegt im **Mißbrauche** unseres Glückes und unserer Freiheiten, und dieser Mißbrauch ist lediglich und allein darin zu suchen, daß es beim Eintritte jener großen Ereignisse an der erforderlichen **Selbstbeherrschung** fehlte, weil man für eine gesunde, wahrhaft charakterbildende Volkserziehung **zu wenig gethan** und auf diesem Gebiete **zu viel versäumt** hatte. Oder wer könnte es wohl in Abrede stellen, daß wir all das Unglück nicht gehabt haben würden, wenn Jahrzehnte hindurch von allen Seiten her an eine die Geister und die Herzen wirklich veredelnde und den Charakter stählende solide Volksbildung alle Kraft, alle Liebe und alle Treue gesetzt worden wäre, so daß unser deutsches Volk den neuen Verhältnissen in der schuß- und hiebfesten Waffenrüstung sittlicher Tüchtigkeit hätte entgegentreten können, an der all' die feurigen Pfeile der Versuchung wirkungslos abprallen? Wie viel Leid und Wehe wäre dann dem deutschen Volke erspart geblieben. Ebenso wenig läßt es sich leugnen, daß an dieser folgenschweren Versäumnis nicht allein die Schule, sondern auch die Familie, nicht allein die Gemeinde, sondern auch alle größeren Verbände, nicht allein die Kirche, sondern auch der Staat, nicht allein die Litteratur-, sondern auch die Zeitungspresse — und ein großer Teil der letzteren bei weitem am meisten — die Schuld tragen. Es haben deshalb jetzt auch alle Faktoren nötig, vor dem allwissenden Gott, wie es ehrlichen Menschen geziemt, aufrichtig und demütig zu bekennen: „Vater, vergieb uns; denn wir haben dein deutsches Volk nicht in der rechten Weise lieb gehabt."

Habe ich mich im Bisherigen bemüht, die Summe der Erscheinungen unserer Zeit auf eine Grundursache zurückzuführen, so möchte ich mir anderseits doch auch die Überzeugung nicht nehmen lassen, daß sich der gesunde Sinn unseres Volkes trotz alledem wieder zurechtgefunden haben, und daß der von den Krankheitskeimen noch nicht infizierte Teil der Bevölkerung infolge der Macht der Wahrheit wieder zu einem ebenso heilsamen als weittragenden Einflusse gekommen sein würde, wenn wir nach den Jahren geistesaufregender Kämpfe und überschäumender Kraftfülle Jahre der inneren Ruhe und der stillen Sammlung bekommen hätten. Der gesunde Organismus unseres Volkes würde dann die Krankheitskeime ganz von selbst ausgeschieden und die sittliche Gesundheit, ohne die ein Volk auf die Dauer nun einmal nicht bestehen kann, wieder erlangt haben. Allein dieses Glück ist dem

deutschen Volke nicht beschert gewesen, denn auf das mit mancherlei Krankheitskeimen besäete Saatfeld der Zeit ist in der Treibhaustemperatur der ersten Jahre dieses Jahrzehntes ein befruchtender Regen gefallen, der die tieferliegenden Keime der Sittenlosigkeit in rapider Weise zur üppigsten Entwickelung gebracht hat. Dieser befruchtende Regen waren die französischen Milliarden. Ich bin kein Nationalökonom und vermeide es deshalb auch auf die technische Seite der Frage einzugehen; aber das sagt doch jedem einigermaßen gesunden Menschen der einfache Menschenverstand, daß es ein Volk mit der Benutzung seines Nationalvermögens ebenso halten muß, wie der Einzelne mit seinem Gelde. Zur Erwerbung, Verwaltung und Verwertung des Geldes gehört, wenn daraus ein Segen erwachsen soll, jederzeit ein reiches Maß sittlicher Selbstbeherrschung. Fehlt dieser Fond sittlicher Kraft, dann gerät der Besitzende leicht in die Gefahr, nicht sagen zu können: „Ich habe das Geld", sondern bekennen zu müssen: „Das Geld hat mich", dann entsteht jenes Sklaventum des Mammonsdienstes, das sich überall findet, wo die solide Unterlage sittlicher Charakterstärke fehlt. Es liegt mir durchaus fern, der Reichsregierung, oder speziell dem Fürsten Bismarck einen Vorwurf aus jener Forderung der Milliardenzahlung zu machen, oder die vom Parlamente genehmigte und ordnungsmäßig verrechnete Verteilung jener Summen zu bemängeln, mir liegt hier lediglich und allein nur daran, den Nachweis zu führen, daß die im Interesse unserer Wehrfähigkeit so wohlgemeinte Absicht, den Franzosen jene fünf Milliarden zu nehmen und sie den Deutschen zu geben, und dadurch das eine Volk arm und das andere reich zu machen, lediglich und allein um deswillen nicht erreicht worden ist, weil im deutschen Volke nicht in erwünschtem Maße die sittlichen Bedingungen vorhanden waren, welche zur rechten Verwertung des Geldes oder der Verwendung des plötzlich geschaffenen Kredits notwendig sind. Zwei Erscheinungen sind es besonders, welche die Richtigkeit dieser Behauptung zu charakterisieren geeignet erscheinen. Die erste derselben tritt uns in der Thatsache entgegen, daß die Menschen jener Zeit meinten, im Bewußtsein des Milliardenkredits der Arbeit überhoben zu sein. Man wollte reich werden ohne Arbeit! Die Gottesordnung der Arbeit (1 Mos. 2, 15) wurde für eine Strafe, und, wenn nicht geradezu für eine Schande, so doch für eine Dummheit gehalten. Daher erklärt sich auch die Erscheinung, daß eine Menge gescheit-sein-

wollender Leute sich von der Produktion der Arbeit ab- und der Konsumtion des Produzierten zuwandten. Die Folge war der bald hervortretende Verfall des Handwerks und des Handwerkerstandes, und anderseits die Entstehung einer Menge neuer Schauläden, sowie der kolossale Zudrang junger Leute zum Kaufmannsstande. Für die idealen Berufsarten fanden sich nur noch sehr wenig Bewerber. (Man denke nur an die so außerordentlich geringe Zahl der Lehrer-Aspiranten!) Wer ein paar Groschen hatte, wollte Handel treiben und ein „Geschäft" anlegen. Fehlten dazu die erforderlichen Betriebsgelder, dann mietete man sich eine Stube, borgte ein paar Tische und Stühle und etablierte flugs eine — Restauration. Und das der Arbeitsunlust entsprungene Geschäft ging auch durchaus gar nicht übel; denn diverse Gäste fanden sich zu jeder Zeit ein, am Vormittage, am Nachmittage und am Abende, und blieben in der Kneipe auch bis in die späte Nacht hinein sitzen, so daß, während zuhause Weib und Kind hungerten, sich der Wirt seine Hände im Pilatuswasser der Gewissenlosigkeit wusch, und — das Geschäft war gemacht. Eine zweite Erscheinung war dann die Verwendung des Geldes im Dienste des Sinnengenusses. Man wollte nicht allein Geld haben, ohne arbeiten zu müssen, sondern man wollte es auch haben, um zu genießen. Im kleinen zeigte sich dieses Bestreben in der rapid steigenden Zahl der Wirtshäuser*) und in der Zunahme der Tanzbelustigungen, der Gründung der Tingel-Tangel, im wachsenden Besuch schlechter Theater und Offenbachscher Operetten, in Putz und Luxus, Sinnenkitzel und Lasterleben, während uns im großen eine Erscheinung entgegentritt, welche dem deutschen Volke bis dahin ganz fremd geblieben war, nämlich das in seinen verheerenden Wirkungen noch heute in übler Erinnerung stehende Gründertum. Um der Menschheit das Geld mit guter Manier aus der Tasche zu stehlen, wurden von einem Konsortium von Herren ein Fabriketablissement, ein Hochofen, oder ein sonstiges Grundstück erworben, enorme Scheinpreise dafür gezahlt, die schwindelhafteste Reklamenmacherei in Scene gesetzt, unter den verlockendsten Anerbietungen Aktien aufgelegt und an der Börse bis zu einer künstlichen Höhe emporgetrieben, so daß, von der Geldgier angestachelt und vom

*) Nach der Beilage zum Trunkenheitsgesetz durchschnittlich in den letzten sechs Jahren in Baden um 28 %, in Preußen um 31 %, im Königreich Sachsen um 35 %, in Bayern um 36 %, in Württemberg um 44 %, in Mecklenburg-Schwerin um 51 %, in den sächsischen Fürstentümern um 72 %, in den übrigen deutschen Bundesstaaten um 60 %.

Schwindelgeiste erfaßt, Tausende von Menschen aus den verschiedensten Lebenskreisen und aus allen Berufsständen herbeiströmten und, in der Hoffnung auf den in Aussicht gestellten kolossalen Gewinn, dem Moloch des Geldes die sauer erworbenen Spargelder des verstorbenen Vaters oder der heimgegangenen Mutter zum Opfer brachten. So wurden Millionen über Millionen zusammengetrogen und zusammengelogen, und das Gründertum der Christen, Juden und Judengenossen hatte dabei allen Grund, sich seiner ersten Erfolge zu freuen. Auch die nächsten Erfolge entsprachen noch den gestellten Erwartungen; denn die auf Borg angekauften großartigen Maschinen thaten ihre Schuldigkeit, die große Zahl der angeworbenen Arbeiter erhielt mit Vergnügen die höchsten Lohnsätze ausgezahlt, und durch den flotten Betrieb des scheinbar so brillant rentierenden Geschäftes wurde ein Rennen und Jagen, ein Wetten und Wagen großgezogen, für welches wir in der Geschichte des deutschen Volkes vorher kaum ein ähnliches Beispiel gehabt haben. Die Habsucht nach Geld und die Gier nach Genuß erfüllte die Reichen wie die Armen, und während jene in einem schier unbegreiflichen Leichtsinn die durch Lug und Trug zusammengeschwindelten Gelder kaum rasch genug verprassen und verschleudern konnten, führten die Armen, d. h. die dem Handwerke und dem Ackerbaue entzogenen Arbeiter ein Leben wie der reiche Mann im Evangelium, d. h. sie lobten sich etwas Gutes *auf* den Leib und etwas Gutes *in* den Leib! Die Arbeiter ahmten eben einfach das nach, was ihnen ihre reichen und „gebildeten" Herren vorlebten. So entstand durch die Geldgier und den Sinnengenuß ein Pöbel von *oben* und ein Pöbel von *unten*, und so kam es bald dahin, daß das vom Mammonsdienste verblendete Volk bald in den jubelnden Ruf ausbrach: „Lasset uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot." Das Wort des Psalmisten: „Wenn ich nur *Gott* habe" wurde bald in das andere verkehrt: „Wenn ich nur *Geld* habe"; und Gott, Christentum, Sittlichkeit, Seelenglück, Gewissensruhe und Gemütsfriede wurden als nicht Geld einbringende Dinge in die Rumpelkammer der Vergessenheit geworfen. So ging es von Gründung zu Gründung, von Schwindel zu Schwindel, vom Hochmute zum Übermute, von der Habgier zur Genußsucht, von der Genußsucht zum Materialismus, zum Atheismus, von da mit raschen Schritten ins Verderben und in jenes grausige Verhängnis hinein, welches unser Volk in ganz bezeichnender Weise „den großen *Krach*" genannt hat.

Der große Krach mußte kommen; denn jedes begangene Unrecht ist ein Wechsel, den die Zukunft am Verfalltage unweigerlich einlösen muß. Es giebt eben eine sittliche Weltordnung, welche sich nicht ungestraft verletzen läßt! Aber daß der lange vorausgesehene Krach in so furchtbarer Weise kommen würde, daran hatten wohl nur wenige geglaubt. Er kam — und er kam wie ein verheerendes Hagel- und Donnerwetter, das mit seinen fahlen Blitzen hell hineinleuchtete in die rabenschwarze Nacht der Sünde; er kam wie ein soziales Ungewitter, dessen rollende Donner auch die Schläfrigsten aus ihren Träumen aufrüttelte. Die Reichen, welche 40- bis 60000 Thlr. hochprozentige Spekulationsaktien in eisernen Geldschränken wohlverwahrt liegen hatten, mußten es nach dem 13. Mai 1873 erfahren, daß ihre Schwindelpapiere in kurzer Zeit auf 300, 200, 100, 50, 30 und endlich auf 0 heruntersanken und schließlich nichts weiter wert waren, als zum Tapezieren der Wände benutzt zu werden. Die festesten Handlungshäuser wankten und zogen auch solide Firmen des In- und Auslandes in ihr Verderben hinein. Wie in einem dichten Hagel folgte Bankrott auf Bankrott, Konkurs auf Konkurs. Eine Menge Fabriken mußten geschlossen werden, und die Heerscharen nun brodlos gewordener Arbeiter wurden entlassen. Nun kam die Not, die liebe Not! Die einen, vom Triebe der Selbsterhaltung geleitet, fingen an sich einzuschränken und mit dem wenigen, was ihnen noch übriggeblieben war, hauszuhalten; die anderen dagegen warfen sich der Sozialdemokratie in die Arme und halfen dadurch das Übel noch um ein bedeutendes verschlimmern. Die krasseste Selbstsucht wurde als das Programm der Zeit proklamiert. Was aber diese Selbstsucht zu leisten vermag, das hat uns nicht allein die durch die Thomassche Höllenmaschine hervorgerufene Greuelthat in Bremerhaven gezeigt, sondern dafür haben uns auch die fluchwürdigen Attentate auf das geheiligte Haupt unseres Kaisers Beispiele geliefert. Deutschland fing an, sich vor dem Auslande zu schämen und auf Ausnahmegesetze zu sinnen. Aber auch die Ausnahmegesetze konnten es nicht hindern, daß die unter dem Banne des Egoismus stehende Welt immer schlechter und in der Schlechtigkeit immer raffinierter wurde, so daß viele schließlich, wie neulich eine Zeitung ganz richtig sagte, das Leben gleichsam nur noch als einen Sack ansahen, der nichts weiter als den Zweck hat, allerlei Genüsse in ihn hineinzustecken; ging der Inhalt dieser Genüsse auf die Neige, oder bekam der Sack ein Loch, so daß der Inhalt aus-

rann, so warf man ihn einfach weg, d. h. man nahm eine Dosis Gift, schoß sich eine Kugel durch den Kopf, oder trat, wie es erst neuerdings vorgekommen ist, mit einer brennenden Dynamitpatrone im Munde, mitten in eine fröhliche Tanzgesellschaft und ließ sich das Gehirn zerschmettern und nach allen Ecken hin verspritzen*). Und dann wird der Mensch begraben, und dann ist's aus, aus für immerdar, denn wie weit in dieser Beziehung der moderne Unglaube gekommen ist, das zeigt uns die Überschrift über dem Eingangsthor der freien Gemeinde zu Berlin:

„Mach hier das Leben gut und schön;
Kein Jenseits giebt's, kein Wiedersehn!"

Ist's aber erst so weit gekommen, daß der Glaube an ein Jenseits, an eine Vergeltung und an die Verantwortlichkeit des einzelnen Menschen geleugnet wird, so daß der Mensch schließlich gar nicht mehr danach fragt, welchen hohen Zweck das Leben eigentlich hat, und wozu er da ist, dann ist es ja auch erklärlich, daß man dann auf das Leben und das Erdenglück seiner Mitmenschen nicht mehr achtet und sich deshalb Angriffe auf das Leben, die Ehre und das Eigentum anderer erlaubt, deren Zahl in der Strafgesetzpflege aus den Jahren 1871—1877 eine geradezu schaudererregende Steigerung erfahren hat. Es ist ein soziales Trauergemälde ohnegleichen, wenn uns Dr. Viktor Böhmert in seiner Statistik des Königreichs Sachsen erzählt, daß dort von 1871 bis 1877 die strafrechtlichen Verurteilungen um 93,79 %, die bestraften Vergehen gegen das fünfte Gebot um 473 %, die Zahl der Selbstmorde um 70 %, die Vergehen wegen Unzucht mit Kindern unter vierzehn Jahren um 825 % zugenommen haben. In anderen deutschen Staaten ist es leider nicht viel anders. So hat z. B. das preußische Justizministerium kürzlich einen ausführlichen Bericht über die Thätigkeit der preußischen Schwurgerichte im Jahre 1878 veröffentlicht, aus welchem leider zu ersehen ist, daß die Verbrechensziffer bis dahin noch immer im Wachsen begriffen war. Denn während die Gesamtzahl der zur Verhandlung gelangten Verbrechen, einschließlich des Versuchs und der Teilnahme, 1877 sich auf 12807 belaufen

*) Vgl. Dr Masaryk, Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung (Wien 1881) und A. v. Öttingen, Über den akuten und chronischen Selbstmord (Dorpat, bei Karow).

hatte, stieg sie 1879 auf 14022, d. i. eine Zunahme von beinahe 18 %, während die normale, d. h. dem Wachstum der Bevölkerung entsprechende Zunahme nur circa 1,17 % betragen hätte. In seiner unlängst erschienenen Schrift über obligatorische und fakultative Zivilehe, warnt A. v. Öttingen zwar vor allzu schwarzseherischer Ausdeutung und Ausbeutung der Zahlen der Kriminalstatistik, wobei er namentlich auf die bekannte, bereits in fünfter Auflage erschienene Broschüre des Pfarrer Stursberg: „Die Zunahme der Verbrechen in Deutschland", Bezug nimmt. Er wirft derselben mit Recht vor, daß sie in ihrem vergleichenden Rückblick einen falschen Ausgangspunkt nehme, indem das Jahr 1871, von welchem sie anhebt, ein exceptionelles Jahr gewesen sei. Dies ist ganz richtig; indes das Ergebnis ist immer noch ein hinreichend düsteres, wenn man z. B. das Jahr 1872 als Ausgangspunkt nimmt. Die Skala ist alsdann folgende:

| 1872 | 1873 | 1874 | 1875 | 1876 | 1877 | 1878 |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 8198 | 8546 | 9444 | 10268 | 11222 | 12807 | 14022 |

also ein Wachstum der Verbrechen von über 70 %! Sind das aber Thatsachen, die sich absolut nicht in Abrede stellen lassen, dann wird man auch zugestehen müssen, daß ich in meinen bisherigen Darlegungen die Farben durchaus nicht zu stark aufgetragen, sondern die Verhältnisse genau so geschildert habe, wie sie thatsächlich sind. Ich will hier nicht untersuchen, inwieweit dem eingerissenen Verbrechertum ein Teil unserer deutschen Presse dadurch Vorschub geleistet hat, daß dieselbe die Gerichtsverhandlungen über die skandalösesten Schandthaten in den Zeitungen mit einer so wollüstigen Ausführlichkeit bringt, daß man diese Zeitungsberichte geradezu für methodische Anweisungen des Verbrechertums betrachten muß, ich möchte deshalb auch nur einfach konstatieren, daß diese aus nichtswürdiger Abonnentenjägerei entspringende Sucht, die Mordlust im Volke zu schüren, den raffinierten Betrug umständlich zu beschreiben und die größten Schandthaten aller Welt so anschaulich wie möglich vor die Seele zu malen, ganz unsäglichen Schaden gebracht hat und im Interesse des Volkes, besonders aber im Interesse unserer Jugend nicht tief genug beklagt und nicht scharf genug gebrandmarkt werden kann. Kann überhaupt eine Macht zur Besserung unserer Verhältnisse etwas beitragen, so ist es in erster Linie die Presse, denn diese vor allem hat den hochwichtigen Beruf, eine ehrliche Wächterin der öffentlichen Sittlichkeit zu sein und jede geistige Verwilderung in der gewissenhaftesten

Weise Einhalt zu thun. Möchte doch diese Weltmacht ihres hohen Berufs allzeit eingedenk sein!

So ist es gekommen! Und wie steht nun die Sache *heute*? Hat unser Volk aus der Geschichte der letzten zehn Jahre sich nun wirklich ernste Lehren für seine Zukunft gezogen? Ist es zu der Überzeugung des Propheten Jeremias gekommen: „Es ist deiner Bosheit Schuld, daß du so gestäupet wirst, und deines Ungehorsams, daß du so gestrafet wirst" (Jer. 2, 19)? Es würde gewiß uns allen eine große Freude sein, wenn wir die Frage mit einem aufrichtigen „Ja" beantworten könnten; aber wer *kann* das? Unsere Verhältnisse sind jetzt gegen früher ja zwar vielfach ganz *anders*, aber sie sind nicht *besser* geworden. Es hat sich gegenwärtig ein Verhältnis herausgebildet, das uns unwillkürlich an die Zustände eines *uneinigen Haushaltes* erinnert. So lange Mann und Frau ihr genügendes Auskommen haben, geht alles ganz prächtig; wenn aber die Not, dieser Prüfstein der echten Liebe, an die Thüre klopft, dann hat es in vielen Fällen mit der Liebe und dem Frieden ein Ende, dann macht der Mann der Frau Vorwürfe, und die Frau schiebt die Schuld dem Manne in die Schuhe, und schließlich ereifern sich beide in der liebloseſten Weise mit, über und gegen einander bis zur Hitze des Skandals und bis zum Entschluß der Scheidung. Es ist eben mit der Not des Lebens eine eigene Sache. Unsere Vorfahren hatten dafür ein zwar recht derbes, aber doch ganz wahres Sprichwort, indem sie sagten: „Die Sonne macht den Dreck hart und die Butter weich", — d. h. bei dem einen verhärtet und verschlechtert das Unglück das Herz und bei dem anderen macht es die Seele sanft und das Herz zum Guten geneigt. Es kommt eben alles aufs *Herz* an. Herz gut, alles gut; Herz schlecht, alles schlecht. Mit unserer Herzensstellung zu den Schicksalen, die uns treffen, ist es ganz ähnlich wie mit der Stellung der Erde zur Sonne. Die Sonne sendet ihre Strahlen zu allen Zeiten, im Sommer wie im Winter, mit derselben Wärme auf die Erde, aber auf die *Erde*, d. h. auf ihre *Stellung* zur Sonne kommt's an, ob wir Frühling oder Winter, Wärme oder Kälte, Tag oder Nacht haben. So kommt es auch in den Nöten des Lebens auf die Stellung des Menschenherzens an. Den einen zieht die Not hinauf, den anderen hinunter; den einen macht sie still und sanft, den anderen dagegen heftig und grimmig. Die letztere Wirkung scheint heutzutage in einem großen Teile unseres Volkes die vorwiegende zu sein; denn wohin man sieht, ist Streit und Zank, Unfrieden und Kampf, Hader

und Haß. Da ſtreiten ſich die Konſervativen mit den Nationalliberalen, die Sozialdemokraten mit den Fortſchrittsleuten, die Ultramontanen mit den Staatsparteien, die Konfeſſionellen mit den poſitiv Unierten, die Mittelpartei mit den Proteſtantenvereinlern, die Freihändler mit den Schutzzöllnern; da ſtreiten ſich alle um alles und vergeſſen dabei das eine, was not thut, das Erbarmen mit dem Vaterlande und die Liebe, die nicht das Ihre ſucht. Und mit der Verſchiedenheit der Meinungen iſt's ihnen noch nicht genug; denn durch Agitationen und Wühlereien aller Art wird das ruhebedürftige Volk jetzt wie ein Jagdhirſch gehetzt und die Parteiwut bis zur Siedehitze geſchürt, ſo daß ſchließlich der Klaſſen- und Raſſenhaß mit finſterer Miene auf den Kampfplatz tritt und vollen Ernſt macht, ſeine Hand in Blut zu tauchen und ſeine Rechte vom Himmel herunterzuholen. Das Gemeinſame dieſes Hetzens und Jagens des Parteiweſens aber iſt die Eigentümlichkeit, daß die Menſchen jetzt das Vertrauen zu ſich ſelbſt und den Glauben an den Sieg der Wahrheit ganz verloren zu haben ſcheinen und deshalb jetzt auch nicht mehr als Einzelmenſchen, ſondern nur noch in einem ſtreng geſchloſſenen Genoſſenſchafts- und Cliquenweſen kämpfen. Die „Menge" muß es eben bringen, und der Materialismus der äußeren Macht muß den Mangel an innerer Wahrheit zu erſetzen ſuchen. So iſt es gekommen, daß jetzt die Partei alles und der Einzelne nichts iſt! Sind wir doch auf dieſem Wege ſchon an dem Punkte angelangt, daß man die ſchöne Tugend der Parteiloſigkeit und der unparteiiſchen Beurteilung für Schwäche, wenn nicht gar für Charakterloſigkeit hält; ſo daß heutzutage viele, um nicht jenem Verdachte anheimzufallen, ſofort bereit ſind, ſich einer möglichſt extremen Partei anzuſchließen und an dem großen Keſſeltreiben der Verfolgung Andersdenkender je nach gegebener Ordre mit allem Eifer teilzunehmen. Ich habe einen guten Freund, der pflegt mir immer zu ſagen: „Der Wein in der Flaſche iſt jetzt die Nebenſache, die Etikette dagegen iſt die Hauptſache!" Ich glaube in der That, daß er nicht gar ſo unrecht hat; denn ob du heutzutage ein ehrlicher, braver Mann biſt, das iſt ganz egal, darauf kommt's ja ſchon lange nicht mehr an; — aber ſchwarz mußt du ſein, wenn du das Schoßkind der Schwarzen ſein willſt; rot mußt du ſein, wenn du das Schoßkind der Roten ſein willſt; Mittelfarbe mußt du haben, wenn dich die Mitglieder der Mittelpartei unterſtützen und rühmen ſollen; Scheuleder mußt du haben, damit du nicht mehr ſehen kannſt, was

hüben oder drüben vorgeht: die erforderliche Etikette mußt du dir aufkleben lassen, und dann ist alles gemacht. Es ist schlimm, daß es so ist, aber es ist so. Dazu kommt dann aber auch noch der andere und schlimmere Übelstand, daß sich diese Parteikämpfe meist gar nicht um das nationale Gesamtinteresse, das Wohl des Vaterlandes und das Glück unseres Volkes drehen, sondern ganz andere und — Gott sei's geklagt — oft recht unedle Motive haben. Bekanntlich nützt jede Partei sich selbst immer am meisten, wenn sie mit hingebender Liebe dem Ganzen dient; aber wer fragt denn noch nach dem Wohle des Großen und Ganzen? Wer kümmert sich noch um das Heil der einzelnen Seele? Herrschen: das ist die Losung; Kampf: das ist die Parole. Haben: das ist der Preis; Interessenpolitik: das ist das Ziel! Und bei diesem Kampfe um die Parteiherrschaft, bei dieser Parteiwut theologischer, politischer und wirtschaftlicher Heißsporne, wie viel und wie schwer wird da an unserem Volksleben gesündigt — gesündigt nicht allein durch die unchristliche Lieblosigkeit, sondern auch durch den Mangel an Wahrheit und die abscheuliche Frechheit der Lüge. Was wird doch im Interesse des Parteiwesens nicht alles zusammengelogen! Wir haben in der Logik einen Satz, den Satz der Einerleiheit (principium identitatis), den wir gewöhnlich in die Formel a=a zu kleiden pflegen und der besagen will, daß die Wahrheit nur eine sein kann, so daß man deshalb sauer nicht süß, weiß nicht schwarz und gut nicht schlecht nennen soll. Aber nun lesen Sie doch nur einmal einen Bericht über ein und dieselbe Verhandlung etwa in einem Welfenblatte, oder in einem Fortschrittsblatte, einer nationalliberalen, konservativen, oder ultramontanen oder freigemeindlichen Zeitung, nicht zu gedenken des Sigelschen „Bayerischen Vaterlandes", das seine Nummer vom 18. Januar d. J., als dem Gedenktage der Gründung des Deutschen Reiches, mit einem schwarzen Trauerrand erscheinen ließ; man lese also nur einmal verschiedene Zeitschriften und dann fragen Sie Sich doch: „Was ist denn nun eigentlich Wahrheit?" Oder sehen Sie Sich, wenn Sie das überaus Traurige unserer Verhältnisse noch schmerzlicher kennen lernen wollen, einmal die stenographischen Protokolle unserer Parlamente, etwa vom 20. und 22. November des vorigen Jahres an und prüfen Sie dann, wie oft selbst dort, wo die Blüte der Nation versammelt ist, infolge der heißspornigsten Parteiverblendung gegen den in Rede stehenden einfachen Satz einer gesunden Logik gesündigt wird. Beschränkte man sich überall auf die ruhige Auseinandersetzung der Thatsachen und die wahrheits-

gemäße und objektive Begründung der in Rede stehenden Fragen, dann wäre ja durch den Streit der Sache ein guter Dienst erwiesen; aber statt dessen bezeichnet der eine Redner das eine oder andere Gesetz, oder diese oder jene Maßregel für das größte Glück und der andere für das größte Unglück, und dann erschallen aus den Reihen der einen Partei laute „Bravo!“, während zur gleichen Zeit aus den Reihen der anderen die lauten und anhaltenden Zeichen des „Zischens“, wenn nicht die verächtlichen Ausrufe „Pfui, pfui!“ ertönen. ¡Was, um alles in der Welt, soll denn dann der einfache Mann im Volke über solche Vorkommnisse denken, wie soll er sich dann noch ein Urteil über Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge bilden! Es muß ja notwendigerweise dann in den Kreisen unseres Bürger- und Bauernstandes eine wahrhaft babylonische Gedankenverwirrung entstehen, der gegenüber die ruhige und objektive Erforschung und Feststellung der Wahrheit und die Achtung vor den Autoritäten in die weitesten Fernen gerückt wird. Und das alles um der Parteiherrschaft willen! Nicht um dem Volke zu nützen, sondern um den Gegnern zu schaden! Was an der Kraft der Wahrheit fehlt, muß dann die Gewandtheit der Zunge oder die Kraft der Lunge ersetzen! Solchen Thatsachen gegenüber werden Sie mich auch verstehen, wenn ich behauptet habe, daß die Zeiten jetzt zwar andere, aber nicht bessere geworden sind, und daß wir in Zuständen leben, für die der Vergleich mit einem uneinigen Haushalte wohl nicht so ganz unzutreffend ist. Es fehlt in unseren Verhältnissen nicht an Mut, wohl aber an selbstlosem Gemeinsinn, es fehlt nicht an gewandten Rednern, wohl aber an thatkräftigen Helfern, es fehlt nicht an Haß und Groll, wohl aber an der barmherzigen Liebe zu unserem armen Volke, an jener Samariterliebe, die einst vor 1800 Jahren die Welt erlöst hat und deren ganzes Dichten und Denken auch noch heute darauf gerichtet sein sollte, zu helfen, zu heilen, zu retten und zu erlösen. Und so bin ich bereits unvermerkt zum zweiten Teile unserer Betrachtung gekommen, der uns die Beantwortung der Frage stellt: „Was haben wir zu thun, um unser armes deutsches Volk wieder auf den rechten Weg zu führen und ihm das verloren gegangene Glück wieder zu gewinnen?“

## II.

Ehe wir zur Beantwortung unserer zweiten Frage schreiten, gestatten Sie mir erst noch die Voraussendung einer zwiefachen Mah-

nung: 1) Lassen Sie uns dafür sorgen, daß wir nicht dem Pessimismus der Verzweiflung anheimfallen, und hüten wir uns 2) vor dem Optimismus des Phrasentums.

Der Pessimismus unserer Tage ist eine der gefährlichsten Krankheitserscheinungen der Gegenwart. Von der wehmütigen Klage des Dichters ausgehend:

„Nicht rühmen kann ich's, nicht verdammen,
Untröstlich find' ich's allerwärts",

reden sich die von ihm Besessenen in eine Schwarzseherei und Räsonniersucht, eine Verstimmung und Gemütsverbitterung und dadurch in eine Mut- und Thatenlosigkeit hinein, der gegenüber man sich nicht allein selbst sowohl den Frieden des Herzens wie die Möglichkeit der Besserung der Verhältnisse raubt, sondern auch, wie bei jeder epidemischen Krankheit, ansteckend auf andere einwirkt. Und dazu liegt denn doch, wenn man sich die Verhältnisse mit klarem Blicke ansieht, jetzt noch durchaus kein Grund vor; denn unsere gegenwärtigen Zustände sind zwar beklagenswert, aber doch noch nicht unheilbar; sie sind bedenklich, aber nicht derart, daß man den Mut und die Hoffnung auf Besserung zu verlieren brauchte. Oder soll ich vielleicht an die (am 16. Februar c.) im preußischen Herrenhause gesprochenen Worte des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck erinnern: „Ich halte die Klagen, welche erhoben werden, ganz und gar nicht für unberechtigt; aber wenn ich mich in anderen Ländern umsehe, muß ich doch sagen, daß das Lamentieren bei uns doch etwas zu weit geht. Es geht uns, ich will nicht sagen, besser, als wir verdienen, aber besser als den meisten anderen Ländern. Sehen Sie Sich um in Europa von Osten bis zum Westen, bei den reichsten und uns in der Zivilisation gleichstehenden Nationen, von der Spitze von Morea bis zu den fernsten bewohnten Inseln im Nordwesten, von Gibraltar bis zur Newa; finden Sie irgendwo Zustände, mit denen Sie zu tauschen bereit wären, die so verführerisch wären, daß Sie sagen möchten: ‚Da laßt uns hinziehen'? Finden Sie irgendwo den sicheren Hafen, in den Sie vor den Wolken, welche bei uns in Deutschland den Himmel verdüstern, entrinnen vermöchten?" — — Und dann muß man doch auch zugestehen, daß im Vergleiche zu jetzt unser deutsches Volk im Laufe seiner Geschichte doch noch ganz andere und ungleich schwierigere Krisen durchgemacht und dieselben mit Hilfe der kerngesunden Natur seines Wesens glücklich überstanden hat, — warum sollten wir denn gerade jetzt ver-

zagen und an dem guten Erfolge des nationalen Geneſungsprozeſſes verzweifeln? Und wer von uns kurzſichtigen Sterblichen weiß es denn, ob das, was uns jetzt als das größte Unglück erſcheint, nicht vielleicht gerade die notwendige Vorbedingung zu unſerem ſpäteren Glücke iſt? Hat denn jemand vielleicht 1806 nach der Schlacht bei Jena daran gedacht, daß der erſte dort fallende Kanonenſchuß nichts anderes war, als das Signal für die Volkserhebung in den Freiheitskriegen? In dem Fluten und Wogen einer bewegten und hochaufgeregten Zeit kann man ſich niemals ein klares Urteil über das Ziel und den ſchließlichen Zweck derſelben bilden, denn dazu gehört eine Adlernatur, die alle Verhältniſſe hoch von oben zu überſchauen imſtande iſt; in jedem Falle aber iſt es eine Thatſache, daß Gewitter und Stürme immer reinigender Natur ſind, und daß man ſich deshalb auch nicht zu fürchten braucht, wenn mitten in des Winters Strenge der Tauwind wutſchnaubend über die Fluren brauſt und in ſeiner ungebändigten Kraft die Schneewehen wildwirbelnd vor ſich hertreibt, als ob er das Licht der Sonne auslöſchen wollte; wir wiſſen es ja doch:

„Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als ſei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut,
Es muß doch Frühling werden!"

Nein, nein, wir dürfen nicht verzweifeln und verzagen, ſondern müſſen uns den Blick klar, den Mut fröhlich und die Hoffnung friſch erhalten. Mut verloren, heißt alles verloren!

Und in der That: zu dieſem Mut haben wir eine um ſo größere Berechtigung, als es ja anerkanntermaßen neben den mancherlei Schattenſeiten unſerer Zeit doch auch nicht an der erforderlichen Zahl von Lichtſeiten fehlt. Wenn wir von dieſen Lichtſeiten heute nicht in eingehender Weiſe geſprochen haben, ſo hat das ſeinen Grund nicht etwa darin, daß wir blind gegen das Gute der Gegenwart wären oder die Exiſtenz löblicher Eigenſchaften aus böswillig-tendenziöſer Abſicht verſchweigen wollten, die Urſache liegt vielmehr in dem Zwecke und Gange unſerer Betrachtung, bei der es uns vor allem auf die Heilung vorhandener Schäden ankam, ſo daß wir infolge dieſer aufrichtig-wohlmeinenden Abſicht genötigt waren, im Intereſſe des Heilungsprozeſſes den Krankheitsſymptomen in bevorzugter Weiſe unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Hüten wir uns alſo vor dem

Pessimismus! Aber hüten wir uns 2) auch vor dem Optimismus, der sich in seiner harmlosen Weise leider sehr oft von der Schmeichelei sogenannter guter Freunde in den Schlummer der Sorglosigkeit einwiegen läßt. Glauben Sie es mir: es gehört schon ein gutes Teil Welterfahrung und Menschenkenntnis dazu, um die wahren und falschen Freunde des Lehrerstandes mit scharfem Blicke zu unterscheiden. Es gelten manche für hochangesehene Lehrerfreunde und sind doch schließlich nichts anderes als verblendete und verblendende Schmeichler, während mancher ehrliche Mann es sich gefallen lassen muß, verkannt zu werden, wenn er in wohlerstandenem Interesse des Lehrerstandes nicht in den Moderuf mit einstimmt: „Groß ist die Diana der Epheser!“ Wer die Verhältnisse genau kennt, wird nicht umhin können zuzugestehen, daß die Schmeichler, die Phrasenhelden und die Schreier den Lehrern oft ungleich größeren Schaden zugefügt haben, als alle Feinde des Lehrerstandes zusammengenommen — zugefügt durch die Maßlosigkeit ihrer Reden, durch die Unbesonnenheit ihrer Urteile, durch die Übertreibung ihrer Behauptungen oder durch die totale Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse. Wer ein Herz für den Lehrerstand hat, wird ja z. B. ohne weiteres der Behauptung zustimmen, daß von einer gründlichen Bildung der Lehrer, einer ausreichenden Besoldung ihres Amtes und einer zweckmäßigen Schulaufsicht so außerordentlich viel abhängt, daß es nicht allein als eine schwere Prüfung für den Lehrerstand, sondern auch als ein großes Unglück für unser Volk und seine Schulen angesehen werden muß, wenn diese Verhältnisse nicht in einer mit Wohlwollen allen beteiligten Faktoren Rechnung tragenden Weise geregelt werden. Das Volk selbst hat davon den größten Schaden! Aber so gerechtfertigt und wohlbegründet derartige Verhandlungsgegenstände auch sind, so läßt sich doch das eine nicht in Abrede stellen, daß die Art und Weise, der Ton und die Form, der Ort und die Zeit, wie und wo die Verhältnisse vielfach behandelt worden sind, oft derart gewesen ist, daß der guten Sache dadurch nicht allein nicht genützt, sondern dem Lehrerstande geradezu in der empfindlichsten Weise geschadet worden ist. Gerade in diesem Punkte ist so viel gesündigt und durch Wort und Schrift den Feinden der Schule und der Lehrer so viel willkommenes Material in die Hände geliefert worden, daß man ausrufen möchte: „Behüte uns Gott vor unseren Freunden; mit unseren Feinden wollen wir schon selbst fertig werden.“ Nicht minder schaden-

bringend wie dieser Mangel an sittlichem Takt ist dann auch die unbesonnene Anwendung von eitlen Phrasen und Schlagwörtern gewesen, mit denen man in manchen Kreisen eine geradezu luxuriöse Verschwendung getrieben hat. Unter vielen Beispielen greife ich nur eins heraus, indem ich an die bekannte Phrase erinnere: „Vor Königgrätz hat nicht das preußische Zündnadelgewehr, sondern der deutsche Schulmeister gesiegt.“ Als das geflügelte Wort aufkam, habe ich bald nachher auf das Gefährliche dieser Phrase aufmerksam gemacht und die Warnung beigefügt: „Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse“ *), ich habe bei jener Gelegenheit an eine Stelle in Riehls vielgelesenem Buche „Die Familie“ erinnert, in welcher Radowitz die Perioden der Pädagogik in geschmeichelte und geprügelte unterscheidet, und daran die Mahnung geknüpft, daß, wer solche Schmeichelphrasen annehmen wolle, auch die Verantwortung übernehmen müsse, wenn die Zeiten einmal wieder andere und — schlechtere würden. Und nun sind die Zeiten schlecht geworden und die unüberlegte Phrase hat ihre bitteren Früchte gebracht; denn der Schulmeister von Königgrätz ist jetzt der Prügeljunge geworden, auf dem alle Welt herumzutrommeln ein Recht zu haben glaubt. Das ist der Fluch der Phrase! Lassen Sie uns deshalb auch ganz offen und ehrlich eingestehen: Es ist nun ein- für allemal nicht wahr, daß wir die Herren der Welt sind und alles machen können, was wir wollen, sondern die Schule ist im großen Multiplikationsexempel der gesamten Volksbildung nur ein einzelner Faktor und kann erst im Vereine und unter Mithilfe der anderen Faktoren, des Staates und der Kirche, der Familie und der Gemeinde, der Sitte und Gesetzgebung, der Litteratur und der Presse, des Handels und Wandels, der Kunst und Wissenschaft u. s. w., die zu wünschenden Erfolge erzielen. Durch dieses Geständnis der Wahrheit erniedrigen wir uns nicht, sondern können die Sache nur fördern. Lassen Sie uns aber an diesem einen Beispiele auch zugleich die Lehre nehmen, dem Phrasentum der Schmeichelei, der Übertreibung aufhetzerischer Schreihälse und dem widerwärtigen Klatsch einer skandalsüchtigen Presse ein- für allemal den Rücken zu kehren. Die Dämonen der Eitelkeit, welche sich in den weiten Faltenmantel der Beredsamkeit einhüllen, sind und bleiben Dämonen, auch wenn ihnen die Worte süß wie Honig vom Munde fließen. Vielleicht ist die Mahnung jetzt

*) Kehr in Dittes' Jahresbericht, Jahrg. 1873, Bd. XXV, S. 255 ff.

nicht mehr so notwendig als ehedem, aber es kommen doch auch heute noch Fälle vor, wo die verschiedenen religiösen und politischen Parteien um die Gunst der Lehrer buhlen und der Volksschule gegenüber sich als die liebenswürdigsten Brautwerber aufspielen. Freilich zeigt sich ihre „nie rostende Liebe" gewöhnlich immer erst, wenn die Wahlen zum Abgeordnetenhause oder zum Reichstage vor der Thür stehen. Aber dann werden auch alle Schleusen der Beredsamkeit geöffnet, und es wird den Siegern von Königgrätz das Füllhorn der schönklingendsten Versprechungen in einer so ausgiebigen Weise ausgeschüttet, daß man beim Anhören der verlockenden Sirenenstimmen ganz unwillkürlich an Papagenos Glockenliedchen in Mozarts Zauberflöte: „Das klingt ja so herrlich, das klingt ja so schön", oder an die süßen Schmeicheleien des Goetheschen Erlkönigs:

„Komm, liebes Kind, komm, geh mit mir,
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir",

erinnert wird. Wenn aber die Wahlschlacht geschlagen und der gewünschte Erfolg erzielt worden ist, dann heißt es, wie in Schillers Fiesko:

„Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen."

Und was folgt daraus für uns? Giebt uns diese Thatsache vielleicht ein Recht zur Erbitterung? O nein. Das einzige, was wir daraus zu lernen haben, ist einfach die Lehre: „Die Vorsicht ist, gleich der Gottseligkeit, zu allen Dingen nütze", und: „Laß dich nicht in das Schlepptau der Interessenpolitik nehmen, sondern lege die falsche Meinung ab, als ob die Liebe zum Lehrerstande von der einen oder anderen Partei in Erbpacht genommen sei." Es giebt in allen Parteien brave Leute und in allen — wunderliche Heilige. Nicht die Partei, sondern der Charakter des Mannes macht's, nicht die Etikette, sondern der Inhalt des Menschen, sein sittlicher Wert, die Unbescholtenheit seines Wandels, seine aufrichtige Liebe zum Volke, seine Sorge für das Wohl der Gesamtheit, sein heiliger Eifer, der Welt durch Wahrheit und Liebe dauernd zu nützen, seine Uneigennützigkeit, die mit unserem Vater Pestalozzi sagt: „Alles für andere; für sich nichts"; — das ist es, worauf es ankommt und worauf es allein ankommt. Wer diese höhere und sittliche Stellung zur Sache einnimmt, wird sich dann auch nicht wägen und wiegen lassen von allerlei Wind der Lehre, durch Schalkheit der Menschen und Täuscherei, damit sie uns erschleichen, zu verführen. Wenn man bedenkt,

wie einfach und leicht begreiflich die Wahrheit ist, daß die Schule nie und niemals einer bestimmten Partei dienen darf, sondern eine Sache der gesamten Nation sein muß und als solche die Aufgabe hat, die Jugend zu der sittlichen Freiheit zu erziehen, welche alle geschickt macht, jede andere Freiheit in rechter Weise gebrauchen zu können, — wer ferner erwägt, daß dazu alle Kräfte und Parteien, regierende wie regierte, mithelfen sollten, so daß — wie Harnisch sagt — die Ideen, gleich dem Wasser, das von den Bergen ins Meer fließt, und von den Meeren durch die Wolken wieder auf die Berge steigt, von oben nach unten herab- und von unten nach oben hinaufsteigen können: — wer diese Stellung in recht sorgfältiger Weise erwägt, der wird sich sicherlich auch nur außerordentlich schwer in den Gedanken hineinfinden können, daß die Schule als Spielball zeitweilig herrschender Parteien dienen soll, und daß es noch Leute giebt, welche den schmeichlerischen Einflüsterungen der Interessenpolitik Fron- und Vorspanndienste leisten. Also in Summa: hüten wir uns vor der Verzweiflung des Pessimismus, aber hüten wir uns auch vor dem Optimismus des Parteiphrasentums und sehen wir uns deshalb die Verhältnisse durchaus ruhig, besonnen, klar und ohne alle und jegliche Voreingenommenheit an! Erst dann werden wir in den Stand gesetzt sein, die Frage: „Was haben wir zu thun, um unser armes deutsches Volk wieder auf den rechten Weg zu führen und ihm das verlorengegangene Glück wiederzugewinnen?“ in rechter Weise beantworten zu können.

Die Antwort auf diese Frage ist eine doppelte, je nachdem sie an das gesamte deutsche Volk oder an die deutschen Volksschullehrer allein gerichtet wird. Gilt sie dem ersteren Falle, dann hat uns die Geschichte der letzten zehn Jahre zur Genüge gezeigt, daß die Schuld an unseren jetzigen Zuständen nicht an der oder jener Regierung und nicht an dem oder jenem Berufskreise oder Stande liegt, sondern daß hier eine Gesamtschuld aufgehäuft ist, zu der die ganze Nation und jedes Glied derselben kleinere oder größere Beiträge — sei es in der Form von Begehungs- oder in der von Unterlassungssünden — geliefert hat. Nach allem, was wir bisher gehört haben, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Hauptgrund der jetzigen Verhältnisse lediglich und allein darin zu suchen ist, daß bis jetzt noch viel zu wenig für eine gediegene Volksbildung, besonders für die sittliche Erziehung der Jugend gethan worden

ist, und es liegt darum auch in der Natur der Sache, daß niemand, wer es auch sei, und wo er auch wohne, von der Verpflichtung dispensiert werden kann, den Schaden wieder mit gutmachen zu helfen. In dieser Beziehung handelt es sich deshalb auch ganz einfach darum, daß alle, ohne Ausnahme, die Fehler ablegen, welche uns in das Verderben hineingeführt haben, und alle die Tugenden sich aneignen, welche uns aus der Not wieder herausführen können. Waren die Hauptursachen des Verderbens der Hochmut, der Leichtsinn, die Arbeitsscheu, die Genußsucht, der Luxus, die Verschwendung, der Schwindel, die Selbstsucht, der Materialismus, die Irreligiosität, der Fanatismus und der Parteihader, dann ergeben sich als die zu übenden Tugenden als ganz von selbst: die Rückkehr zur Bescheidenheit, Zufriedenheit, Einfachheit, Sparsamkeit, Besonnenheit, Ehrlichkeit, zum Fleiß, zur Solidität, Wahrheitsliebe, Pflichttreue, Humanität, Vaterlandsliebe und Gottesfurcht. Das alles ist so sonnenklar, daß man die gesamten Forderungen in den einfachen Kinderspruch zusammenfassen könnte:

„Laßt uns besser werden,
Bald wird's besser sein."

Die Krisis muß aufhören, sobald ihre Ursachen beseitigt sind. Handelt es sich aber zweitens um die speziellere Frage: „Was haben wir zu thun, d. h. wir als Volkserzieher, wir als Volksschullehrer, dann erwächst uns noch eine besondere Reihe von teils amtlichen, teils persönlichen Pflichten, deren Erfüllung wir uns ohne der Aussetzung der größten Verantwortlichkeit nicht entziehen dürfen. Das erste, was in dieser Beziehung von uns verlangt wird, ist der sittliche Anschauungsunterricht, d. h. die Darstellung des sittlichen Vorbildes durch unser gesamtes Leben, der Thatbeweis eines berufstreuen und opferwilligen Lehrercharakters, das Reden und Handeln mit der heiligen Kraft einer dem Wahren, Schönen und Guten liebevoll sich hingebenden Persönlichkeit, welche durch die stille Autorität des Göttlichen auch ihre Schüler anzieht und zwar nicht allein zu sich heraufzieht, sondern auch sie über sich emporhebt, hinauf in das Leben der ewigen Ideale und hinein in das Leben einer besseren Welt. Diese Pflicht ist eine ganz unbestrittene, denn „wo das Salz dumm wird, womit soll man salzen?"

Aber diese Pflicht ist noch nicht die einzige, denn es handelt sich bei uns auch noch darum, daß wir die geforderten Tugenden

auch in das Herz der Jugend einpflanzen und sie zu Triebkräften der sittlichen Selbstbildung machen. Es handelt sich deshalb hier auch um die Verpflichtung, die volle Kraft der Liebe an die uns anvertrauten Kinder zu wenden und hier durch heiligen Eifer noch zu retten suchen, was überhaupt noch zu retten ist. Wie Moses in seinem vierzigjährigen Wüstenzuge die Alten absterben ließ und seine ganze Kraft auf die Heranbildung des zukünftigen Geschlechtes richtete, so sollte auch jeder von uns mit dem Lebensmotto Friedrich Froebels an sein Werk gehen: „Kommt, laßt uns unseren Kindern leben!“ In unseren Kindern ruht die Zukunft des Volkes und in unseren Kindern liegt das Glück oder das Unglück zukünftiger Geschlechter. An den Kindern können wir uns, sagt Dr. M. Luther ganz richtig, den Himmel oder die Hölle verdienen. Wohl darum dem Lehrer, der es sich zur Aufgabe seines Lebens macht, die Kinder zu erziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, so daß sie sich willig beugen lernen unter die sittlichen Forderungen des Gewissens, Gehorsam üben gegen Gottes Wort und Gebot, Respekt bekommen vor den Autoritäten sittlicher Größe, fromme Pietät bewahren vor allem Wahren, Schönen und Guten, die rechte Treue üben im Sinne und Geiste Christi, und in dem Lichte seines Evangeliums der Liebe wandeln zur Ehre Gottes und zum Segen der Menschheit! Wohl darum auch dem Lehrer, der klein von sich, aber groß von seinem Berufe denkt und nicht müde wird, der Jugend zu helfen, um dadurch dem Volke zu dienen mit den Gaben des Friedens. Wer sein Amt in diesem Lichte auffaßt und mit Johannes bekennt: „Ich habe keine größere Freude, denn die, daß ich höre meine Kinder in der Wahrheit wandeln“, der wird dann auch nicht allein ein rechter Erzieher sein, sondern sich auch als ein rechter Lehrer der Jugend beweisen. Das Lehramt und der Segen des Unterrichtes wird heutzutage vielfach überschätzt, denn über den wahren Zweck des Unterrichtes ist man in manchen Kreisen leider noch vielfach ganz verschiedener Meinung. Und doch kann darüber, daß der Unterricht nur dann ein wirklich bildender für unser Volk werden kann, wenn er in den Dienst der sittlichen Bildung gestellt wird, seit Comenius gar kein Zweifel mehr bestehen. Handelte es sich darum beim Unterrichte nur um ein totes Wissen, um ein mechanisches Aneignen sogenannter nützlicher Kenntnisse, dann könnte man ja vielleicht denjenigen recht geben, welche sagen: „Unsere Kinder lernen jetzt viel zu viel“; steht aber der Unterricht im Dienste der

ſittlichen Bildung, handelt es ſich dabei alſo nicht allein um die Gewinnung klarer Begriffe, die Erzielung einer ſcharfen Urteilsfähigkeit, ſondern überhaupt um den Erwerb eines auf höhere Ziele ſich hinwendenden Denkens, dann würde man mit noch ungleich größerem Rechte ſagen können: „Unſere Kinder lernen jetzt noch viel zu wenig!“ Könnten die Menſchen wirklich richtig denken, dann würden ſie nicht ſo viele Dummheiten begehen, wie ſie bisher begangen haben, dann würden ſie auch nicht wieder in die Fehler verfallen, an denen die jetzige Nation noch heute krankt. Man ſoll eben nur nicht Wiſſen mit Verſtehen und das Maß der Kenntniſſe nicht mit der Bildung der Urteilskraft verwechſeln, aber man ſoll auch neben der Bildung des Verſtandes nicht die Bildung des Herzens, des Gemütes und des Willens vernachläſſigen und nicht in den Irrtum verfallen, als ob jeder geſcheite Menſch auch eo ipso ein guter Menſch ſei. Die wahre Bildung ruht nicht in der einſeitigen Ausbildung der Intelligenz, ſondern in der Veredelung der Gefühle und in der Heiligung des Willens, und es muß daher auch als eine der wichtigſten Aufgaben des Lehrerſtandes betrachtet werden, in den Kindern auf Grund der erworbenen Kenntniſſe und der edlen Empfindungen ein demgemäß ſich geſtaltendes Leben herausbilden. Daher müſſen die erworbenen Bildungsmittel auch immer und immer wieder im Sinne und Geiſte dieſes Bildungszweckes verwendet werden. Ein wahrhaft gebildeter Lehrer wird darum z. B. auch noch lange nicht damit zufrieden ſein, wenn er ſeine Schüler ſo weit gebracht hat, daß ſie leſen können; denn das Leſen-Können, auf welches die Militärſtatiſtik jetzt einen ſo großen Wert legt, daß ſie an dem bloßen Vorhandenſein dieſer Fertigkeit ſogar einen Maßſtab für die Höhe der Volksbildung zu entnehmen ſcheint, hat an und für ſich nur einen ſehr geringen Wert, ja kann unter Umſtänden ſogar zu einem Mittel der Verbildung und des ſittlichen Verderbens werden, dann nämlich, wenn die echte Lehrertreue und die geſamte Erziehung nicht dafür Sorge trägt, daß die Kinder nur Schönes und Gutes leſen, Geſchmack an allem Edlen bekommen und dem entſprechend auch die erworbene Leſefertigkeit in den Dienſt ihrer ſittlichen Weiterbildung ſtellen. Wie mit der Leſefertigkeit, ſo iſt's auch mit den Religionskenntniſſen, die nur dann den rechten Segen ſtiften, wenn mit ihnen die „Übung in der Gottſeligkeit“ Hand in Hand geht. So iſt's überhaupt mit allem, was in der Schule ge-

trieben und vom Lehrer geleistet wird. Die größte Menschenweisheit und das reichste Wissen gleicht immer und überall nur dem Lichte verwesender Stoffe, das wohl leuchtet, aber nicht erwärmt, wenn nicht die sittlich-charaktervolle Persönlichkeit dazu kommt, die dem Lichte erst die rechte Wärme und dem Leben die wahre Weihe giebt. Sittliche Charaktere zu bilden: das ist also, worauf schließlich alles ankommt und worauf deshalb auch unser gesamtes Denken und Thun, unser ganzes Dichten und Trachten zu lenken ist, wenn es mit der Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechtes und in erster Linie mit unserem Volke besser werden soll. Durch die 50000 deutschen Volksschulen gehen jetzt bekanntlich 92 % unserer gesamten schulpflichtigen Jugend, und wenn deshalb die mehr als 98000 Volksschullehrer und -lehrerinnen des Deutschen Reiches an ihren mehr als sechs Millionen Schülern*) in diesem Sinne und in diesem Geiste mit rüstiger Kraft und hingebender Liebe arbeiten, dann steht auch wohl zu hoffen, daß sich einst noch einmal des edlen Eberhard v. Rochow prophetisches Wort erfüllen wird: „Die Volksschule ist ein Mäuschen, welches die Maschen des Netzes zernagen soll, in dem die Löwenkraft des Volkes gefangen ist." Eberhard v. Rochow sagte, als er diese Worte niederschrieb: „Ich will die Maus sein — Gott helfe mir." Auf, lassen Sie uns ihm nachfolgen!

Soll aber dieses Ziel erreicht werden, dann ist freilich in erster Linie notwendig, daß wir alles, was in unseren Kräften steht, thun, um einen der Erfüllung dieser hohen Aufgabe allseitig gewachsenen Lehrerstand zu bekommen und deshalb nicht allein für eine recht zweckentsprechende Lehrerbildung sorgen, sondern auch im wohlverstandenen Selbstinteresse das Unsere thun, um alle ungeeigneten Kräfte vom Eintritt in die Bildungsanstalten des Lehrerberufs fernzuhalten. Die Zeit des Lehrermangels, in welcher den Seminarien Leute zugeführt wurden und in Anbetracht des Notstandes auch aufgenommen werden mußten, welche weder die erforderlichen Anlagen, noch das erforderliche Maß der Kenntnisse, noch die erforderliche Lust und Liebe zur Sache hatten, hat nicht allein unserem Volke, sondern auch dem Lehrerstande unsäglichen Schaden gebracht. Die Klagen,

*) Wer sich für derartige Mitteilungen interessiert, dem mögen die vom Königl. Statistischen Bureau ausgehenden Publikationen, herausgegeben vom Direktor Dr. Engel in Berlin S. W. (Lindenstraße 28), bestens empfohlen sein. Dieselben können durch jede Buchhandlung bezogen werden.]

welche jetzt hier und da laut werden, lassen sich zum guten Teil auf diesen Übelstand zurückführen. Wir sollten darum auch immer nicht allein um unseres Volkes und der Kinder, sondern auch um unserer *selbst* willen an dem Grundsatze festhalten, daß zum Eintritt in den Lehrerstand die Besten gerade gut genug sind und deshalb auch die Aufschrift des Tempels zu Epidaurus über jede Lehrer-Bildungsanstalt setzen:

„*Reine* nur sollen die Schwelle des göttlichen Tempels betreten,
Aber Reinigkeit ist — frommen Gemütes zu sein."

Und wenn dann die Lehrer-Bildungsanstalten ihre Schüler mit Sachkenntnis und Liebe gebildet, in Treue großgezogen und mit jener Begeisterung erfüllt haben, die dem brennenden Busche auf dem Horeb gleicht, der wohl brannte, aber nicht *verbrannte*, dann muß auch der Lehrerstand in seinen Gliedern weiterhin das Seine thun, um durch *Pflichteifer*, *Berufstreue* und *Charaktertüchtigkeit* der heranwachsenden Nation die edlen Beispiele des Guten zur Nachfolge zu geben. Eine sachgemäße *Fortbildung* kann in dieser Beziehung Großes leisten, wenn der Lehrer immer nur eines ganz treibt und sich recht sorglich davor hütet, ein Allerweltsmann sein zu wollen, der überall zu Gaste geht, aber nirgends recht zuhause ist. Noch mehr Segen aber kann er stiften, wenn er auch durch sein *Thun* anregend auf andere mit einwirkt. Zwar klagt man jetzt oft, daß gerade in dem jüngeren Lehrerstande sich ein Strebertum breit mache, welches die älteren Lehrer verletze und der Achtung des gesamten Lehrerstandes Eintrag thue: — ich bin nicht in der Lage, die Thatsache bestätigen oder in Abrede stellen zu können; aber *wenn* sie wahr wäre, dann möchte ich doch wünschen, daß die älteren Lehrergenerationen ihren ganzen Einfluß geltend machen möchten, um die jüngeren zu der Erkenntnis zu bringen, daß die drei Hilfszeitwörter „sein", „haben, werden" auch auf dem Gebiete des sittlichen Lebens ihre weitgehende Bedeutung haben, daß man nämlich in erster Linie immer erst etwas *sein* muß — vor allem ein recht ehrenwerter *Charakter*, ein fleißiger *Arbeiter*, ein geschickter *Lehrer*, ein biederer *Kollege* —, und daß man erst dann auch etwas *haben* und zuletzt auch etwas *werden* kann. Das Haben und Werden kommt immer erst *nach* dem Sein! Es giebt nun ein- für allemal zur Hebung des Lehrerstandes kein anderes Mittel als die Erfüllung des alten Wahrwortes: „Hebt euch *selbst* und ihr *seid* gehoben." Diesem Zwecke sollen und können auch die *Lehrerkonferenzen* und die

Lehrerverſammlungen — die amtlichen, wie die freien — dienen. Und ſie werden das können, wenn ſie ſich recht fleißig und eingehend mit dem beſchäftigen, was unſerem Volke und den Kindern in unſeren Schulen zum wahren Frieden dient, was den Lehrern zum wirklichen Segen gereicht und jeden Einzelnen in ſeinem Berufsleben in erſprechender Weiſe fördert. Gerade an unſeren Lehrerverſammlungen muß das Volk erkennen, daß wir nicht den Intereſſen der Selbſtſucht dienen, oder im Dienſte der Parteiintereſſen ſtehen, ſondern daß wir nichts anderes als die Förderung einer gediegenen Jugendbildung und einer dauerhaften Volksbeglückung wollen. Der alte Ernſt Moritz Arndt hat ſich in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. einmal ein altes, ehrliches, deutſches Gewiſſen genannt; ich möchte wohl wünſchen, daß auch jede deutſche Lehrerverſammlung ein ſolches altes, ehrliches, deutſches Gewiſſen ſein möchte. Aber eben deshalb meine ich auch, daß aus dieſem Kreiſe auch alle politiſchen Streitfragen, kirchliche Haderſachen oder ſoziale Hetzereien ein- für allemal ausgeſchloſſen bleiben ſollten, denn durch Hereinziehung derartiger Streitſachen wird dem Volke nicht gedient, wohl aber der Lehrerwelt und der Schule in der empfindlichſten Weiſe geſchadet. Hier heißt es, ſich auf die ſpeziellen Aufgaben des Lehrerberufs beſchränken, im kleinſten Punkte die größte Kraft ſammeln und deshalb auch das Wort beherzigen: „Wo Lärm auf den Gaſſen iſt, da gehe fürbaß.“ Es läßt ſich recht wohl ermöglichen, und es muß ermöglicht werden, daß alle Welt bis herunter zum erbittertſten Feinde, vor den Verſammlungen der Lehrer aufrichtige Hochachtung und vollen Reſpekt bekommt, und daß auch anderſeits jeder Teilnehmer an derſelben mit dem erhebenden Bewußtſein nachhauſe in ſeine Schule und an ſeine Arbeit geht: „Ich habe durch dieſe Verſammlung viel gelernt, neue Anregungen bekommen, neuen Mut und neue Begeiſterung gewonnen, ſo daß ich von heute an mit größerem Eifer, mit hingebenderer Pflichttreue und mit heiligerer Liebe in meinem Amte ſtehen werde.“ Und das letztere iſt denn doch ſchließlich die Hauptſache von allem, denn wenn ſich jeder voll und ganz um das bekümmert, was ihm zu thun obliegt, dann werden wir alleſamt nur noch wenig Zeit für andere Dinge übrig haben, unſerem Volke aber wird dann bald um ein Bedeutendes geholfen ſein. Es iſt ja nun doch einmal ſo und nicht anders, daß unſerer Volksſchule und ihren Lehrern weder durch Phraſentum und Parteigezänk, weder durch fromme Wünſche oder papierene Geſetze, weder durch Roſenöl noch durch Aktenſtaub ge-

holfen werden kann, ſondern daß es hier nur eine Hilfe giebt, nämlich die Hilfe der lebendigen That und der tüchtigen, wackeren und unverdroſſenen Arbeit am rechten Platze. Der Schule kann nur geholfen werden in der Schule.

Und ſo laſſen Sie mich denn den heutigen Vortrag ſchließen mit der Aufforderung zu einem Vorſatze, zu einem Gelöbniſſe und zu einer Hoffnung. Unſer Vorſatz ſei: Wir wollen thun, was wir können, um unſerem Volke zu dienen — zu dienen mit den Gaben des Friedens in aller Liebe des Herzens, in aller Freudigkeit des Willens und in aller Stille unſeres Berufes. Sieht auch die Welt mehr auf das, was ſcheint, als auf das, was iſt, ſo wollen wir doch an der Wahrheit feſthalten, daß das Gewiſſen mehr iſt, als eine ganze uns verklagende Welt. Ein jeder iſt ja doch immer nur ſo viel wert, als er für das Ganze thut! Zu dem feſten Vorſatze gewiſſenhafter Pflichterfüllung geſelle ſich dann das heilige Gelöbnis unwandelbarer Treue und nie ermüdender Geduld! Das Gute in der Welt geht verhältnismäßig immer nur langſam vorwärts; denn der Herrgott läßt ſich die Weltgeſchichte bekanntlich nicht nach einer franzöſiſchen Cylinderuhr ſtellen. Wir müſſen mit dieſer Thatſache eben rechnen; aber der Forderung unſeres großen deutſchen Dichters gemäß:

„Der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt
Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten“,

wollen auch wir in ausdauernder Geduld, fröhlicher Arbeitsluſt und getroſtem Gottvertrauen das Unſere thun. Und wenn die Sorgen des Lebens und der Undank der Welt uns herunterziehen wollen in die Niederungen des Lebens, dann wollen wir, gleich dem Luftſchiffer in der Höhe, all den ſchweren Ballaſt der Erdenſorgen von uns werfen, um dadurch höher hinaufzuſteigen in die erquickende Luft reinerer und ſchönerer Ideale. Dieſe Ideale laſſen Sie uns hochhalten, denn ſie ſind unſere Leitſterne in dunklen Nächten! Als eines unſerer ſchönſten Strebeziele aber laſſen Sie uns die Mahnung beherzigen: „Einer vertrage den anderen in der Liebe“ — und: „Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geiſte durch das Band des Friedens“. Laſſen Sie uns das heute geloben! Und zu unſerem Gelöbniſſe laſſen Sie uns drittens noch die Hoffnung fügen, daß Gottes reicher Segen auf jedem redlichen Willen ruht, und daß, wenn wir thun, was wir können, Gott der Herr dann auch thun wird, was wir nicht können. Wir wollen darum auch die Hoffnung nicht ver-

lieren, daß auch unſerem Volke noch einmal eine goldene Zukunft beſtimmt iſt, und den Glauben feſthalten, daß auch unſer deutſches Volk ſeine von Gott ihm übertragene hohe Miſſion in vollem Maße erfüllen wird, wenn wir alle, wie einſt die Juden unter Nehemia beim Bau des neuen Tempels, mit der einen Hand die Arbeit thun und mit der anderen die Waffen führen, wenn wir lehren und wehren, ſo daß durch beides ſich jeder von uns das Zeugnis einer dankbaren Nachwelt erwirbt: „Er hatte unſer Volk lieb und die Schule hat er uns erbaut.“

Und nun laſſen Sie uns an unſere Arbeit gehen mit dem Gebete des Pſalmiſten (Pſ. 90, 17): „Herr, unſer Gott, ſei uns freundlich, und fördere das Werk unſerer Hände bei uns!“ Ja, das Werk unſerer Hände wolle er fördern!

## II.

# Die Erziehung zur Freiheit.

Ein Vortrag.

1874.

---

Wenn ich mir die Freiheit nehme, heute vor dieſer großen Verſammlung über die Freiheit zu reden, ſo glaube ich mich nicht in der Annahme zu täuſchen, daß dieſes Thema in verſchiedenen Zuhörern die verſchiedenſten Empfindungen wachrufen wird. Wie könnte das auch anders ſein! Giebt es doch kaum einen zweiten Begriff, der ſo oft gebraucht und ſo vielfach miß braucht wird, wie der Begriff der Freiheit. Und doch läßt ſich die Thatſache nicht in Abrede ſtellen, daß die Liebe zur Freiheit tief in die Natur aller organiſchen Weſen eingepflanzt iſt. Denn wie die Pflanze nur in der Freiheit des Lichtes gedeiht und im dunklen Keller, wie von innerer Sehnſucht getrieben, ihre Blätter dem eindringenden Sonnenlichte zuwendet, — wie der Wurm, ſobald man denſelben an der Freiheit ſeiner Bewegungen hindert, ſich krampfhaft zuſammenzieht und in angſtvollen Zuckungen ſich ringet und windet, — wie das gefangene Vögelein beim Herannahen des Frühlings in ſeinem Käfige unruhig hin und her flattert und das von mitleidiger Hand geöffnete Thürchen ſeines Käfigs als willkommenen Ausweg freudig benutzt, um in der Luft und im Lichte der Freiheit ſeinem Befreier die freudigſten Dankeslieder zu ſingen: — ſo weiß auch der Menſch, ſelbſt der auf der niedrigſten Bildungsſtufe ſtehende Menſch, gegenüber den Qualen der Gefangenſchaft, den

Hochgenuß der Freiheit zu schätzen. Wo die Freiheit fehlt, da ist dem Menschen die Welt ein großes Grab! Nur in der Freiheit gedeiht das Große, Schöne und Gute. Die Freiheit ist der Pulsschlag alles menschlichen Lebens und Strebens, die Triebkraft alles Wirkens und Thuns, sie ist des Menschen gottgewollte Bestimmung.

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei
Und würd' er in Ketten geboren."

Je weniger sich die Wahrheit dieser Sätze in Abrede stellen läßt, desto erklärlicher wird uns die Thatsache, daß vom Anfange aller Zeiten bis zum heutigen Tage die Menschen um nichts so hart gerungen, um nichts so heiß gekämpft haben als um den goldenen Besitz der Freiheit. Die meisten Kriege, was sind sie anders als Kämpfe um das heilige Gut der Freiheit? Schauen Sie hinein in die Geschichte der alten Zeit, in die weltbewegenden Kämpfe zwischen Rom und Carthago, zwischen Rom und Griechenland — schauen Sie hinein in die Zeiten des Mittelalters, in die Kämpfe zwischen Papst und Kaiser — schauen Sie hinein in die Kämpfe der Schweizer ꝛc. ꝛc. — immer ist's derselbe Gedanke, der uns aus Schillers Tell so sympathisch entgegenklingt:

„Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod — als in der Knechtschaft leben!"

Dieses Gefühl der Freiheit tritt uns besonders lebendig entgegen in unserem deutschen Volke! Man braucht nur den Namen jenes Cheruskerfürsten Armin zu nennen, nur an die Schlacht am Teutoburger Walde zu erinnern, nur an jene Hünengestalt des germanischen Weibes (Wole) zu denken, die dem eindringenden Drusus mit prophetischem Geiste entgegentrat, und man wird sofort die Größe jenes Freiheitsgefühles der alten Germanen ermessen. Und dann denke man an die bitteren Kämpfe zwischen den deutschen Kaisern und römischen Päpsten, man denke an die größte That des 16. Jahrhunderts, an die Reformation, die ja nichts anderes war, als ein markerschütternder Aufschrei des geknechteten deutschen Gewissens gegen den damaligen Geisteszwang der römischen Kirche: welch' eine Fülle von Freiheitsgefühl offenbart sich in all diesen Geisteskämpfen und Geistesschlachten! Aber man braucht nicht Jahrhunderte zurückzugehen, um den Freiheitsdrang des deutschen Volkes zu bewundern; man braucht nur zurückzuschauen auf die beiden letzten Riesenkämpfe, die unser deutsches Volk mit den französischen

Nachbarn ausgekämpft hat. Wie klingen uns aus den Zeiten der deutschen Freiheitskriege, aus den Freiheitsliedern eines Ernst Moritz Arndt, eines Theodor Körner, eines Friedrich Rückert, eines Max v. Schenkendorf die Gefühle für Freiheit und Recht doch so hell und frisch entgegen! Als Ernst Moritz Arndt, dieser ehrenfeste und doch so kindlich-fromme Charakter, dem die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn war und der sein Dichterwort: „Vor Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm", an sich selbst in so köstlicher Weise bewahrheitete — als dieser Arndt dem bonapartischen Unterdrücker sein Eisenlied vorsang:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte", —

als er dann nach der gewaltigen Völkerschlacht bei Leipzig seinem patriotischen Herzen in dem Jubelhymnus Luft machte:

„Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal", —

als Arndt wie ein Prophet des Alten Bundes in die Zukunft des Deutschen Reiches hineinschaute und mahnend und weissagend verkündete „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze!" —: in welch gewaltigen Wogen erbrauste doch damals das deutsche Freiheitsgefühl!

Und mit dem edlen Mannestrotze eines Arndt mischte sich die schwungreiche Begeisterung jenes deutschen Heldenjünglings, Theodor Körner, dessen begeisterte Lieder dem bonapartischen Heere mindestens ebenso viel Schaden gebracht haben, als die Kugeln der Preußen. Wer kennete nicht dessen Aufruf an das deutsche Volk:

„Frisch auf! mein Volk; die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!"

Wer kennete nicht jenes von patriotischer Kraft getragene Lied „Männer und Buben":

„Das Volk steht auf; der Sturm bricht los!
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß!"

Und dann ein Friedrich Rückert! Ist's doch, als ob dieser Dichter die Glutbuchstaben seiner „Geharnischten Sonette" mit geballter Faust geschrieben hätte. Denn wie wutentbrannt klingt seine Frage:

„Was ſchmied'ſt du, Schmied?"
„Wir ſchmieden Ketten, Ketten!"

Wenn es aber gilt, den in den Freiheitsliedern ſich wiederſpiegelnden Geiſt jener Zeiten klar und rein wieder zu geben, dann können wir unmöglich des frommen Max v. Schenkendorf ſchönes Lied vergeſſen:

„Freiheit, die ich meine*),
Die mein Herz erfüllt;
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!"

So war die Freiheitsliebe unſerer Väter! Und in dieſer Liebe haben ſie dem deutſchen Volke den Frieden und die Freiheit erkämpft, bis im Jahre 1870 Frankreich aufs neue den Krieg vom Zaume brach, jenen Krieg, der dem Neffen des Onkels den Thron und dem franzöſiſchen Volke den Ruhm gekoſtet hat, fernerhin an der Spitze der Ziviliſation marſchieren zu können. Unter der umſichtigen Führung unſeres greiſen Heldenkaiſers haben unſere deutſchen Heere mit einem Heldenmute gekämpft, den das dankbare Vaterland nie vergeſſen wird. Unter den Klängen des

„Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein:
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!"

haben ſie die ſchwerſten Strapazen erduldet und die größten Opfer dargebracht, den feſten Vorſatz im Herzen tragend:

„Sie ſollen ihn nicht haben
Den freien deutſchen Rhein,
Ob ſie wie gier'ge Raben,
Sich heiſer danach ſchrei'n",

und ſich der Mahnung Emanuel Geibels erinnernd:

„Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zorngemut mit ſcharfem Hieb
Dem Trutz des Fremdlings wehrt';
So blieb die Schlacht als letzt Gericht
Auf Leben und auf Tod:
Und wenn die Not nicht Eiſen bricht —
Das Eiſen bricht die Not!"

Und das Eiſen hat die Not gebrochen! Das deutſche Volk hat den übermütigen Erbfeind in gewaltigen Schlachten niedergeworfen und

*) meine d. i. minne = liebe.

ſich nicht allein aufs neue den Sieg der Freiheit erkämpft, ſondern auch den nicht minder großartigen Erfolg errungen, daß das früher durch Neid und Streit zerſplitterte deutſche Volk jetzt geeinigt und groß daſteht vor allen Völkern des Erdbodens.

Um den Begriff der Freiheit feſtzuſtellen, genügt es aber nicht, auf die Glanzhöhen des Glückes zu ſteigen und von ihnen aus den Segen der Freiheit zu überſchauen. Soll eine umfaſſende Erörterung des Freiheitsbegriffes gewonnen werden, ſo müſſen wir auch herunterſteigen in den Moraſt der Jahrhunderte und den Fluch einer falſch verſtandenen Freiheit in ſeinem ganzen Umfange kennen lernen. Geſtatten Sie mir, daß ich Sie in dieſer Beziehung nur zunächſt hinweiſe auf die Greuelthaten der franzöſiſchen Revolution, auf die ſchreckliche Zeit der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Das war die Zeit, zu welcher im franzöſiſchen Volke die Parole ausgegeben wurde: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“. Aber unter dem Klange der Freiheit wurde das Mordinſtrument der Guillotine aufgerichtet, und unter dem Jauchzen eines freiheittrunkenen Pöbels wurden ſchließlich ſogar der König und die Königin zum Blutgerüſte geſchleppt. Blutgierige Banden durchzogen im Namen der Freiheit die Straßen, und Tiger in Menſchengeſtalt ſaßen zu Gerichte. Und als das Maß der Schandthaten voll war, als die menſchlichen Geſetze mit Füßen getreten, das Volk demoraliſiert und das Land an den Abgrund des Verderbens gebracht war, da war es den Ungeheuern damit noch nicht genug; im Namen der Freiheit griffen ſie hinauf in den Himmel und erklärten dort Gott den Herrn für abgeſetzt. Im Namen der Freiheit wurde dem franzöſiſchen Volke verkündet: „Es giebt keine Religion und keinen Gott mehr!“ Die Bibel wurde vom Altare entfernt. An ihre Stelle kam das Buch der Menſchenrechte. Das Kruzifix ließ man auf dem Altare ſtehen, aber auf das Haupt Chriſti ſetzte man eine rote Jakobinermütze und ſchrieb darauf die Worte: „Das iſt Chriſtus, unſer bisheriger Erlöſer.“ Und auf den Hochaltar der Kirche Notre Dame wurde ein Weibsbild geſetzt und unter dem Jubel der Menge als Göttin der Vernunft verehrt. Paris war ein Narrenhaus geworden, es fehlte zu demſelben weiter nichts als das Dach. Und das alles geſchah im Namen der Freiheit! Als dann die Flut dieſes berauſchenden Freiheitsjubels ſich weiter und weiter fortwälzte und gleich gewaltigen Meereswogen alles zu verſchlingen drohte, da erſchien in der Perſon Napoleons I. ein Retter der Geſellſchaft. Er

ließ seine Kanonen vorfahren und kartätschte das Volk nieder — und auch das im Namen der Freiheit.

Hegel hat einmal gesagt: „Die Weltgeschichte ist für manche Leute nur dazu da, damit sie aus der Geschichte nichts lernen.“ Wenn man die Geschichte Frankreichs und des französischen Volkes studiert, so möchte man schier behaupten, daß Hegel recht gehabt hat. Das französische Volk ist seit der Revolution des vorigen Jahrhunderts nicht klüger geworden. Denn als im Jahre 1870—1871 die deutschen Heere Paris umzingelt hatten, eröffnete das französische Volk in seiner Hauptstadt der erstaunten Welt die Greuel der Revolution zum zweitenmale. Wiederum waren es die Schlagwörter der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, unter denen die entfesselte Menge die gräßlichsten Blutthaten vollbrachte. Das brennende Paris, diese Stadt des Himmels, wie Viktor Hugo sie nannte, und in ihr der Brudermord im großen, verübt von den Männern und Weibern der Commune: welche Bilder des Greuels und der Verwüstung bietet uns ein Einblick in die damaligen Verhältnisse dar! Und was war das Ziel all dieser Bestrebungen einer bethörten Menge? Antwort: Man wollte frei sein, frei von Steuern und Abgaben, frei von der Arbeit und ihrer Last und Lust, frei von der Obrigkeit und von dem Gehorsam gegen dieselbe — es wollte jeder thun und lassen, was ihm beliebte. So wurde die Freiheit zum Deckel der Bosheit!

O Freiheit, du Tochter des Himmels, du köstliches Geschenk einer gütigen Gottheit, was hat man aus dir gemacht! In deinem Namen hat man die edelsten Thaten vollbracht und die schwärzesten Verbrechen begangen! Unter deinem Klange weint die eingekerkerte Unschuld Freudenthränen, und schmiedet die verruchte Bosheit Mordpläne. Wo dein Ruf erklingt, da leuchtet das Auge des Edeln in heiliger Begeisterung auf, aber da lodern auch im bösen Herzen die Rachegeister wilder Leidenschaften empor, da werden — wie Schiller sagt — „Weiber zu Hyänen und treiben mit Entsetzen Scherz, noch zuckend mit des Panthers Zähnen, zerreißen sie des Feindes Herz.“ O Freiheit, du unheilschwangere und doch auch wieder so segensreiche Macht, Hoffnung der Waisen, Kraft der Verlassenen, Trost der Gefangenen, Fallstrick der Bösen und Grab alles Menschenglückes, wo ist die Stätte deiner Geburt? Ist's der Himmel oder ist's die Hölle? Führst du uns Menschenkinder auf die Höhen des Lebens oder in die Abgründe des Verderbens? Was ist's mit dir? —

Wenn irgendeine Zeit geeignet ist, uns die Frage: „Welches ist die rechte Freiheit und wie haben wir es anzufangen, um unsere Kinder zu dieser Freiheit zu erziehen?“ klar und bündig zu beantworten, so ist es die unsrige. Wohin man hört, ertönt jetzt wieder der Ruf nach Freiheit. Überall erklingt dieselbe Klage: es fehlt unserer Zeit an Freiheit! — Es klagen die Ultramontanen, weil sie dem Staate nicht gestatten wollen, die Anstellung und Bildung der Geistlichen zu kontrollieren; es klagen die Sozialdemokraten, daß ihnen die Freiheit des Vereinsrechtes geschmälert würde ꝛc.; genug, es giebt der Klagen und der Kläger so viele, daß wir allen Grund haben, der Freiheitsfrage einmal recht ernst und streng ins Gesicht zu sehen.

Um unsere Untersuchung zu einem gedeihlichen Resultate zu führen, gestatte ich mir zunächst Sie darauf aufmerksam zu machen, daß wir nothwendigerweise die beiden Begriffe „Freiheiten“ und „Freiheit“ streng von einander scheiden müssen. Was die Freiheiten anlangt, so giebt es deren viele; was aber die Freiheit betrifft, so giebt es deren nur eine. Welcher Art die einzelnen Freiheiten auch sein mögen, — ob politische oder religiöse Freiheit, ob Handels- oder Gewerbefreiheit, ob Preß- oder Redefreiheit — in jedem Falle muß die Wurzel und der Stamm, aus dem die einzelnen Freiheiten gleichsam wie Zweige herauswachsen, die sittliche Freiheit sein. Wo diese sittliche Freiheit in einem Menschenherzen ihre Wohnung aufgeschlagen hat, da ist der Mensch geschickt zur Benutzung jeder Art der Freiheit, da gilt das paulinische Wort: „Alles ist euer!“ Wo dagegen die politische, religiöse, soziale und merkantile Freiheit ohne die sittliche Freiheit verlangt und geübt wird, da ist die Freiheit ein Fluch der Welt, ein Geschrei des Pöbels. Sie gleicht dann einem scharfen Rasiermesser oder einem geladenen Gewehre in der Hand eines unerfahrenen Kindes und richtet ein Unheil an, in welchem sich der Mensch nicht als Ebenbild der Gottheit, sondern als ein Tiger in Menschengestalt, als „der schrecklichste der Schrecken“ zeigt. In Summa: In der sittlichen Freiheit hat der Mensch alles, ohne sie hat er nichts. Unserer Aufgabe gemäß erscheint es deshalb gerechtfertigt, wenn wir im Folgenden uns die zwei Fragen zu beantworten suchen:

1) Worin besteht das Wesen der sittlichen Freiheit?
2) Was haben wir zu thun, um unsere Kinder zu sittlich freien Menschen heranzuziehen?

## I.

Wenn wir uns an eine Unterſuchung des Weſens der ſittlichen Freiheit heranwagen, ſo möchte ich Sie zunächſt an ein Wort in Goethes Egmont erinnern. Dort legt Goethe dem Herzog Alba die Frage in den Mund: „Was iſt Freiheit?“ und läßt ihn darauf antworten: „Ein ſchönes Wort, wer's recht verſtände! Was wollen ſie für Freiheit? Was iſt des Freieſten Freiheit? *Recht zu thun!*“ — Dies Wort im Munde des grauſamen Alba iſt nichts anderes, als der Ausdruck des Menſchen- und Freiheitshaſſes, der dieſen Tyrannen in der Geſchichte ſo übel kennzeichnet, denn unter „recht thun“ verſteht Alba nichts anderes, als das ſtumme Sichfügen unter den Willen trotziger Tyrannen, die auf nichts anderes ſinnen, als das Volk zu drücken und zu *unterdrücken*. Aber wenn man jenes Wort von ſeiner ethiſchen Seite faßt, ſo enthält es eine andere Bedeutung und damit eine tiefe Wahrheit. Ja die Freiheit beſteht darin, „*recht zu thun*“; denn wer *recht* thut, obſchon ihn die Fürſten und Gewaltigen der Erde bedrohen und verfolgen; wer die *Wahrheit* verkündet, obſchon er weiß, daß Undank oder Verkennung ſein Los iſt; wer die Freiheit verteidigt, obſchon ihm der Kampf gegen Knechtſchaft und Selbſtſucht das Leben koſtet: der iſt ein *freier* Mann, frei von allem, was ſonſt die Menſchen *unfrei* macht. Freiheitshelden in dieſem Sinne waren all' die Männer, die es mit dem alten Wahrworte deutſcher Ehre und deutſcher Treue hielten: „Thue recht, ſcheue niemand“, die ſich, lediglich und allein ihrem *Gewiſſen* folgend, mit der Gewalt der Wahrheit und mit der Macht redlicher Überzeugung gegen die Lüge und das Verderben ihrer Zeit anſtemmten und mutig jenen gewaltigen Kampf wagten, der ihnen zu ſo hohem Ruhm und der Nachwelt zu ſo großem Segen gereicht hat. Darum darf aber die ſittliche Freiheit auch nicht mit jener *Willkür* oder *Zuchtloſigkeit* verwechſelt werden, die da thun und laſſen will, was ihr *beliebt*; darum iſt die ſittliche Freiheit auch nichts anderes, als die Freiheit von niederen, egoiſtiſchen Leidenſchaften und Begierden, die Freiheit von angeerbten Vorurteilen und von vorgefaßten Meinungen, die Freiheit von Aberglauben und Unglauben, von Heuchelei und Schlechtigkeit. *Die ſittliche Freiheit beſteht alſo in nichts anderem als in der überwiegenden Begründung des Sittlichen im Menſchen und der Unabhängigkeit des Sittlichen von allem äußeren und inneren Zwange.* Wer ſich von ſeinen Lüſten beſtimmen läßt, iſt

ein Sklave (Christus sagt: „Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht“); wer aber freudig und willig seinem Gewissen und seiner Vernunft folgt und sich dadurch der Bestimmbarkeit des Bösen entzieht, der ist ein freier Mann. Diese Selbstbestimmbarkeit ist das hauptsächlichste Charakteristikum der Freiheit. Darum kann auch der sittlich Freie wohl getötet, aber von keiner Macht der Welt zum Unrechte verleitet werden. In diesem Sinne hat auch Lessing gesagt: „Kein Mensch muß müssen!“ und in dieser Bedeutung wird auch das paradox scheinende Wort verständlich: „Die wahre Freiheit besteht in der Despotie der Vernunft!“ *)

Zu solcher Freiheit, — zu der Freiheit, die da recht frei macht, unsere Jugend zu erziehen, das ist die schöne, aber schwere Aufgabe, deren Lösung uns im Folgenden beschäftigen soll. An die Frage: „Was ist das?“ reihen wir deshalb die andere an: „Wie geschieht das?“

## II.

Soll die Freiheit gedeihen, so muß zunächst für eine solide Geistesbildung gesorgt werden.

Ein in Dummheit aufgewachsenes und in ihr erhaltenes Volk hat kein Verständnis für die großen Fragen der Zeit, keinen Einblick in das Getriebe des Menschenlebens, keine Ahnung von dem Werte der Menschenwürde und ist darum weder geschickt, neue Freiheiten zu erwerben, noch vorhandene zu genießen und zu erhalten. Wohl weiß ich, daß es nicht an Leuten fehlt, welche die Behauptung aufstellen, daß sich ein dummes Volk am besten regieren lasse, aber wir wissen auch alle, daß die Geschichte der Völker jenes Wort Lügen straft. Ein dummes Volk kann jederzeit von Volksverführern aufgewiegelt und zu Brutalitäten verleitet werden, ein intelligentes dagegen folgt seiner eigenen gewissenhaften Überzeugung. Auf ein intelligentes Volk kann sich eine wohlwollende Regierung verlassen, mit der Dummheit aber kämpfen selbst die Götter vergebens. Bildung ist eine große Macht, aber die Dummheit ist eine größere! Regierungen, welche nicht das Ihre zur Verbreitung der Volksbildung thun, können darum auch nicht als Freunde des Volkes angesehen werden; sie sind Feinde der

*) Die Freiheit ist demnach auch, streng genommen, kein Präsens, sondern ein Futurum. Es kann keiner sagen: „Ich bin frei“ — wohl aber gilt jedem die Mahnung: „Werde frei!“ Darum ist die Freiheit auch das Ziel aller Erziehung. Absolut frei ist nur Gott!

Freiheit. Je mehr darum ein Staat für seine Schulen ausgiebt, desto mehr beweist er dadurch auch, daß ihm die Bildung zur Freiheit am Herzen liegt; je weniger er aber zur Hebung und Förderung des Schulwesens thut, desto eher fallen die Bürger der Reaktion, der Despotie oder der Anarchie in die Hände. Gesegnet sei uns darum der deutsche Schulzwang mit seiner allgemeinen Volksbildung. Ein Volk regieren, heißt, dasselbe zu seinem Glücke zwingen.

Eine ausreichende Intelligenz ist also zur Erwerbung und Erhaltung der Freiheit unbedingt nötig. Aber die Intelligenz allein genügt noch nicht, denn die gescheitesten Menschen sind nicht immer die besten, und das Glück der Völker steht nicht in geradem Verhältnisse zu den wachsenden Kenntnissen der Bürger. Es muß deshalb zu der intellektuellen Bildung notwendigerweise noch ein zweites hinzukommen, nämlich die Volksgesittung, die sittliche Bildung. Sie ist's, welche im Interesse der Freiheit die weit- und tiefgehendste Beachtung verdient, denn durch sie muß es ermöglicht werden, daß in der Seele des Menschen das Sittliche die Oberherrschaft über alle unedlen Triebe und niederen Eigenschaften gewinnt, so daß zuletzt das Gewissen und die Vernunft die ausschließlichen Gewalten werden, welche den Willen bestimmen und wahre Freiheit erzeugen, erhalten, vermehren und schirmen. Der Wille ist verwandt mit Wohl und Wahl. Der Mensch muß demnach so erzogen werden, daß er mit freiem Geiste zwischen Wohl und Wehe wählen und sich aus freier Überzeugung für das wahre Wohl des eigenen Ichs, wie der gesamten Menschheit entscheiden kann. Diese Freiheit in der Wahl der Entscheidung kann freilich nur erst dann erfolgen, wenn das Sittliche im Menschen auf dem Wege der Übung und Gewöhnung zu einer bestimmenden Macht herangewachsen ist. Es würde darum auch total unrichtig sein, wenn man dem Kinde von Anfang an volle Freiheit gestatten und seinen Willen nach keiner Seite hin beschränken wollte. Wie sollte denn das Kind zur Freiheit kommen, wenn es sich unbeschränkt der Macht des Bösen überlieferte und, unbekannt mit den Folgen des Unrechtes, der Gewalt der Sündenknechtschaft in die Hände fiele? Man vergesse doch ja nicht, daß das Kind noch nicht frei ist, sondern erst frei werden soll. Man schaue doch ins Leben und sehe, ob die Kinder, denen man von früh an allen Willen gelassen hat, etwa die besten, treuesten, die gewissenhaftesten, die sittlich freiesten sind? Und sind denn etwa unsere besten Männer ein Segen

des Vaterlandes geworden dadurch, daß man sie in ihrer Jugend nach Belieben schalten und walten ließ in Sinnenlust und Sündendienst? Wie soll denn sittliche Freiheit möglich sein, wenn man dem unerzogenen Kinde vom Anbeginne an keine anderen Schranken setzt, als die, welche es selbst anzuerkennen geneigt ist? Nein, nein, die Zeit der Emanzipation mag kommen zu wem sie will, zur Jugend darf sie nun und nimmer kommen. Wer die Buben wie Herren behandelt, der kann es erleben, daß die Kinder die Herren wie Buben behandeln. Wer in der Jugend aufwächst ohne Scheu, der lebt im Alter ohne Scham. Oder soll ich daran erinnern, in welcher Weise die alten Griechen in den besten Zeiten ihres Staatslebens ihre stahlharten, eisenfesten Männer erzogen? Ließ man ihnen etwa den Willen zu thun, oder zu lassen, was ihrem Herzen gelüstete, oder beschränkte man sie in ihrer Freiheit, um ihnen dieselbe später in um so reicherem Maße zu gewähren? Es kann kein Zweifel bestehen: die Erziehung zur Freiheit muß mit der Einschränkung der Freiheit beginnen. Der Weg zur Freiheit geht durch den Zwang!

Die Erziehung zur Freiheit ist eine Erziehung zum sittlichen Gehorsam. Der Schüler muß gehorchen, d. h. auf das Sittengesetz, das ihm in der Person seines Erziehers verkörpert entgegentritt, horchen lernen. Freilich darf dabei die Forderung nicht übersehen werden, daß der Erzieher selbst unter der Zucht des Gehorsams stehen muß. Denn wenn seine Befehle oder Verbote nicht in sittlicher Wahrheit, sondern in persönlicher Laune wurzeln, so daß er seinen Zöglingen als ein Despot oder Tyrann erscheint, dann ist es natürlich, daß er Trotzköpfe, die sich offen gegen seinen Willen empören, oder Heuchler erzieht, die sich in scheinbarer Unterwürfigkeit seinen Befehlen fügen, aber hinter seinem Rücken die Zunge gegen ihn ausrecken. „Unbilliges erträgt kein edles Herz.“ Es ist demnach auch überaus wichtig, daß der Erzieher stets nur das Rechte verlange. Aber nicht weniger wichtig ist es, daß er das Rechte auch in rechter Weise verlange. Man fordere darum von einem Kinde zunächst nicht zu viel auf einmal: — wer zu viel verlangt, erreicht meist nur wenig, und wer alles auf einmal will, bekommt in der Regel nichts. — Man fordere nicht auf einmal zu Schweres: — es gilt auf der Wage der Besonnenheit Kraft und Forderung gewissenhaft abzuwägen, denn Kinder sind Kinder. Man fordere nicht Gehorsam unter Darlegung von Gründen, denn das Kind durch Gründe zum

Gehorsam zu erziehen, ist erzieherische Narrheit! Besser Gründe nach dem Gehorsam, als vor dem Befehl! Man fordere mit Ruhe — besser mit leiser Stimme, als mit donnernder Rede, besser mit freundlichem Blicke, als mit finsterem Zürnen! Streng sei jeder, aber lieblos und roh keiner! Rohe Gewalt ist immer das Kennzeichen gemeiner Seelen, aber Liebe und Freude, Heiterkeit und Frohsinn sind das Vorrecht edler und charaktertüchtiger Naturen. Aber wenn und wie du forderst, immer fordere mit Bestimmtheit und Festigkeit, — zeige, daß dein Wille nicht allein besser, sondern auch stärker ist, als der deines Zöglings. Und laß dich dann nicht überrumpeln durch den unerwarteten Widerstand eines Trotzkopfes und nicht erobern durch die List einer schmeichlerischen Sirenenstimme. Übe diese Festigkeit schon in den frühesten Jahren des Kindes, — denn das Kind hat schon einen Willen, wenn es noch in den Windeln liegt, es versteht deine Mienen, ehe es deine Worte versteht. Verschaffe deinem Willen unbedingte Geltung und deinen Befehlen den vollsten Respekt. Alle Halbheit ist schädlich — auch auf dem Gebiete der sittlichen Erziehung. Das alles läßt sich freilich nur erreichen, wenn man kein Zuchtmeister, sondern ein Meister der Zucht ist. Diese Meisterschaft aber erwirbt man sich nur durch die strenge und konsequente Liebe. Konsequenz ist die Haupttugend des Erziehers. Sei darum konsequent in deinem Worte! Fordere nicht heute, was du morgen zurücknehmen mußt, und verbiete nicht morgen, was du heute erlaubt hast. Was du forderst, sei und bleibe das Gesetz des Hauses, das Gebot der Schule! Lieber ein Bein gebrochen, als das gegebene Wort! Und nicht allein in deinen Worten, sondern auch in deinem Thun sei konsequent! Gesinnung lernt man durch Gesinnung und Thun nur durch Thun! Darum lebe deinem Kinde vor, damit es dir nachlebe! Wolle aber nicht nur ein Vorbild sein, sondern sei es auch in der That! Thaten sind besser als Worte! Aber vergiß auch nicht, daß nur Übung den Meister macht! Mache darum deinem Kinde durch tägliche Übung die Wahrheit und Ehrlichkeit, die Treue und Bescheidenheit, mit einem Worte das sittliche Thun, zur zweiten Natur, mache ihm den Gehorsam gegen das Sittengesetz zur schönen Gewohnheit seines Daseins. Lieber kein Kind, als ein ungehorsames! — Wenn du so dein Kind in der Zucht des Gehorsams erziehst — vom absoluten „Du mußt“ zum kategorischen „Du sollst“, bis zum freien und freudigen „Ich will“: — dann führst du es zu

der Freiheit, die da recht frei macht, denn dann gewinnt das Sittliche im Kinde die Oberherrschaft und dann kannst du es getrost hinausschicken in die weite, freie Welt der Versuchungen und Kämpfe. Denn hast du seine höheren Kräfte gepflegt und seine niederen Triebe unterworfen, und hast du es gewöhnt, nichts höher zu achten, als die Stimme der Wahrheit im Gewissen, dann wird dein Zögling überall ein freier Mann sein und sich niemals beugen unter die Knechtschaft der Tyrannen. Und so bleibt es also dabei: Gehorsam gegen das Sittengesetz ist die Grundlage aller Erziehung, das Fundament aller Freiheit. „Ist Gehorsam im Gemüte, wird nicht fern die Liebe sein" (Goethe). Wo kein Gehorsam ist, da ist auch keine Sittlichkeit, und wo keine Sittlichkeit, da ist auch keine Freiheit, keine Zufriedenheit, kein Glück und kein Segen.

Die Erziehung zur Freiheit ist eine Erziehung zur Ordnung und Gesetzlichkeit. In freien Staaten gehen die Gesetze aus dem freien Volkswillen hervor. Sie sind also Gesetze der Gemeinschaft, ein gemeinschaftliches Produkt aller für alle. Darum ist auch die Kraft des Einzelnen Kraft der Gemeinschaft, hervorgegangen aus der Gemeinschaft und rückwirkend auf die Gemeinschaft. In freien Staaten Gesetze beugen, heißt darum ebenso viel, als die Ordnung brechen, die Volkskraft schwächen, die Freiheit schädigen und die Frechheit fördern. Darum Respekt vor Gesetz und Recht! Keine Kritik der Staatsgesetze im Beisein der Kinder! Denn wo der Volksglaube an die Heiligkeit des Gesetzes einmal gewichen ist, da können alle Polizeisergeanten der Welt das Gesetz nicht mehr aufrecht erhalten. Es war eine sehr weise Maßregel der Spartaner, welche den Männern verbot, vor der Jugend die Gesetze zu diskutieren. Aber es ist nicht genug, daß du das Kind zur Achtung gegen die Gesetze erziehst, — es ist auch notwendig, daß es mit Respekt vor den Gesetzgebern erfüllt werde. Wer die Gesetzgeber nicht mehr ehrt, wird auch bald dahin kommen, die Gesetze zu mißachten! „Ehrfurcht ist die Grundlage aller Erziehung", sagt Goethe, und die reverentia ist, nach Ovid, die Gattin des honor. Darum ist es auch eine so tief beklagenswerte Erscheinung der Jetztzeit, daß sich selbst unter denen, welche unser Volk zur Achtung gegen die Gesetze und zum Respekte gegen die Gesetzgeber erziehen und ihm in dieser Beziehung mit gutem Beispiele vorangehen sollten, Leute finden, die in der Verblendung des sozialen und religiösen Fanatismus das Volk zum Ungehorsam

gegen die Gesetze aufstacheln. Um wie viel größeren Segen könnten sie doch stiften, wenn sie der Jugend und dem Volke lehrten: Haltet hoch die Gesetzgeber! Lernet Respekt bekommen vor den Gesetzen! Lernet euch ihnen unterwerfen, auch wenn sie euch die Märtyrerkrone der Entsagung aufs Haupt drücken! — Ach, wahrlich es thut dringend not, daß unsere moderne, für die weitesten Forderungen sogenannter Humanität nur allzu rücksichtsvolle Erziehung etwas von dem gediegenen Metalle jener Gesinnung bekomme, welche einst auf das Grabmal bei den Thermopylen schrieb:

„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl."

Und auch das Wort Goethes ist und bleibt eine tiefe Wahrheit:

„Vergebens werden ungebundene Geister,
Nach der Vollendung reiner Höhe streben,
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

Mit dieser Forderung der Erziehung zur Ordnung und Gesetzlichkeit hängt die andere auf das innigste zusammen: Vermeide in deiner Erziehungsweise alle Vorurteile und halte die Jugend fern von allem Fanatismus. Wenn die Jugend in religiösen und politischen Dogmen, in Standesvorurteilen und fanatischem Aberglauben erzogen wird, so ist es kein Wunder, wenn sie später auch da Revolution wittert, wo der Fortschritt mit dem Bewußtsein der Wahrheit an die Stelle des Überlebten das Bessere stellt. Es ist dann auch erklärlich, daß sie in unseliger Verblendung gegen alles ankämpft, was die Wahrheit fördert, die Liebe mehrt und die Freiheit sichert. Die blutgetränkten Schlachtfelder der Glaubenskämpfe, die Scheiterhaufen des Aberglaubens, der hartnäckige Fanatismus der Intoleranz: das sind Feinde der Freiheit, die mit allen Waffen der Intelligenz und Sittlichkeit bekämpft werden müssen. O Lessing, du vielverkannter und vielverschmähter Mann, o, daß du doch aus dem Grabe auferstehn und deinen Nathan der Toleranz von den Dächern predigen könntest! Wahrlich, wenn in irgendeiner Zeit die vorurteilslose Beurteilung Andersdenkender not thut, so ist es die Zeit der Gegenwart, in der die Leidenschaftlichkeit des Parteihasses eine Höhe erreicht hat, auf welcher selbst die sonnenklarste Wahrheit verspottet und das wohlerworbenste Recht verhöhnt wird.

Jede Art des Fanatismus, mag derselbe religiöser, sozialer, politischer oder nationaler Art sein, ist verderblich, denn er ist das Zeugnis geistiger Verblendung oder mangelnder Liebe. Am widerwärtigsten ist aber der religiöse Fanatismus — dieser Fanatismus, der einst einen sanften Melanchthon verketzerte, einen Spener und Aug. Herm. Francke verfolgte, und der den zu Franckes Zeiten lebenden Philosophen Thomasius aus Leipzig unter dem Geläute des Armensünderglöckleins zur Stadt hinaustrieb —; ich sage, der religiöse Fanatismus ist der widerwärtigste, denn er tritt im Namen Gottes auf und macht die ewige Liebe zum Deckel der Bosheit. „Wisset ihr nicht" — sagt Christus — „wes Geistes Kinder ihr seid?" — Der soziale Fanatismus unserer Tage ist anderer Art, als der religiöse, denn er bekennt ganz offen, daß er gottlos ist, und tritt deshalb auch ohne Maske auf. Anders wieder ist der nationale Fanatismus, der sich in den Mantel des Patriotismus einhüllt. Darf ich von diesem noch ein Wort sagen? Es ist ja jedenfalls ganz in der Ordnung, daß wir in unserer Jugend das Bewußtsein wecken, daß wir nicht allein einem großen und schönen Lande, sondern auch einem großen und guten Volke angehören, und daß wir in vielen Stücken allen Grund haben, auf unser Vaterland stolz zu sein. Ein Nationalstolz dagegen, der sich auf nichts weiter gründet, als auf den Ruhm gewonnener Schlachten und auf den Nimbus entfalteter Herrschermacht, oder auf die stolze Verachtung und den Rassenhaß gegen andere Nationen, kann nie und nimmer der rechte sein. Die Jugend soll sich darum auch nie hinreißen lassen, in die Fußtapfen französischer Journalisten zu treten und alles zu schmähen, was den Namen Ausland trägt. „Fluchen würde ich dem Patriotismus" — sagt Bentham —, „wenn ich, um mein Vaterland zu lieben, ein Feind der Menschheit sein müßte." Die Schule soll nicht Haß, sondern Liebe säen, nicht Rache schüren, sondern Frieden pflanzen, sie soll allezeit jenem achtungswerten Kosmopolitismus das Wort reden, der sich mit der echten, klaren und warmen Heimats- und Vaterlandsliebe recht wohl verträgt. — So wenig aber diese Vaterlands- und Freiheitsliebe durch Schmähungen gegen Andersdenkende erzeugt wird, so wenig würde sie erzielt werden, wenn man versuchen wollte, die Kinder in die politischen Parteikämpfe unserer Zeit einzuführen und sie etwa mit den Prinzipien, Zielen und Streitigkeiten der Aristokratie und Demokratie, der National- und Fortschrittspartei bekannt zu machen. Man würde dadurch die Kinder nicht zur

Freiheit, sondern zur Frühreife, zur Kritisiersucht, zur Impietät und zur Frechheit erziehen, und es könnte leicht dahin kommen, daß später die politischen Leidenschaften die patriotischen Gefühle überwuchern. Wir haben überhaupt festzuhalten, daß die Politik nicht in die Schule gehört, denn sie ist keine Sache für Kinder, sondern ein Geschäft für Männer. So wenig die Schule die Aufgabe hat, ihre Zöglinge für eine bestimmte Profession heranzubilden, so wenig ist es ihre Sache, die Jugend zu einer bestimmten Konstitution, d. h. zu einer bestimmten politischen Parteirichtung, zu erziehen. Die Volksschule hat nach keiner Seite hin eine Erziehung ad hoc zu erstreben, sondern die solide Grundlage für alle Lebensstellungen zu beschaffen, nämlich die allgemeine Menschenbildung in edelster Gestaltung. Diese wird sie aber nun und nimmer erreichen, wenn sie vor der Jugend die edelsten Autoritäten der Weltgeschichte ꝛc. kritisiert und zerstört, wohl aber dadurch, daß sie dieselben respektiert und in ihrer Erhabenheit darstellt, so daß an den Musterbeispielen der Wahrheit, der Liebe, des Mutes und des Gottvertrauens der Geist der Jugend veredelt, ihr Herz erwärmt, ihr Wille gekräftigt und ihre Begeisterung entflammt wird. Wer die Volksschule, dieses Asyl des Friedens, zu einer Arena für kämpfende Parteien oder zu einem Gerichtshofe für politische Anschauungen benutzt, verkennt ihre Aufgabe und entwürdigt sie. Wir haben immer festzuhalten, daß Kinder Kinder sind, und daß wir der politischen, der religiösen, wie überhaupt jeder anderen Art berechtigter Freiheit lediglich und allein dadurch vorzuarbeiten haben, daß wir die Kinder zur sittlichen Freiheit heranbilden.

Die Erziehung zur Freiheit ist eine Erziehung zu ernster Arbeit. Es war mir ganz aus der Seele gesprochen, als mir in diesen Tagen eine hochgebildete Dame aus den höchsten Ständen versicherte: „Ich schäme mich in meiner Haushaltung keiner Arbeit, denn ich ehre damit nicht allein den Dienst der Arbeit, sondern auch die Dienenden; nach meinem Dafürhalten ist es ein Unglück, wenn unsere unteren Klassen der Meinung leben, daß die Arbeit nur eine Sache des Pöbels sei.“ Dieses Wort gilt in noch ungleich höherem Maße den Männern, denn der Mann muß hinaus ins feindliche Leben ꝛc. Dort draußen ist sein Wirkungsfeld, dort, wo es gilt das Glück zu erjagen und die Freiheit zu erkämpfen. Vergesse es darum doch keiner, daß die Freiheit uns nicht wie ein Geschenk in den Schoß fällt, sondern daß sie erkämpft, erarbeitet sein will.

Wer den Feinden der Freiheit gegenüber schlaff und kraftlos ist, läuft täglich Gefahr, das kostbare Gut der Freiheit zu verlieren. Nur in der Arbeit und Thätigkeit ist der Mensch Mensch. Schon das kleine Kind zeigt uns die Wahrheit dieser Behauptung, denn ein unthätiges Kind ist mißvergnügt, unzufrieden und unartig, ein thätiges dagegen gut, froh und glücklich. Um darum die Jugend zur Eroberung und Erhaltung der Freiheit geschickt zu machen, muß sie zur Arbeit erzogen, mit Mut und Kraft erfüllt und an starke energische Selbstthätigkeit gewöhnt werden. Nichts kann daher verderblicher sein, als die Sucht, der Jugend alles so leicht als möglich zu machen, und nichts kann unseren Schulen mehr schaden, als die mehr und mehr einreißende Mode, ihr alles auf dem Präsentierteller entgegenzutragen. Das ernste Lernen darf nie zum leichten Spiele herabgewürdigt werden. Unsere gegenwärtige Erziehung ist nach dieser Seite hin in einer großen Gefahr, denn es ist leider eine nur zu berechtigte Klage, daß in vielen Schulen unserer Zeit zu viel gelehrt und zu wenig gelernt, zu viel doziert und zu wenig entwickelt und geübt wird. Man legt eben zu viel Wert auf die Quantität der Kenntnisse und zu wenig auf die Qualität derselben, man betont das Vielwissen auf Kosten des Rechtwissens. Wo solche Verkehrtheiten gepflegt werden, da ist es kein Wunder, wenn der Arbeitstrieb geschwächt, die Lernlust erstickt und die Kraft zum Weiterstreben gelähmt wird. Schließlich bleibt nichts weiter übrig, als das häßliche Kleeblatt von Blasiertheit, Selbstsucht und Selbstverödung, die große Heerstraße so vieler Menschen. Ob unsere Kinder ein paar Namen in der Geographie mehr oder weniger wissen, ein paar Bibelsprüche mehr oder weniger hersagen können, das ist wahrhaftig für das spätere Leben gleichgültig; Hauptsache ist aber, daß die Kraft geübt, die Selbstthätigkeit gefördert, der Geist gestählt, die Arbeitslust erhalten wird. Es kann darum auch kein schlimmeres Zeichen eines verkehrten Unterrichtes geben, als wenn die Kinder in der Schule satt gemacht, übersättigt werden. Wer am Ende der Schulzeit als Jüngling keinen Appetit mehr hat, weiter zu streben, wird ein bedauernswerter Mann! An dieser Appetitlosigkeit aber leiden jetzt viele. Und woran liegt das? Wo die jugendlichen Köpfe so früh als möglich mit allerlei Kenntnissen, die wie ein toter Ballast im Geiste des Kindes liegen, vollgepfropft werden, und wo man der Jugend keine Zeit läßt, das Dargebotene naturgemäß zu verarbeiten, da muß ja notwendigerweise

die geistige Verdauungskraft geschwächt und die geistige Spannkraft gelähmt werden. Freiheit ist unmöglich ohne Selbstthätigkeit, und Selbstthätigkeit ist unmöglich ohne ernste Übung in strenger Arbeit. Erst muß der Mensch thun, was er kann, dann wird auch Gott thun, was der Mensch nicht kann.

Die Erziehung zur Freiheit ist eine Erziehung zur Mäßigkeit. Auch diese Forderung ergiebt sich aus dem Begriffe der Freiheit. Denn soll das Höhere im Kinde zu einer bestimmenden und alles beherrschenden Macht werden, dann dürfen die niederen Triebe nicht eine Pflege erfahren, durch welche sie das Edle im Menschen überwuchern und ersticken. Durch Luxus und Genußsucht sind die größten Reiche gefallen, durch Unmäßigkeit und Völlerei haben sich die kräftigsten Völker geschwächt und sich um die Kraft der Vaterlandsverteidigung gebracht. Das alte Sparta wußte darum recht wohl, warum es alle Schwelgerei von Staats wegen bestrafte, und auch das alte Rom erkannte in seiner Blütezeit, daß keine Republik bestehen könne ohne die republikanischen Tugenden der Einfachheit, Mäßigkeit und Selbstbeherrschung. Alle Unmäßigkeit bringt den Menschen um seine Geistesfreiheit und macht ihn zum Knechte niederer Leidenschaften. Es ist darum auch eine alte, aber gute Regel: „Maß halten ist weise“ und „Mit der Freiheit muß man in der Jugend kargen, um sie im Alter vollauf zu haben“. Je wahrer diese Sätze sind, desto tiefschmerzlicher muß es jeden Menschenfreund berühren, zu sehen, wie heutzutage unverständige Eltern ihre Söhne und Töchter in einer wahrhaft systematischen Weise zur Unmäßigkeit, besonders zur Genußsucht erziehen. Der Arbeiter blieb sonst am Sonntage nachmittags zuhause und beschäftigte sich mit seinen Kindern, oder er ging in Gottes schöne Natur und freute sich dort mit den Seinen der Naturgaben eines gütigen Schöpfers — heute ist das anders. Heute geht der Weg direkt ins Wirtshaus. Ohne so und so viel Seidel Bier kann man ja am Sonntag nicht existieren. Natürlich müssen auch die Kinder mitgenommen werden, denn darin zeigt sich ja die „Liebe“, daß man auch den Kindern ein gehöriges Quantum Bier zu trinken giebt. Sehen Sie Sich doch einmal an einem Sommernachmittage die Gartenwirtschaften in unseren Städten an und zählen Sie die dort versammelten Kinder! Wollen Sie Sich dann etwa wundern, daß dieselben später keinen Spaziergang unternehmen können, ohne nicht dem Gotte Bacchus wenigstens ein Opfer

gebracht zu haben? Wollen Sie Sich wundern, daß sich unsere Jugend durch die Kultur der niederen Sinne an eine Menge Genüsse gewöhnt, durch welche die Freiheit des Geistes gefährdet wird? Sind doch selbst viele Konzerte heutzutage nichts weiter als die Aushängeschilder zu Biergenuß und Tabaksqualm! Ich bin mir bewußt, daß ich nicht übertreibe und daß meine Zeichnung naturgetreu ist, ich möchte aber nur noch das eine hinzufügen, daß unsere höheren und sogenannten gebildeten Stände in dieser Beziehung vielfach nicht besser sind, als die niederen und ungebildeten. Man sehe nur die luxuriösen Kindergesellschaften in manchen vornehmen Häusern an, — man betrachte nur einmal die reichbesetzten Tafeln für die Kleinen, — man besuche nur einmal die leider Gottes jetzt so beliebten Kinderbälle, — man beobachte, was dort vorgeht, — man schaue nur einmal den Kleiderluxus mancher Schulmädchen an: . . . und man wird zugestehen müssen, daß eine solche Art der Erziehung geradezu eine Sünde ist. Es thäte wahrhaftig manche Mutter viel besser daran, sich darum zu bekümmern, daß ihre Tochter ordentlich nähen und stricken, ordentlich kochen, und in vernünftiger Weise eine ordentliche Hauswirtschaft führen lernte, als daß die Mutter sich darum absorgt, wie groß die Tunika ihres Töchterchens und wie lang und breit die seidenen Bänder und Schärpen sein müssen. Ich habe immer gefunden, daß die vornehmsten und gebildetsten Leute ihre Kinder am einfachsten erziehen, und daß es auch für ein reiches Mädchen keinen schöneren Schmuck giebt, als Einfachheit und Bescheidenheit. Ich würde über derartige Dinge wahrhaftig kein Wort verlieren, wenn ich mir nicht sagen müßte, daß bei einer derartigen echt französischen Erziehung die Heranbildung eines freien Volkes ganz unmöglich ist. Oder auf welchem Wege soll denn diese Heranbildung ermöglicht werden, wenn man alle Hebel in Bewegung setzt, um in der Jugend die niederen Sinne zu kitzeln, wenn alle Mittel und Wege in Anwendung gebracht werden, um den Luxus, die Genuß- und Putzsucht, die Eitelkeit, die Frühreife und den Größenwahn zu kultivieren? Eine solche Jugend muß ja im Alter notwendigerweise am Irdischen und Vergänglichen kleben und für den idealen Zug, der nach dem Wahren, Schönen, Guten und Großen strebt, den Sinn verloren haben. Und es hat diese Erziehungsweise schon ihre Frucht getragen. Schon erheben eine Menge Menschen frech das Haupt, um sich gegen die weisesten Einrichtungen, gegen die besten

Gesetze, überhaupt gegen alles, was ihnen ein Opfer abfordert, zu erheben. Der Materialismus, der Egoismus, die Selbstsucht — sie denken nur an sich, nur an ihren Vorteil. Entsagung zum Besten anderer zu üben, andere durch selbstlose Liebe zu beglücken: das dünkt ihnen eine Narrheit, ja versetzt manche sogar Wut. Möglichst viel haben und genießen und möglichst wenig arbeiten und thun: das ist heutzutage das Ziel Tausender!

Die Erziehung zur Freiheit ist eine Erziehung zur Charaktertüchtigkeit. Das Wort, das der Freiherr v. Stein, dieser granitene Mann, 1809 in seiner Verbannung zu Brünn schrieb, gilt noch heute: „In der Zeit, in welcher wir leben, sind die jungen Leute zu großen Prüfungen, zu großen Opfern und zu gewaltigen Mutäußerungen berufen, man muß daher vorzüglich ihren Charakter stählen.“ Und wenn Jean Paul sagt: „Die eine Zeit braucht Männer, um zu entstehen, die andere, um zu bestehen, die unsrige hat sie zu beiden nötig“: so hat er damit eine Wahrheit ausgesprochen, die wir uns tief in die Seele schreiben sollten. Ja, Charaktere, Männer voll Kraft und Mut brauchen wir, die nicht, je nach der Strömung des Tages, bald die Farbe der Volksfreiheit und alles dessen, was damit zusammenhängt, bald die Farbe der Unterwürfigkeit und Knechtschaft tragen; Männer, die nicht, wie es die Umstände mit sich bringen, bald willfährige Werkzeuge aller Parteien, bald hochmütig und tyrannisch nach unten und kriechend und devot nach oben sind! Ein Mann ohne Charakter ist ein Spielball der Verhältnisse und Umstände, ein Sklave der öffentlichen Meinung und der Mode des Tages; ein Mann von Charakter dagegen geht mit unbeugsamem Sinne auf sein Ziel los und läßt sich durch nichts in seiner wohlerwogenen Überzeugung irre machen. Man kann ihn brechen, aber nicht biegen. Der Charakter nach seiner formalen Seite ist die persönliche Willensfestigkeit und kann stark oder schwach sein, nach seiner materialen aber, d. h. nach dem Inhalte seiner Neigungen, ist er gut oder böse. Die Güte des Charakters gepaart mit Festigkeit: das ist's, was dem Menschen den wahren Adel und dem Volke die wahre Freiheit bringt. Man blicke nur ins Leben! Die wenigsten Menschen sind schlecht oder böse, aber sie sind schwach und unselbständig und geben in dieser Schwäche dem Niederen, dem Schlechten nach, so daß Untugend, Sünde und Laster in den meisten Fällen nichts weiter als Schwäche sind. Aber gerade diese Willensschwäche ist es, welche die Freiheit

oft in der traurigsten Weise schädigt. O wahrlich, jene Rohrnaturen, die von jedem Lüftchen der öffentlichen Meinung hin und her bewegt werden, jene Pendelseelen, die fortwährend zwischen Furcht und Hoffnung schwanken, jene Achselträger, die es allen recht machen wollen und es darum mit allen verderben, sie sind es, welche der Freiheit mehr geschadet haben als alle Komplotte der Bosheit zusammengenommen. Aber gerade weil wir Charaktermenschen haben müssen, gerade darum müssen wir auch, der Jugend gegenüber, von früh an auf strengsten Gehorsam, auf Entfernung jedes Reizes zur Auflehnung gegen Gesetz und Recht, auf die Beseitigung jeder Spur von Zuchtlosigkeit und Frechheit den entschiedensten Wert legen. Darum ist auch unter allen Umständen in der Schule eine gute Disziplin ganz entschieden mehr wert, als eine gute Doktrin, und darum trägt auch jede Schule, die nicht mit der Herstellung einer guten Disziplin ihr Werk beginnt, den Grund des Verfalles in sich selbst. Erst muß Ordnung, Gehorsam, Zucht und Respekt sein, und erst dann kann die freie Entwickelung des Geistes beginnen. Erst muß man disziplinieren und dirigieren und dann moralisieren und katechisieren. Wer umgekehrt verfahren wollte, würde sicherlich an trüben Erfahrungen keinen Mangel haben.

Ich bin aus mancherlei Gründen kein Freund der dreijährigen Militärdienstzeit und lebe der festen Überzeugung, daß eine strengere Haus- und Schulzucht gar vieles zur Minderung der jetzigen Militärlast beitragen könnte. Aber wenn ich die falschen Humanitätsrücksichten unserer Zeit, die Kraftlosigkeit der Zucht in manchen Schulen, die Schlaffheit und das zimperliche Wesen der Erziehung in manchen Familien sehe, dann gestehe ich ganz offen, daß ich all den verwöhnten Muttersöhnchen, all den verweichlichten Mondscheinnaturen jene drei Jahre der konsequenten Abhärtung, der straffen Ordnung und der unbeugsamen Zucht nicht allein von Herzen gönne, sondern mich auch über die jetzige Militärdisziplin im Interesse der Freiheit von Herzen freue. Die militärische Zucht holt eben nach, was in den meisten Häusern versäumt worden ist; sie ist für die deutsche Jugend eine Schule des Charakters, die bis jetzt noch durch nichts ersetzt worden ist. Welch ein Segen aber eine solche Charakter- und Manneszucht für die Zivilisation, für Vaterland und Freiheit ist, das hat unsere deutsche Armee im feindlichen Lande gezeigt; unsere Feinde dagegen haben uns den Beweis geliefert, daß die Entweichung

des Geistes der Ordnung, des Gehorsams, der Ehrfurcht, der Autorität, der Gesetzlichkeit, der Sittlichkeit gleichbedeutend ist mit dem Verluste der Freiheit, der Auflösung des Staates, dem Untergange des Vaterlandes.

Die bisher erwähnten Erziehungsmittel bezogen sich in vorwiegender Weise auf die Entwickelung der geistigen Thätigkeit des Menschen. Der Mensch ist aber nicht nur Geist, sondern er ist auch Leib. Und wie jener seine Rechte hat, so auch dieser. Darum muß auch zu den bisherigen Forderungen noch die andere hinzukommen:

Erziehe deinen Zögling so, daß sein Leib das willfährige Werkzeug, der gehorsame Diener eines charaktertüchtigen Geistes werde. Wo die Organe des Körpers nicht harmonisch ausgebildet werden, wo man die ewigen Gesetze, welche der Schöpfer dem menschlichen Leibe zugrunde gelegt hat, mißachtet, wo der menschliche Körper nicht ausführen kann, was der freie Geist will: da ist es mit dem freien Willen und dem freien Thun übel bestellt. In den Staaten der Vorzeit, in denen die staatliche Existenz vorwiegend von der Körperkraft und Körpergewandtheit seiner Bürger abhing, wurde die leibliche Erziehung entschieden höher gehalten als jetzt. Denn was den Alten Körperkraft und Leibesübung war, das ist uns jetzt Kunst, Intelligenz, Wissenschaft und Geistesbildung. Aber eben deshalb hören wir auch in der Gegenwart so viele Klagen über die Mangelhaftigkeit der körperlichen Ausbildung. Wer unsere Bildungsverhältnisse kennt, kann sich über diese Klagen nicht wundern. Die Kinder der Leute in unseren Städten, welche die Bildung repräsentieren, müssen, nachdem sie schon mehrere Jahre in Kleinkinderschulen mit Lernen beschäftigt, oder von Bonnen dressiert worden sind, vom sechsten Jahre an die Schule besuchen, müssen hier täglich sechs Stunden auf der Schulbank hocken, müssen dann eine Menge häuslicher Arbeiten fertigen, dann eine oder einige Stunden hinter dem Klaviere oder dem Zeichentische zubringen und den Rest der Zeit mit dem Lernen der französischen oder englischen Lektionen ausfüllen: wo in aller Welt kann es uns da wundernehmen, wenn durch diese Treibhauskultur das Nervensystem überreizt und der Geist um die Elasticität und Kraft des Handelns gebracht wird? Ist es denn solcher Unnatur gegenüber nicht ganz erklärlich, wenn manche Jünglinge wie Schatten einherwandeln, und wenn bei den Rekrutierungen die Prozentsätze der Untauglichen jedes Jahr größer und größer

werden? Was hilft uns denn die allgemeine Wehrpflicht, wenn ein großer Teil der jungen Leute nicht imstande ist, die Freiheit des Vaterlandes verteidigen zu können? Was hilft alles Wissen, alle Intelligenz, wenn der kränkliche oder schwächliche Körper dem Menschen das edle Selbstvertrauen, den Mut zum Handeln, die Kraft zum Ausharren nimmt? Wahrhaftig, der Erzieher verschwendet die Zeit nie, wenn er sie auf körperliche Übungen verwendet, denn es wird eine Zeit kommen — und sie kommt bei jedem —, in welcher ein gesunder Körper teuer bezahlt wird. In der Welt gilt jeder, was er durch seine That ist. Thatkraft und Körperstärke, Freiheit und Ausdauer, Kampf und Körperabhärtung aber sind korrelate Begriffe. Ein schwächliches Volk wird nie ein freies Volk werden, aber kräftig am Körper, stark am Geiste, fest im Leben: das ist's, was ein Volk braucht, wenn es neue Freiheiten erobern und gewonnene beschützen und verteidigen soll.

In Summa: Ein klarer Kopf, ein warmes Herz, ein starker Wille, gepaart mit reiner Begeisterung, selbstverleugnender Treue, echter Hingebung und deutscher Gewissenhaftigkeit, Ausbildung des sittlichen Willens und des klaren Denkens, Förderung einer richtigen und gesunden Lebensanschauung; eine Erziehung in Zucht und Sitte, in Kraft und Selbstbeherrschung: — das ist's, was wir bei unseren Kindern anstreben müssen, wenn unsere Knaben einst freie Männer von gutem Rufe und unsere Mädchen die Freude und der Stolz eines freien Vaterlandes werden sollen.

**Das sind die Wege, welche zur Volkskraft und zur Volksfreiheit führen!**

Soll aber dieses patriotische Werk der Volksbefreiung in ersprießlicher Weise gefördert werden, so müssen wir alle dazu helfen. Da darf keiner zurückbleiben, keiner gleichgültig die Achseln zucken und sagen: Was geht das mich an? — — Das geht dich wohl an; denn wenn unsere Kinder nicht sittenstreng erzogen werden, so hat darunter nicht allein der Einzelne, sondern einst das ganze Volk zu leiden.

Das geht an die Kirche, die gerade jetzt allen Grund hat, ihre volle Kraft auf die sittliche Bildung unseres Volkes zu richten, alle dogmatischen Hadersachen beiseite zu lassen und immer und immer

wieder zu betonen, daß wir alle zur Freiheit berufen sind (Gal. 5, 13) und: „So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei“ (Joh. 8, 36). Was uns jetzt not thut, das ist ein lebendiges Christentum. Der Christus für uns muß ein Christus in uns werden. — Das geht an unsere Juristen, die sich immer und immer sagen müssen: die Obrigkeit ist Gottes Dienerin — eine Schützerin der Unschuld und eine Rächerin der Bosheit. Daß das juristische Recht mit dem moralischen Rechte stets im vollsten Einklange stehe, das muß jedes Juristen ernstestes Bemühen sein. — Das geht an unsere Ärzte, die ihre Stimme nicht laut genug erheben können, wenn es gilt, ein kräftiges Geschlecht zu erziehen durch Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse in den Schulen und in den Häusern. — Das geht an unsere Schriftsteller, die besser daran thäten, unserem Volke sittlich-stärkende, herzerhebende, charakterbildende Volksbücher zu bieten, als nervenüberreizende Sensationsromane, zeitvertreibende Klatschgeschichten oder geschmackverderbende Modeartikel. Das geht an die Lehrer, die sich nie genug sagen können, daß wahre Bildung nicht ein Haben, sondern ein Sein ist, d. h. nicht in einer Summe von Kenntnissen, sondern in der Veredelung des Charakters besteht. — Das geht an die Eltern, die auf Erden kein größeres und kein besseres Werk ausrichten können, als wenn sie ihre Kinder in Gottesfurcht, Sittenstrenge und Treue zu frommen und braven Menschen erziehen. Die Schule allein kann das ganz unmöglich thun, schon um deswillen nicht, weil sie die Kinder täglich nur höchstens 6 Stunden um sich hat und es oft erleben muß, daß zuhause das wieder eingerissen wird, was sie erst mit Mühe aufgebaut hat. Mit unserer Volksschule kann es deshalb auch nur erst dann etwas werden, wenn aus unserem Volke etwas wird! Da muß alles ineinandergreifen, eins durchs andere blühn und reifen. — Man entgegne mir doch nicht: Wir haben ja eine starke Armee, eine gewaltige Soldatenmacht; wir machen uns deshalb auch keine Sorge, denn dieses Heer wird eine etwa eintretende Revolution schon niederkartätschen. O, glauben Sie doch um alles in der Welt nicht, daß unsere Soldatenheere mit ihren Gewehren und Kanonen imstande wären, uns die Freiheit zu geben, zu sichern oder zu erhalten, und daß die geistige und sittliche Wehrkraft eines Volkes geringer anzuschlagen wäre, als seine militärische. Im Gegenteil! Wo die sittliche Wehrkraft nicht die Grundlage ist, da bleibt die militärische ohne alle Erfolge; die

Freiheit kann deshalb auch nur da gedeihen, wo ein Volk mit allem Ernste an seiner sittlichen Selbstbefreiung arbeitet. An uns selbst müssen wir darum anfangen — denn nur ein freies Volk kann eine freie Jugend erziehen. Nicht Absolutisten oder Demokraten, nicht Orthodoxe oder Freigemeindler können uns die Freiheit geben oder erhalten — denn die Freiheit ist keine Gabe, sondern ein Erwerb. Aber eben darum muß es auch unsere Aufgabe sein, daß unsere Kinder auch inbezug auf die Freiheit das Wort Goethes verstehen lernen:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen."

Unsere politischen und religiösen Verhältnisse sind jetzt höchst eigentümlicher Art. Es gilt jetzt mehr denn je das Wort Schillers:

„Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Jedes Jahr bringt uns neue Gesetze, jeder Reichstag neue Feststellungen, jeder Landtag neue Änderungen! Die Zivilehe ist eingeführt, die neue Kirchenordnung ist in Kraft getreten, auf allen Gebieten, in Staat, Kirche und Gemeinde ist ein Kampf für die Freiheit entstanden, wie ihn unser Volk noch nicht erlebt hat. Kein Wunder, daß es ängstliche Gemüter giebt, welche bei der Auflösung der alten Formen die Hände ringen und, gleich jenen Zuhörern am ersten christlichen Pfingstfeste, verzweifelnd fragen: „Was will das werden?" Man braucht nicht zu jenen ängstlichen Naturen zu gehören, aber man wird doch der Überzeugung leben müssen, daß unsere Jugend für diese Freiheiten vorgebildet und in einer Weise erzogen werden muß, daß sie einst imstande ist, die Freiheit in rechter Weise zu genießen und vor dem Mißbrauche derselben gesichert zu sein. Darum bin ich auch mit Diesterweg vollständig einverstanden, wenn derselbe sagt: Je freier die Formen des Lebens und die Gesetze des Staates werden, desto sittenstrenger muß die Erziehung der Jugend sein. Es ist ja diese Forderung eine so natürliche. Denn so lange der Staat ein Despot ist, übernimmt er das Amt eines Zuchtmeisters und schwingt die Knute über den beschränkten Unterthanenverstand seiner Bürger. Wenn aber der Staat seinen Bürgern die freien Gesetze der Selbstregierung giebt, dann muß dieser Bürgerstand auch dafür Sorge tragen, sich ein Geschlecht heranzuziehen, das durch sein Verhalten diese Freiheiten sichert und sich derselben wert

erweist. „Die Freiheit“ — hat jener berühmte Mann gesagt — „ist eine köstliche Speise, aber sie erfordert einen gesunden Magen!“ —

Und so lassen Sie uns denn heute von hinnen gehen mit dem festen Vorsatze, der Zukunft ein Geschlecht heranzuziehen: durch Bildung frei, durch Liebe stark, durch Treue groß! Möge den Behörden und den Lehrern unseres Volkes die Freude zuteil werden, in diesem Bestreben von allen einsichtsvollen Bürgern energisch unterstützt zu werden! Mögen die Väter das köstliche Glück empfinden, einst auf ihre Söhne und Töchter mit dem schönen und stolzen Bewußtsein blicken zu können: Sie sind alle wohlgeraten — das freie Vaterland wird mit ihnen zufrieden sein! Möge es den Müttern vergönnt sein, das beseligende Bewußtsein zu empfinden, das einst jene edle Römerin, die Cornelia, die Mutter der beiden Gracchen, erfüllte. Als zu dieser einst eine reiche Freundin kam und sich mit ihrem Schmucke brüstete, da ergriff die Cornelia ihre beiden Söhne an der Hand und stellte sie der Freundin mit den Worten vor: „Siehe, das ist mein Schmuck!“ O, möchten wir doch alle einst an unseren Kindern Freude erleben und sagen können: „Unsere Kinder sind unser Reichtum, unsere Kinder sind unser Schmuck!“ Das freilich kann nur dann geschehen, wenn wir es mit der sittenstrengen Erziehung unserer Jugend so ernst als nur irgend möglich nehmen und wenn wir zugleich ehrlich und redlich das Unsere thun, um auch andere mit der gleichen Gesinnung zu erfüllen. In hundert Jahren sind wir alle, die wir heute in diesem Saale versammelt sind, ein Häuflein Asche, die der Wind verweht, — aber dann schreitet über unsere Gräber ein neues Geschlecht, entweder ein kraftvolles, sittlich-freies Geschlecht, das unser Andenken segnet, oder ein von Sinnenlust und Sündendienst geknechtetes Geschlecht, ein Geschlecht des Jammers, mit der herzerschütternden Klage im Munde: „Ihr Toten da drunten, ihr habt's verschuldet, und — wir müssen es büßen!“

Das Wort Christi gilt auch uns: „Eure Kinder werden eure **Richter** sein!“

# III.

# Über das Gemüt und seine Bildung.

Ein Vortrag.

1879.

---

Wenn ich mir gestatte, Sie zu einem psychologisch-pädagogischen Spaziergange in das Reich des Gemütslebens einzuladen, so bin ich mir bewußt, daß ich Ihnen wohl nicht viel Neues bieten werde. Es ist mit der Betrachtung des Gemütes wie mit den meisten psychologischen Fragen: sie erscheinen aus der Ferne außerordentlich gelehrt und schwierig; aber wenn man sie bei Lichte betrachtet, so erweisen sie sich überaus einfach, alle Welt kennt sie, und nur das ist ihnen eigentümlich, daß so selten jemand weiß, daß er sie kennt.

Die Richtigkeit dieser Behauptung wird sofort einleuchtend, wenn man an die Frage herantritt: Was ist denn eigentlich das Gemüt? Das treue, deutsche Gemüt ist fast sprichwörtlich geworden, und das deutsche Frauengemüt wird überall mit Ehren genannt. Auch unsere Sprache ist nicht arm an Bezeichnungen für die verschiedenen Erscheinungsformen des Gemütslebens. Wir reden von dem gemütlichen Sachsen, von dem ungemütlichen Russen und dem gemütsarmen Engländer; wir rühmen die Gemütstiefe an den Kompositionen unseres Beethoven, wir lesen gern die gemütvollen Dramen unseres Schiller, wir bedauern aus tiefster Seele das traurige Schicksal des gemütskranken Lenau, — aber wenn man an die Begriffsbestimmung des Gemütes herantritt, dann hört sofort die Gemütlichkeit auf. Es ist eben ein Begriff, mit dem man nicht gern etwas zu thun haben möchte, und der uns schlangengleich unter den Fingern weg durch alle Hecken und Zäune der Logik ent-

schlüpft. Es darf uns deshalb auch nicht wundernehmen, daß selbst die größten Philosophen über das Gemüt noch keine übereinstimmende Definition aufgestellt haben, und daß z. B. Kant den Begriff Gemüt eigentlich identisch mit Willen gebraucht, während Erdmann ihn als stetige Willensrichtung oder Willensbestimmtheit faßt, und andere darunter das gesamte sinnliche und vernünftige Begehrungsvermögen verstehen u. s. w. Und doch ist die Sache sehr einfach, wenn man sich den Begriff aus der Anschauung, aus einer Reihe von Beispielen konstruiert. Machen wir deshalb einmal diesen Versuch!

Denken Sie z. B. an die einfachen Sonaten von Mozart oder Haydn. Die meisten von Ihnen werden gern zugestehen, daß sie diese Musik geliebt und an ihren seelenvollen Klängen Gefallen gefunden haben. Sie haben sie gern gespielt, denn diese Musik machte Sie glücklich und versetzte Sie in eine heitere Stimmung. Oder denken Sie an die Hebelschen Erzählungen aus dem Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes, etwa an die Geschichte vom Herrn Kannitverstan, vom guten Rezept, vom geheilten Patienten, vom Husaren in Neiße, vom Star zu Segringen u. a. m.: erinnern Sie Sich nicht noch heute mit Vergnügen des angenehmen Eindruckes, den jene Erzählungen auf Sie ausgeübt haben? Und ist's Ihnen mit den Geschichten und Gedichten des alten, ehrlichen Wandsbecker Boten, des lieben Matthias Claudius, nicht ebenso ergangen? Die volksmäßige Naivetät, der schalkhafte Humor, die herzinnige Frömmigkeit seiner Darstellungen versetzte Sie in eine so gemütliche Stimmung, daß es Ihnen in Ihrer Seele so „wohl zumute" wurde, daß Sie Sich des Mannes noch heute gern erinnern. — Die drei genannten Fälle haben das Übereinstimmende, daß sie seelenvolle Empfindungen in Ihnen wachriefen und Ihre Seele in eine angenehme Stimmung versetzten. Solche Stimmungen durchziehen auch die Seele beim Eintritt in einen prachtvoll-gotischen Dom (es ist die Stimmung der Andacht), — beim Anblick der Unendlichkeit des auf- und niederwogenden Meeres (es ist die Stimmung der Bewunderung), — beim Empfang eines Briefes, in welchem Ihre treueste Jugendfreundin Ihnen ihre glücklich erfolgte Genesung von schwerer Krankheit mitteilt (es ist die Stimmung der Freude), — genug, wir haben es hier überall mit Empfindungen zu thun, welche die Seele, einem Instrument gleich, in eine bestimmte Stimmung versetzen und dadurch einen machtbestimmenden Einfluß auf unser Denken, Fühlen und Wollen ausüben.

Zu demselben Resultate kommen wir auch, wenn wir die sprachliche Abstammung des Wortes Gemüt betrachten. Das Wort Gemüt stammt vom althochdeutschen Worte muot her. Dieses Wort muot oder Mut hatte noch im Mittelalter nicht seine jetzige Bedeutung als Gegenteil von Feigheit oder Verzagtheit, sondern war nur in der Bedeutung des „Zumuteseins" bekannt, — eine Bedeutung, die sich jetzt noch in den Wörtern wohlgemut, Wehmut, Kleinmut, Schwermut, Gleichmut, gutmütig ꝛc. erhalten hat. Ist dir's also wohl zumute, bist du z. B. nach einem gesunden Schlafe an einem heiteren Frühlingsmorgen so froh gestimmt, daß du mit Schiller ausrufen möchtest: „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt" ꝛc.: so hast du ein fröhliches Gemüt. Bist du aber durch die plötzliche Nachricht von dem Tode deiner liebsten Freundin so aufs tiefste erschüttert, daß dir der Schmerz wie ein Alp auf der Seele liegt und du deiner Thränen kaum Herr werden kannst, so hast du ein betrübtes oder verstimmtes Gemüt. In jedem Falle hat das Gemüt seine Wurzeln im Empfindungsleben. Wiederholen sich diese Empfindungen, so bildet sich durch die Quantität oder Qualität der dadurch hervorgerufenen Seelenstimmungen schließlich ein Komplex geistiger Stimmungen aus, eine Gesamtstimmung, und diese Gesammtstimmung ist es, welche wir mit dem Namen Gemüt bezeichnen.

Haben wir im Bisherigen gesehen, worin das Wesen des Gemütes besteht, so ergiebt sich daraus auch eigentlich das Ziel der Gemütsbildung ganz von selbst. Wenn die heilige Schrift dem Jünglinge zuruft: „Freue dich, Jüngling, deiner Jugend" ꝛc. (Pred. Sal. 11, 9), und wenn sie uns alle mahnt: „Freuet euch in dem Herrn allewege" ꝛc. (Phil. 4, 4), so ist es klar, daß wir die Pflicht haben, unser Gemüt einerseits vor Trübung und Verstimmung zu bewahren und anderseits uns jenen Grad von Frohsinn anzueignen, der den eben angezogenen Worten der heiligen Schrift entspricht. Freude ist der Grundton des ganzen Weltalls, Freude soll auch der Grundton unseres Lebens sein, wie im Himmel, also auch auf Erden. Wir sind darum auch im vollen Rechte, wenn wir unseren Kindern so viel angenehme Empfindungen als nur möglich zuführen und das Unsere zur Gestaltung einer seelenfrohen und geistesheiteren Grundstimmung beitragen. Was wäre das Leben ohne ein frohes Herz, ohne ein heiteres Gemüt! Und doch hat die Sache auch noch eine zweite Seite! Wir leben in einer Welt, die unseren Kindern die Unannehmlichkeiten

des Lebens nicht erspart. Unsere Erde ist nun einmal kein Himmel, und die Menschen sind nun einmal keine Engel. Wir mögen in unserem Leben mit noch so viel Liebe und Wohlwollen thätig sein, wir ernten Undank. Wir mögen bei unseren Bemühungen die edelsten Absichten haben, wir erfahren Verkennung. Wir mögen um die Gesundheit unserer Kinder noch so sehr besorgt sein, sie sterben uns doch! Solchen Erfahrungen gegenüber liegt es nahe, daß wir uns nach *Stützen* umsehen müssen, welche dem Gemüte auch im *Unglücke* einen festen Halt geben und dasselbe vor jenem Wanken und Schwanken bewahren, welches den Menschen nicht zum rechten Genuß der Freude kommen läßt. Das Gemüt an sich hat diese Stützen *nicht*, denn das Gemüt folgt lediglich und allein den Empfindungen des Augenblickes. Sind diese Empfindungen angenehme, so ist es heiter, sind sie unangenehme, so ist es verstimmt. Es ist, wie Klärchen im „Egmont" singt, „bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt". Wir müssen uns also nach anderen, *außerhalb* des Gemütes liegenden Stützen umsehen, um das Gemüt im Glücke vor Übermut und im Unglücke vor Verzweiflung zu bewahren. Diese Stützen sind ein *klarer Verstand* und ein *sittlich-fester Wille*. Wo diese beiden Strebepfeiler das Gemüt halten, ohne es zu erdrücken, wo zum lebendigen Gefühle das lichtvolle Denken und der feste Charakter hinzukommt, da paart sich Frohsinn mit *Gleichmut* und da gilt auch das Wort Schillers:

„Nur wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang."

Der Mensch soll also nicht *allein* Gemüt, nicht *allein* Verstand und nicht *allein* Willen haben, sondern es soll in ihm sich jene *harmonische* Entwickelung vollziehen, die uns nicht *halbe*, sondern *ganze* Menschen schafft, Menschen, die in der Wahrheit denken, in der Liebe fühlen und in der Freiheit wollen. Kann aber das Gemüt, streng genommen, nicht ohne den Verstand und den Willen bestehen, so hat doch anderseits auch weder der Verstand noch der Wille den rechten *Wert*, wenn dem Menschen das Gemüt *fehlt*. Ja, man könnte noch weiter gehen und sagen: wie unter Glaube, Liebe und Hoffnung die Liebe die größte ist, so gebührt auch unter den drei Äußerungen des Menschengeistes dem Gemüte die größte Sorgfalt

und die liebevollste Pflege. Warum? Das lassen Sie mich im Folgenden in aller Kürze begründen.

Ein frohes Gemüt ist die Grundlage unseres gesamten Lebensglückes. Niemand in der Welt kann uns unser Glück geben, als wir selbst. Das Glück wohnt nicht in einem vollen Geldkasten. Wäre das der Fall, dann müßten die reichsten Leute auch immer die glücklichsten sein. Sind sie das? — Das Glück wohnt nicht in einer bestimmten Lebensstellung; denn du erlangst es weder als Minister noch als Kaufmann, weder als Regierender noch als Untergebener. Das Glück wohnt nicht im Menschenbeifall und nicht in Ehrenerweisungen, denn „Güter die du hier erwirbst, Würden, die dir Menschen gaben, nichts wird dich im Tod erfreu'n, diese Güter sind nicht dein". — Das Glück wohnt nicht in einer besonderen Gegend, denn in dem Lande „wo ein sanfter Hauch vom blauen Himmel weht, die Myrte still und hoch der Lorbeer steht", da wohnen oft recht unglückliche Menschen. Das Glück wohnt auch nicht an einem besonderen Orte — nicht in Amerika oder Europa, nicht in Berlin oder Halberstadt. Das Glück wohnt in der eigenen Brust. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne." Kein Mensch und keine Macht in der Welt kann dir das Glück geben, wenn es dir dein Gemüt nicht giebt. Hast du ein zufriedenes Gemüt, so bist du ein glücklicher Mensch, wer Du auch seist und wo du auch seist, und bist du in deinem Gemüte verstimmt, ist dein Herz nicht fröhlich und dein Sinn nicht heiter, so bist du ein unglücklicher Mensch, gleichviel, ob du auf dem Kaiserthrone sitzest oder in der Bettlerhütte wohnest. Du bist ein armer Mann, auch wenn du über Millionen zu verfügen hättest, ein bedauernswerter Mensch, auch wenn dir die halbe Welt Beifall zujauchzte. Darum liegt auch in dem Märchen vom sterbenden Könige, der vom Tode nur durch das Hemd eines zufriedenen und glücklichen Unterthanen gerettet werden konnte, in der That ein gar tiefer Sinn. Die ausgehenden Boten suchten in allen Städten und Dörfern, aber sie fanden nirgends einen zufriedenen Menschen. Jeder hatte Wünsche, jeder wollte etwas haben. Erst spät am Abend fanden sie im Walde einen fröhlichen Köhler und stellten deshalb auch an ihn die stereotype Frage: „Der König sendet uns, damit du uns deine Wünsche sagest." Wie erfreut waren die Boten, als sie die Antwort bekamen: „Was sollte mir der König geben können, ich habe ja alles, was ich zu meinem Glücke brauche, ein fröhliches Herz und ein

heiteres Gemüt.“ „Gott sei Dank“, erklärten die Boten, „du bist der einzige Glückliche im Lande, — gieb uns dein Hemd.“ Aber der Köhler lachte hell auf. „Wie könnt ihr auch nur“, erwiderte er, „ein Hemd bei einem Köhler suchen wollen?“ — — — Das ist so der Segen eines fröhlichen Gemütes. Nichts haben und doch alles haben! Arm sein und doch den Reichsten nicht zu beneiden brauchen! Beklagt zu werden und doch glücklicher zu sein als alle! In Summa: Im frohen Gemüte liegt unser Lebensglück.

Dieser gewaltige Einfluß unseres Gemütes auf unser Lebensglück hat seinen Grund in dem Umstande, daß das Gemüt die Grundlage unserer Gefühle ist. Es ist mit dem Verhältnisse des Gemütes etwa so, wie mit dem Resonanzboden eines Klaviers. Was hilft das prächtige Mahagoniholz und die englische Klaviatur, wenn der Resonanzboden nichts taugt! Erst der Resonanzboden giebt dem Tone Klang und Kraft, Weiche oder Härte. So sind auch Liebe und Freude, Glück und Frieden, Redlichkeit und Treue leere Worte, wenn ihnen das Gemüt nicht Empfindung und Leben verleiht. Darum ist der gemütlose Mensch auch stets gefühllos und für edle Empfindungen unzugänglich. Diese Thatsache ist um deswillen von so großer Wichtigkeit, weil sie der Grund für die Beurteilung alles sittlichen Handelns ist. Die Menschen lassen sich nämlich in ihrem Handeln selten von ihren Begriffen, sondern in den meisten Fällen von ihren Empfindungen und Gefühlen bestimmen und leiten. Die Menschen leben eben nicht, wie sie denken, sondern sie denken, wie sie leben! Aber gerade darum wird man auch die Menschen nicht durch Begriffe und nicht durch Wissen und Kenntnisse bessern, sondern immer nur durch die Veredelung ihrer Gefühle. Durch reiche Kenntnisse machen wir die Menschen gescheit; erst durch edle Gefühle machen wir sie gut. Daraus erklärt sich zugleich auch die weitere Erscheinung, daß die gescheitesten Menschen oft recht miserable Charaktere sein können, und daß die größte Gelehrsamkeit mit der elendesten Niederträchtigkeit in einem Menschenkopfe recht gute Kameradschaft halten kann. Gescheitsein und Gutsein sind eben Erscheinungsformen, die ganz verschiedenen Departements angehören. Man braucht u. a. nur an das Beispiel des berühmten Baco von Verulam zu denken, um die Richtigkeit dieser Behauptungen bestätigt zu finden.

Wie wichtig der Einfluß des Gemütes ist, sehen wir besonders recht deutlich an seinem Verhältnis zu den ästhetischen und mo-

ralischen Gefühlen. Was die ersteren anlangt, so ist es ein bekannter Erfahrungssatz, daß sich ohne Gemüt das Schöne weder schaffen, noch beurteilen läßt. Es läßt sich nicht schaffen; denn wenn der Genius der Kunst sich nicht mit rauschendem Gefieder auf den gottbegnadeten Künstler herniederläßt, ihm nicht die tiefsten Geheimnisse keuscher Empfindung in die reine Seele senkt und die empfindsamen Saiten seines Gemütes nicht mit dem Zauberstabe der ewigen Schönheit berührt, dann wird auch der befähigtste Mensch nichts künstlerisch Schönes schaffen können. Der Maler wird sich vielleicht den zum geschmackvollen Kopieren erforderlichen Grad von technischer Fertigkeit aneignen, der Musiker wird es vielleicht zu einer bedeutenden Virtuosität im geschickten Darstellen der Kompositionen anderer bringen, aber in der produzierenden Kunst werden beide Stümper bleiben. Ohne den Reichtum des Gemütes würde es weder Rafael möglich gewesen sein, seine wundervollen Gemälde, noch Mozart, seine köstlichen Opern, oder Beethoven, seine großartigen Symphonieen, und Schiller, seine gewaltigen Dramen zu schaffen. Erasmus von Rotterdam, Melanchthon, Reuchlin, Comenius, Francke, Fenelon, Sailer u. a. m. waren entschieden gelehrte Leute; aber was sie zustande gebracht haben, das haben sie nur der Tiefe des Gemütes und der zündenden Kraft geistesfrischer Empfindungen zu danken. Großes zu schaffen, ist nur dem reinen Gemüte möglich. — Was aber von der Schöpfung des Schönen gilt, das gilt auch von der Beurteilung desselben. „Ein erhabener Sinn", sagt Schiller, „legt das Große in das Leben, aber er sucht es nicht darin." Dieser Ausspruch ist für alle Beurteilung des Schönen maßgebend, denn in alles legen wir unsere Empfindung hinein und beurteilen dem entsprechend die Gegenstände des künstlerisch oder natürlich Schönen nach dem Inhalte unserer Seele. Aus dieser Erwägung wird zunächst die Erfahrung verständlich, warum die Menschen in ihrem Urteile über das Schöne so außerordentlich verschieden sind. Das Kind findet das blaue Vergißmeinnicht am saftig grünen Ufer des plätschernden Baches wunderschön, während der Greis, den das Leben zerzaust, geknickt und gebrochen hat, in dem knorrigen, vom Blitz zerspaltenen Weidenbaume das Bild seines Seins und Lebens sieht. Der deutsche Student auf dem Dampfschiff des grün-goldigen Rheins kann sich in der Romantik seines jugendfrischen Lebens an den altehrwürdigen Burgen des Rheinufers nicht satt genug sehen, während jene stummen Zeugen vergangener Herrlichkeit für den bla-

sierten Engländer, der, im Bädeker blätternd, neben ihm sitzt, nur den Wert alter Steinhaufen haben. In alles legt der Mensch seinen entsprechenden Charakter, alles beseelt er aus der Tiefe seines Innern. Wenn darum in einem Menschen das innere Leben erloschen und Herz und Sinn abgestumpft, verknöchert und erstorben sind, dann kann er natürlich aus seinem Innern auch nichts in die Außenwelt hineinlegen. Die Natur ist eben ein Echo, aber das Echo schläft, bis die Stimme unseres Gemütes es wach ruft. Zu den Konsonanten der Gottesschrift muß der Mensch — um mit Hamann zu reden — immer die Vokale hinzuthun.

Wie mit den ästhetischen Gefühlen, so ist's auch mit den moralischen. Auch für sie haben wir kein Verständnis, wenn nicht erst das Gemüt ihnen Kraft und Leben leiht. Es ist ja ganz richtig, daß ohne echte Sittlichkeit ein Staats- oder Gemeindewesen auf die Dauer nicht bestehen kann. „In verrotteten Gemeinde- oder Staatsverhältnissen kann vielleicht der unsittliche Mensch, etwa ein nichtsnutziger Beamter, schnell vorübergehend sein Glück machen, aber zur dauerhaften Brauchbarkeit, selbst des gescheitesten und geschicktesten Menschen gehört bei uns in allen Verhältnissen sittliche Zuverlässigkeit, sei es in Gestalt von Ehrlichkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit oder von regem Fleiß, oder von lebendiger Teilnahme für fremdes Wohl und Wehe, oder von Vaterlandsliebe und aufopfernder Begeisterung für die höchsten Güter der Menschheit." Das alles ist, wie gesagt, ganz unbestritten richtig, aber wenn diese Wahrheit nur Erkenntnis bleibt, und wenn sich zu dieser Erkenntnis nicht auch noch das warme sittliche Gefühl und die glühende Empfindung vom hohen Werte der moralischen Kraft gesellt, dann ist diese Erkenntnis nutzlos, denn sie giebt uns dann keine moralischen Menschen, sondern nur raffinierte Teufel, die sich im öffentlichen Leben oft im höchsten Grade ehrbar zeigen, aber im verborgenen um so nichtswürdiger handeln. Zu solchen Teufeln in Menschengestalt dürften z. B. die abscheulichen Wucherer unserer Tage zu rechnen sein, denen jene Erkenntnis sicherlich nicht abgeht, die aber in ihrer Gefühllosigkeit trotz Moses Gebot (2 Mos. 22, 25), die zerrütteten Vermögensverhältnisse und die Not des Nächsten nur dazu benutzen, um mit heuchelnden Erbarmen das schwankende Schifflein des Lebensglücks anderer har czig in die tiefste Tiefe zu stoßen. Wir sehen an diesem Falle rech[illegible]lich, was ein Mensch ohne Gemüt ist und zu welchem

Grade von Liebloſigkeit er kommen kann. Nur der gemütvolle Menſch hat ein Herz*) für die Armen und Verlaſſenen, für die Kranken und Unglücklichen, aber auch nur der gemütvolle Menſch kennt das göttliche Gefühl der Mitfreude, jenes Gefühl, von dem Jean Paul ſagt: „Zum Mitleide gehören Menſchen, aber zur Mitfreude gehören Engel.“

Aus den bisherigen Darlegungen ergiebt ſich eigentlich von ſelbſt, daß das Gemüt auch die Grundlage aller echten Sittlichkeit iſt. Direkt hat allerdings das Gemüt nichts mit der Sittlichkeit zu thun, denn das Gemüt iſt weder geſcheit, noch dumm, weder gut, noch ſchlecht, es iſt nur fröhlich oder betrübt. Aber indirekt übt es einen um ſo größeren Einfluß auf die Sittlichkeit aus; denn Heiterkeit und Frohſinn ſind die Grundlagen alles wahrhaft Guten, und Trübſinn und Bitterkeit die Urſachen der meiſten Verbrechen. Ehe ein Menſch ein Verbrecher wird, müſſen immer erſt — Leichtſinn und Übereilung natürlich ausgenommen — ſtarke Gemütsbewegungen vorausgegangen ſein. Frohen Menſchen dagegen gilt das Wort Jean Pauls: „Heiterkeit iſt der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen.“ Wir können uns aus dieſen Erwägungen übrigens zweierlei merken:

---

*) Der Ausdruck Herz als Bezeichnung für die ſympathiſche Teilnahme am Wohl und Wehe anderer iſt in unſerer Sprache charakteriſtiſch. „Seht“ — ſagt Schiller im Wallenſtein — „ſeht, ich hab' ein Herz; der Jammer des deutſchen Volkes erbarmt mich.“ Goethe ſetzt das Herz als Sitz der Gefühle der Liebe, des Haſſes, der Zu- und Abneigung dem Verſtande entgegen. „Verſtand und Vernunft“ — ſagt er — „ſind formelle Vermögen, das Herz liefert erſt den Gehalt, den Stoff.“ Ähnlich ſieht auch Rückert die Sache an, denn er ſagt:

„Zwei Kräfte ſind es, die den Menſchen lenken,
Sie leiten ihn, bald ſüd- bald nordenwärts,
Natur gab ihm Verſtand, um recht zu denken,
Und um zu handeln, gab ſie ihm das Herz.“

Was hier die Koryphäen der deutſchen Litteratur in der Sprache der Schönheit ausdrücken, bringt das Volk in ſeinen zahlreichen Sprichworten in mehr ungeſchminkter Weiſe zum Ausdruck. Oder wer kennete nicht die ſprichwörtlichen Redensarten: „das Herz auf dem rechten Flecke haben“ — „Was vom Herzen kommt, das geht zu Herzen“ — „am gebrochenen Herzen ſterben“ u. ſ. w.? — In jedem Falle iſt es wahr, daß ein fröhliches Herz der größte Reichtum iſt, und daß ein edel Herz keine Tücke kennt; ebenſo wahr iſt auch die andere Behauptung: „Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme.“

1) Sei in deinem Urteile über andere stets mild,

„Und wenn der Freund dich kränkt,
Verzeih's ihm und versteh:
Es ist ihm selbst nicht wohl,
Sonst thät' er dir nicht weh." (Rückert.)

2) Thue allezeit das Deine, um deine Mitmenschen vor Gemütsverbitterung zu bewahren. Hüte dich besonders vor der Empfindlichkeit, die oft weiter nichts ist, als der Ausfluß leicht verletzbarer Eitelkeit, und nimm die Äußerungen und Urteile anderer über dich nie schlimmer, als sie gemeint sind.

„Wenn es dir übel geht,
Nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst,
So geht es dir noch schlimmer." (Rückert.)

Suche vielmehr dein Glück in dem Streben, anderen das Leben angenehm zu gestalten und ihre Tage schön zu machen. Machst du andere glücklich, so machst du dich selbst glücklich, und hast du gelernt, dich selbst zu beherrschen, dann wird es dir auch gelingen, besänftigend auf andere einzuwirken. Wo Friede und Freude ist, da blüht Glück und Wohlsein, da wächst die Sittlichkeit, da gedeiht auch das Schöne. Das sittlich Schöne kann ja nur ein reines Gemüt schaffen, denn

„Wer Haß im Gemüt, wer Bosheit trägt und wer unlautere Regung,
Dem weigert die Kunst jedweden Gehalt und die Grazie jede Bewegung."

Brauche ich nach dem allen noch weitläufig zu begründen, daß das reine und frohe Gemüt auch das Fundament aller wahren Religion ist? Der Stern des Christentums, dessen milder Schein uns schon aus treuen Mutteraugen auf die Wiege fiel, der uns gleich den Hirten zu Bethlehem freundlich winkend zu allem Hohen und Göttlichen hinzieht, der mit seinem holdseligen Glanze noch unser Sterbelager umspielt und über die Züge des Sterbenden jenes Lächeln verbreitet, das da sagen will: „Seid getrost, denn ich habe die Welt überwunden" (Joh. 16, 33): dieser milde Stern leuchtet nur dem, dessen Religion Herzensreligion ist. Wo das Christentum nicht im Gemüte wurzelt, wo es nicht vom Gemüte aus den Verstand durchdringt und den Willen veredelt, da wird es sich nie und niemals als die Kraft Gottes erweisen, die da selig macht alle, die daran glauben. Christus stellt es darum auch als das höchste Gebot hin, daß wir Gott und unseren Nächsten lieben sollen von ganzem Gemüte (Luk. 10, 27), und Paulus weiß den Bewohnern zu Ephesus kein

beherzigenswerteres Wort zuzurufen, als das: „Erneuert euch im Geiſte eures Gemütes!“ (Eph. 4, 23.) Beiden iſt das Gemüt demnach der tiefe Brunnen, aus dem das Waſſer des ewigen Lebens quillt.

Wenn das die köſtlichen Wirkungen des Gemütes auf unſer Denken, Fühlen und Wollen ſind, dann ſollte man meinen, daß unſere Erziehung auch keine wichtigere Aufgabe kennete, als die Bildung des Gemütes. Es müßte für jeden Vater, jede Mutter, jeden Lehrer, jeden Erzieher keine ſchönere Aufgabe und keine heiligere Pflicht geben, als die Gemütspflege der Jugend, die Gemütsbildung des Volkes. Und doch, und doch — wie ganz anders ſind die Erfahrungen, die uns in dieſer Beziehung die Wirklichkeit bietet! Wie gar traurig ſind die Ergebniſſe, welche ſich dem unbefangenen Beobachter jetzt aufdrängen! Die Verſtandesbildung wird wie eine ſtolze Königstochter behandelt, während die Gemütsbildung das arme, verachtete Aſchenbrödel iſt. Es liegt mir durchaus fern, die Bildung des Verſtandes an und für ſich zu tadeln, denn der Menſch kann wohl zu wenig, aber niemals zu viel Verſtand haben; anderſeits iſt aber die Verſäumnis der Gemütsbildung in allen Schichten der Geſellſchaft jetzt eine ſo himmelſchreiende, daß ſich jeder Menſchenfreund getrieben fühlen muß, gegen dieſe unglückſelige Vernachläſſigung Proteſt zu erheben und mit lauter Stimme auf die verheerenden Wirkungen des Mangels an harmoniſcher Bildung aufmerkſam zu machen.

Fragen wir zunächſt, wie es kommt, daß man in unſerer Zeit ſo außerordentlich geringes Intereſſe an der Pflege und Förderung der Gemütsbildung hat, ſo giebt es darauf eigentlich nur eine Antwort: — unſere Zeit iſt krank. Sie leidet, wenn ich mich eines bildlichen Ausdrucks bedienen darf, an einem Augenfehler, denn ſie ſieht die Dinge nicht, wie ſie thatſächlich ſind, und taxiert ſie deshalb auch nicht nach ihrem wahren Werte; ſie unterſchätzt die geiſtigen und moraliſchen Güter und überſchätzt die ſinnlichen und vergänglichen. Ihre Götzen ſiud das Geld, die Ehre und das Vergnügen, und das Ziel ihres Strebens iſt der Genuß und der Beſitz. Viel haben — viel Geld, viel Ehre, viel Vergnügen: darauf kommt's an und darauf oft ganz allein! Es kennzeichnet ſich in dieſem Streben eine Zeitrichtung, die man mit dem Namen Materialismus bezeichnet, und die heutzutage, gleich dem Hausſchwamme in einem feuchten Gebäude, alle Schichten und Kreiſe der menſchlichen Geſellſchaft durchfreſſen hat.

Wir finden den Materialismus zunächst auf dem Gebiete der Wissenschaft. Wie alles in der Welt, so hat auch die Wissenschaft ihre Wandlungen gehabt. Ehedem saß die Theologie als die Königin aller Wissenschaften auf dem Throne der Zeit; als sie ihre höchsten Triumphe gefeiert hatte, mußte sie der Philosophie den Platz einräumen, und als diese ihre Herrscherrolle ausgespielt hatte, kamen die Naturwissenschaften an die Reihe. Es ist geradezu unglaublich, was dieselben im Laufe der Zeit geleistet haben. Ihre Resultate können und müssen uns mit der höchsten Bewunderung erfüllen. Aber wie es immer geht, wenn eine Wissenschaft zur alleinherrschenden wird, so ist es auch hier ergangen: die Naturwissenschaften haben Gebiete occupiert, die ihnen entschieden nicht gehören. Sie sind in die Gebiete des geistigen Lebens eingedrungen, haben an die Stelle der alten idealen Weltanschauung die mechanische Weltanschauung gesetzt, haben alles Entstehen und Vergehen auf die zufällige oder notwendige Vereinigung und Abstoßung toter Atome zurückgeführt, mit Hilfe von Kraft und Stoff die ganze Welt zusammengebaut und auf das Irdische einen so weitgehenden Wert gelegt, daß sie vielfach gemeint haben, des Geistigen ganz entbehren zu können. Wenn aber Moleschott, Büchner u. a. sagen, daß der Mensch gar keinen Geist habe und daß die Gedanken nichts weiter seien, als Kryſtallisationen des Phosphors im Gehirne, wenn der Glaube an eine die Welt regierende Gottheit von Voigt als mittelalterlicher Köhlerglaube verlacht wird, wenn Häckel in seiner Schöpfungsgeschichte das Schillersche Scherzwort zum ernsthaften Weltdogma erhebt:

„Der Hunger und die Liebe
Bewegen das Weltgetriebe", —

wenn mit dem Wegfall des Glaubens an Gottesgeist und an Menschengeist auch der Glaube an eine Weiterentwickelung nach dem Tode, an ein ewiges Leben, an Vergeltung und Verantwortung fällt: dann ist ja das Laster im Reiche der Selbstsucht auch ganz im Rechte, wenn es diese Weisheit nicht allein nachschwatzt, sondern auch sofort die praktischen Konsequenzen zieht. Giebt's keinen Himmel mehr, so leben wir für die Erde! Ist der Geist ein leeres Wort, so sorgen wir für unseren Körper! Giebt's kein Jenseits und keine Vergeltung, so laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot. Dann geht's von Genuß zu Genuß und — von Verbrechen zu Verbrechen! So führt der theoretische Materialismus mit raschen Schritten zum praktischen,

von Materialismus zum Pessimismus, zum Nihilismus, zum Atheismus und damit zur Vernichtung alles Schönen, Erhabenen und zum sittlichen Verderben. Das Gemüt aber geht bei dem allen leer aus, denn Glück und Frieden kann diese Weltanschauung nie und niemals geben.

Zu ganz demselben Resultate führt uns auch die Betrachtung unseres wirtschaftlichen Lebens. Natürlich ist hier der Ausgangspunkt ein ganz anderer; er liegt in der verkehrten Definition vom Zwecke der Arbeit. Nach Adam Smith, dem Begründer des gegenwärtigen Industriesystems, ist die „Arbeit die eigentliche Quelle eines jeden Einkommens, und die rechte Bedingung ihrer Vervollkommnung ihre Teilung". Auf den ersten Blick sieht diese Definition ganz unschuldig aus, aber wenn man sie etwas genauer ansieht, erkennt man doch sofort das Bedenkliche ihrer Konsequenzen. Ist nämlich der Zweck der Arbeit nur im Geldgewinn zu suchen, dann ist aller Arbeit sofort ein materialistisches Gepräge aufgedrückt, und ist das Mittel des Geldverdienens die Arbeitsteilung, dann sind die jetzigen traurigen Zustände normaler Art. Während früher jeder Handwerker sein Gewerbe ganz erlernte, mit den einfachsten Anfangsgründen begann und zum Ganzen fortschritt, lernt jetzt jeder nur ein Stückchen kennen und bleibt zeitlebens auf der niedrigsten Stufe stehen. Das Gesamtinteresse bleibt ihm unbekannt. Er ist und bleibt Maschine. Mit Lust und Liebe zu arbeiten, ist unter solchen Verhältnissen nicht möglich. So kommt es dann auch, daß sich bei einer Menge von Arbeitern schließlich alles in dem Gedanken konzentriert, bei möglichst hohem Lohne möglichst wenig arbeiten zu müssen, aber möglichst viel zu genießen. Daß bei diesem Grundsatze der Fabrikherr nicht bestehen kann, was kümmert das die Arbeiter? Nach ihrer Theorie hat er sich ja von ihrem Schweiße gemästet! Sein Vermögen müßte ja eigentlich das ihrige sein! Daß bei dieser egoistischen Lebensansicht die Unmoralität, Frivolität und Bestialität großgezogen werden, so daß sich schließlich Zustände entwickeln, wie sie uns in der Sozialdemokratie der letzten Jahre entgegengetreten sind, das kann uns nicht wundernehmen. Die Quelle des ganzen Unglückes aber liegt im falschen Arbeitsbegriffe. Die Menschen sollten arbeiten, um durch die vernünftige Entwickelung und Ausbildung ihrer Kräfte glücklich zu werden, nicht aber, um sich durch die Arbeit das Gemüt zu verbittern und das Leben zur Qual zu machen. Wer bloß und allein um des Gewinnes willen arbeitet, wird [illegible]

armer Mann sein, und wenn er auch Millionen verdiente. Den Geist kann eben nur Geistiges befriedigen. Der Materialismus hat darum aber auch noch nie eine Seele glücklich gemacht.

Mit der eben geschilderten Erscheinung hängt eine andere aufs innigste zusammen. Wir schreiben jetzt nicht allein mit dem Telegraphen, malen mit der Sonne und fahren mit dem Dampfe, sondern wir leben auch in allen Verhältnissen ungleich schneller als unsere Vorfahren. Daher ist es auch bei dem jetzigen Rennen und Jagen, Hetzen und Drängen dem Gemüte ganz unmöglich, sich zu sammeln und zur Ruhe zu kommen. „Zur Erziehung" — so hat einmal Harnisch gesagt — „gehört dasselbe, was zum Ausbrüten der Küchlein gehört: Stille und Wärme." Aber in unserer Zeit findet sich weder das eine, noch das andere. Wie schnell sind uns z. B. doch die letzten 15 Jahre verflogen, 1864 mit dem dänischen Kriege, 1866 mit der Besiegung der Österreicher, 1870—1871 mit der Demütigung Frankreichs? — Wie hat man seiner Zeit gejubelt, und wie herrscht heute über all' die Großthaten ein so seltsam tiefes Schweigen! Ist's doch gerade, als ob unserem Volke die liebevolle Erinnerung ganz abhanden gekommen wäre! Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Schnelllebigkeit, die rasch von einem Ereignisse zum anderen überspringt und keine Zeit hat für eine ernste Betrachtung. Unsere Zeit ist wie ein Kaleidoskop! Oder soll ich daran erinnern, wie man 1871 die Franzosen verhöhnt und verspottet hat und sich über die Zahlung der fünf Milliarden freute? Noch war der Milliardensegen nicht einmal ganz im Lande, da bemächtigte sich schon der Gründerschwindel der Volksstimmung. Die Menschen wurden zu Narren. Sie umtanzten den Moloch des Geldes, wie einst die Israeliten das goldene Kalb am Fuße des Sinai. Da aber die sittliche Weltordnung keine Sünde ungestraft läßt, so folgte nach dem Gründertume und dem Aktienschwindel der Börsenkrach. Leider kam nach dem materiellen Ruin auch der — sittliche. Nun sind nach den sieben fetten Jahren die sieben dürren im Anzuge, aber wer kann sagen, daß wir am Ende sind? Die Menschen leben trotz der wirtschaftlichen Not und trotz des Darniederliegens aller Gewerbe noch genau so, wie zur Blütezeit des Gründertums: die Kirchen stehen leer, aber die großen Mengen von Kneipen haben ein reiches Publikum; die Stätten edler Kunst sind unbesucht, aber die vielen Tingel-Tangel erfreuen sich eines zahlreichen Zuspruches; für gute Bücher haben die Buchhandlungen einen außer-

ordentlich beschränkten Absatz, aber die Schand- und Schundlitteratur macht die glänzendsten Geschäfte. So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage, und so eilt die Menschheit, unstät und flüchtig wie Kain, weiter und weiter, bis vielleicht einmal der große Herrscher über den Sternen uns ein großes Nationalunglück schickt und uns zuruft: „Bis hierher und nicht weiter!“ Daß aber solchen Zuständen gegenüber das Gemüt nicht zum inneren Frieden kommen kann, das liegt in der Natur der Sache!

Dem Übel könnte in erfolgreicher Weise gesteuert werden, wenn sich unsere Presse der Sache annähme und für die Anbahnung besserer Gesinnungen mit Liebe sorgte. Leider sind aber auch in dieser Beziehung die Aussichten keine glänzenden, denn unsere gegenwärtige Litteratur scheint, einige gute Ausnahmen abgerechnet, den guten Geschmack, den Sinn für das einfach Schöne und wahrhaft Bildende verloren zu haben. Man sieht das schon an den Produkten unserer deutschen Jugendlitteratur, in denen unseren Kindern jetzt vielfach eine Speise geboten wird, die nur verbildend auf Gemüt und Charakter wirken kann. Was haben wir uns doch in unserer Kinderzeit an den Salzmannschen „Unterhaltungen“, an den Jacobsschen „Erzählungen des Pfarrers zu Mainau“, an den lieblichen Geschichten Chr. v. Schmids ergötzt — an „Heinrich von Eichenfels“, an „Rosa von Tannenburg“, „Genoveva“, „Das Blumenkörbchen“ ꝛc. —; wie ist das jetzt doch alles so ganz anders geworden! Statt schöner Beispiele der Dankbarkeit und des Edelsinnes, wie wir sie einst in den hübschen Geschichten vom Verfasser der „Ostereier“ bekamen, bietet man der Jugend jetzt haarsträubende Indianergeschichten, und statt der Erzählungen von treuer Kindesliebe und biederer Rechtschaffenheit traktiert man sie mit Mordscenen, in denen die heißhungrigen Bestien der Tierwelt meist die Hauptrolle spielen. Man braucht nur zur Weihnachtszeit die Titel beliebter Jugendschriften anzusehen, wie z. B. „Abenteurers Fahrten im Westen“, „Der rote Seeräuber“, „Touſaint der Negerheld“, „Der junge Büffeljäger auf der Prärie“, „Isolina oder die Jagd des weißen Rosses“, „Der Skalpjäger“ u. a. m., und man wird meine Behauptung bestätigt finden. Es macht jetzt wirklich den Eindruck, als ob heutzutage alles darauf ankäme, unsere Kinder mit Blutdurst zu erfüllen und ihnen die Lust am Morden als das Ideal der Pädagogik darzustellen. Hand in Hand mit dieser Jugendlitteratur geht unsere Unterhaltungslektüre für die Er-

wachſenen. Wenn ich auch von dem Schund der kolportierten Spuk- und Räuberromane abſehe, ſo bleibt noch immerhin genug übrig, um meine Behauptung zu rechtfertigen, daß auch hier alles „gepfeffert“ ſein muß. Ohne Pfeffer geht's jetzt nun einmal nicht ab. Vergleichen Sie doch nur, wenn ich ein einfaches Beiſpiel anführen darf, den Anfang einer Novelle aus alter und neuer Zeit. Sonſt hieß es einfach und ſchlicht: „In Frankreich wohnt auf einem ſchönen Schloſſe ein reicher Graf“. Heute? „Es ſchlägt zwölf. Kein Stern glänzt am Himmel. Der Wind ſauſt durch die Tannen. Graf Aloys von Toulouſe fährt erſchreckt aus einem ſchweren Traume empor“ u. ſ. w. Und ſoll ich noch hinweiſen auf den Inhalt unſerer Tageszeitungen? Da paſſiert keine Schandthat — in der Zeitung muß ſie weit und breit erzählt und ausgemalt werden. Kein Diebſtahl, keine Prügelei, keine Nichtsnutzigkeit, kein Meineid, kein Elternmord und kein Kinder-, Gatten-, Raub- oder Selbſtmord kann geſchehen, ohne daß die Zeitungen darüber ausführlichen Bericht erſtatten. Je kraſſer, je lieber! Und mit dieſer widerwärtigen Koſt ſpeiſt man unſer Publikum, ja ſogar unſere Kinder! Es wäre eine patriotiſche That, wenn ſich eine Anzahl unſerer Zeitungsredaktionen zuſammenthäten und den Beſchluß faßten, alle dieſe ſchandbaren Artikel ferner nicht mehr aufzunehmen und ihre Spalten nur mit den Schilderungen des Edelſinnes, der Nächſtenliebe, der Brudertreue, der Dankbarkeit, der Nationalehre zu füllen, ja das wäre eine patriotiſche That, denn ſie würde das Vaterland ehren und der Nation zum Segen gereichen. Aber freilich — — wenn nicht hie und da wenigſtens einmal ein Skandal vorkommt, dann verliert ja das Blatt an ſeiner Abonnentenzahl; — — es fehlte dann der Pfeffer! —

Wenn Sie zugeben müſſen, daß der Materialismus unſer Zeitalter in einer ſo weitgehenden Weiſe beherrſcht, dann werden Sie es auch natürlich finden, daß auch unſere Schulen davon angeſteckt werden. Das iſt ja überhaupt der große Irrthum vieler, daß ſie meinen, die Schule beherrſche das Leben, während es doch eine geſchichtlich feſtſtehende Thatſache iſt, daß das Leben die Schule beherrſcht. Als nach den Kreuzzügen der Ritterſtand aufkam, da entſtanden Ritterſchulen mit ihren Kampf- und Leibesübungen; als das Rittertum unterging und der zunftmäßige Bürgerſtand zur Herrſchaft kam, da entſtanden die Bürgerſchulen mit ihren handwerksmäßigen Schulmeiſtern und Schulgeſellen; als zur Zeit der Reformation das religiöſe Intereſſe

die Gemüter beherrschte, da wurde in den Schulen ausschließlich Religionsunterricht getrieben, und als der Philanthropinismus ans Ruder kam, da kamen die Realien zur Einführung. So ist's alle Zeit gewesen, und so wird's auch alle Zeit bleiben. Es darf uns deshalb auch nicht wundernehmen, wenn jetzt auch der Materialismus durch alle Ritzen und Spalten der Fenster und Thüren unserer Schulstuben in den Unterricht der Jugend eindringt. Leider ist man in unserer Zeit überaus gerne geneigt, die Schuld nach Evas Art von sich abzuwälzen und sie auf die Schultern anderer zu legen. Darum hat man auch versucht, zur Erklärung der in Rede stehenden Erscheinung alles Mögliche dafür verantwortlich zu machen; selbst die „Allgemeinen Bestimmungen" des Kultusministers Dr. Falk haben dazu herhalten müssen. Wer die Sache mit objektivem Auge ansieht, wird nicht umhin können, eine derartige Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse im Interesse der sittlichen Besserung unseres Volkes aufs tiefste zu beklagen, denn 1) findet sich in den Allgemeinen Bestimmungen keine einzige Stelle, auf Grund deren man für die angestellten Klagen den Beweis der Wahrheit erbringen könnte; 2) scheint man ganz vergessen zu haben, daß es der genannte Minister selbst gewesen ist, der zu wiederholten Malen Verfügungen an die ihm unterstellten Schulbehörden und Schulanstalten zur Steuerung der Überbürdung der Jugend erlassen hat; 3) finden sich genau dieselben Erscheinungen in allen Arten von Schulanstalten, auch in denen, welche von den Allgemeinen Bestimmungen niemals berührt worden sind, und endlich 4) ist die Klage über die Überbürdung der Jugend eine ganz allgemeine, eine in allen Ländern deutschredender Zunge, selbst in der republikanischen Schweiz vorkommende, und zwar gerade dort oft recht bitter ausgesprochene. Man mag sich darum auch drehen und wenden, wie man will, man wird mit ehrlichem Sinne gar nicht umhin können, eingestehen zu müssen, daß der Grund der Erscheinung nicht in der oder jener Schulverordnung oder Schuleinrichtung, sondern in uns selbst liegt. Das alte Mahnwort:

„Laßt uns besser werden,
Bald wird's besser sein"

gilt uns allen! Wir schwimmen eben mit dem Strome und folgen dem verkehrten Zeitgeiste, der uns unbemerkt das Kuckucksei des Materialismus in unser Schulwesen hineinlegt. So lange wir uns dieses verkehrten Zeitgeistes nicht mit aller Energie erwehren, wird

auch Wissen und abermals Wissen, Kenntnisse und abermals Kenntnisse die Parole des Tages bleiben. Gemütsbildung und ethische Bildung werden dann nach wie vor vernachlässigt werden. Und das ist ja auch ganz natürlich! Mit Gemüt und Ethik verdient man sich kein Geld, dagegen sichert man sich mit einer tüchtigen Verstandesbildung sein Fortkommen in der Welt. Daher die Bevorzugung der Verstandesbildung, daher die Überbürdung mit Lehrstoffen, daher der Lernmaterialismus, der unsere Schule zum naturgetreuen Spiegelbilde des Lebens macht. Es ließe sich über dieses Kapitel noch viel sagen, es ließen sich die bisherigen Behauptungen besonders an unserem jetzigen Einjährigen-Freiwilligen-Wesen (richtiger gesagt Freiwilligen-Unwesen) illustrieren, indes es mag mit dem Bisherigen genug sein; es kam mir ja nur darauf an, an einigen konkreten Beispielen die Thatsache zu begründen, daß die Gemütsbildung unserer Tage in einer überaus beklagenswerten Weise vernachlässigt wird und daß jetzt schier die ganze Welt darauf ausgeht, den stillen Frieden des Herzens im Seelenleben unserer Kinder zu zerstören. Wenn das so fort geht, so bekommen wir vielleicht — aber auch nur vielleicht — in Zukunft viele gescheite Menschen, in jedem Falle, aber wenige glückliche. Und doch muß jeder nur einigermaßen vernünftige Mensch sich sagen: „Was hilft all das Wissen und Können, das Rennen und Jagen, das Hetzen und Haschen, wenn dem Menschen der Friede des Gemütes fehlt?“ „Was hülfe es dem Menschen“, sagt die heilige Schrift, „wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ —

Lassen Sie uns darum unser Auge von dem düsteren Gemälde der Gegenwart wegwenden und es in die Zeit einer besseren Zukunft richten. Lassen Sie uns, nachdem wir die Krankheit in ihrer ganzen Verderblichkeit erkannt haben, nach den rechten Heilmitteln umsehen und die Frage beantworten: Was haben wir an unserem Teile zu thun, um unserem Volke und seiner Jugend wieder in rechter Weise zur rechten Gemütsbildung zu verhelfen?

Wenn wir die Lösung der Frage ernstlich wollen, dann ist ihre Verwirklichung nicht schwer. Zur Begründung dieser Behauptung gestatten Sie mir einige Vorbemerkungen.

Das Gemüt ist, wie jede andere Geisteskraft, eine dem Menschen angeborene Anlage. Ich meine das natürlich nicht in dem Sinne, daß der Mensch einen fertigen Verstand, ein fertiges Gedächtnis oder ein fertiges Gemüt mit zur Welt bringe. Davon kann keine Rede sein.

Was wir bei unſerer Geburt mitbekommen, das ſind Keime, die ſich unter günſtigen Bedingungen weiter entwickeln, das ſind Anlagen, auf deren Ausbildung wir Bedacht zu nehmen haben, das ſind Gaben, die wir nicht unbenutzt liegen laſſen dürfen, wenn wir uns nicht an dem Geber aller Gaben verſündigen wollen. Zu dieſen Gottesgaben gehört auch das Gemüt. Es iſt eine allgemein menſchliche Anlage, d. h. eine Anlage, die jeder Menſch hat, nur im Vergleich zu anderen in verſchiedenem Grade. Bei den Kindern tritt es als elementarſte Form aller ſeeliſchen Prozeſſe mit einer ſo außerordentlichen Kräftigkeit auf, daß wir mit Fug und Recht ſagen können: ein kleines Kind iſt der Grundtypus eines natürlichen Gemütsmenſchen. Bekommt das Kind einen angenehmen Eindruck, ſo ſtrahlt das Geſicht von Freude, und wird ſeine Gemütsſtimmung getrübt, ſo weint es ſofort die bitterſten Thränen. Wie ſtark müſſen bei uns Erwachſenen doch die Eindrücke ſein, ehe ſie uns eine Thräne entlocken! Das Kindesgemüt dagegen folgt voll und ganz den ungezügelten Eindrücken ſeiner Empfindung, denn es ſteht noch nicht unter der Zucht des nüchternen und ernüchternden Verſtandes und unter der Herrſchaft des ſich ſelbſtbeherrſchenden Willens; das Kind lebt ganz und gar ſeinen Gemütseindrücken.

Iſt das Gemüt eine allgemein menſchliche, bei jedem Kinde ſcharf hervortretende Anlage, ſo muß hier noch das andere hinzugefügt werden, daß dieſe Anlage in ganz beſonderem Maße unſerem deutſchen Volke verliehen iſt. Das deutſche Volk iſt zur Bildung ſeines Gemütes vor vielen anderen Völkern des Erdbodens gleichſam prädeſtiniert. Die Franzoſen haben Geiſt, die Engländer haben praktiſchen Sinn; aber von Gemüt weiß nur der Deutſche zu ſagen. Er allein hat deshalb auch nur das Wort „Gemüt“ in ſeiner Sprache. Fragen Sie, wie ſich dieſe Erſcheinung erklären läßt? Die einen ſagen, es läge im germaniſchen Blute; die anderen meinen, es ſei mit den verſchiedenen Völkern ebenſo, wie mit den verſchiedenen Kindern einer Familie; die dritten behaupten, daß Gemüt und Charakter von dem Boden, auf dem der Menſch lebe, abhängig ſei. Der Franzoſe wohne auf Feuerſtein und gerate deshalb auch bei jeder Reibung ſofort in Feuer; der Italiener wohne auf Lava und ſei deshalb ſehr leicht zur Revolution geneigt; der Deutſche dagegen wohne zum Teil auf dem feſten Granit, zum Teil auf dem fruchtbaren Humusboden, d. h. er ſei charakterfeſt und gemütsweich zugleich. Sie werden zugeſtehn, daß dieſe Erklärungsverſuche mehr geiſtreich als richtig ſind, und daß ſie nicht mehr und

nicht weniger Anerkennung verdienen, als der andere bekannte Satz: „Der Mensch ist, was er ißt.“ Mehr Zustimmung können wir der anderen Behauptung zollen, daß das Gemütsleben in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse vom Naturleben steht. Es ist etwas anderes, ob man in der unfruchtbaren Ebene einer öden Natur lebt, oder ob das Herz erfreut wird am Anblicke gesegneter Fluren, saftiger Wiesen, blauer Berge und grüner Wälder. Oder wer möchte die Thatsache in Abrede stellen, daß die Bewohner der Gebirgsgegenden, besonders der Wälder — die Tiroler, die Böhmen, die Schlesier, die Thüringer — mehr gemütlicher Natur sind, als die Bewohner unserer norddeutschen Tiefebene? Dort wirken die mannigfachsten Eindrücke auf die Seele ein und geben Veranlassung zu den tiefen Empfindungen und wunderbaren Stimmungen, während die weiten Ebenen von Pommern, Westpreußen und Posen die Seele mehr kalt lassen. Daraus erklärt sich auch die Eigentümlichkeit, daß alle Gebirgsvölker immer die schönsten Volkslieder haben. Denken Sie z. B. nur an die Schotten, Schweden und Norweger, deren wunderbare Gesänge alle Herzen bezaubern, an die Iren und an ihr herziges Volkslied: „Letzte Rose, wie blühst du so einsam“, und endlich an unser eigenes deutsches Volk, welches einen Schatz von innigen, sinnigen Volksliedern hat, wie kaum ein anderes Volk des Erdbodens! Wie köstlich klingt's doch, wenn an stillen Sommerabenden die Burschen und Mädchen unserer Harzdörfer vor den Thüren die lieblichen Volkslieder mit ihrer waldhornähnlichen Begleitung der zweiten Stimme singen, Lieder wie: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß“ — „Ein Sträußchen am Hut, den Stab in der Hand“ — „Guter Mond, du gehst so stille“ — „Itzt gang i ans Brünnele, trink aber nit“ u. s. w. Wie sind die Franzosen, die ihren letzten Krieg liedlos geführt haben, erstaunt gewesen, als unsere deutschen Soldaten ihr „Steh' ich in finstrer Mitternacht, so einsam auf der fernen Wacht“ — „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“ — „So viel Stern' am Himmel stehen“ — „Du, du liegst mir am Herzen“ — „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus und du mein Schatz bleibst hier“ ꝛc. in so herzinniger Weise gesungen und sich dadurch auch die Herzen ihrer bittersten Feinde erobert, ich möchte sagen ersungen haben! Das Charakteristische an der Sache ist, daß die meisten dieser Lieder süddeutschen Ursprunges sind, und daß wir Bewohner der norddeutschen

Tiefebene jene Lieder nur nachſingen. Es iſt das natürlich. Dort in dem Geburtslande eines Schiller und Uhland iſt das Gemüt ungleich inniger und ſinniger entwickelt als bei uns, wo es durch den berechnenden Verſtand vielfach zurückgedrängt wird und deshalb nicht ganz und voll zu ſeinem Rechte kommen kann. Im übrigen geſtatten Sie mir gleich hier die Bemerkung beizufügen, daß ſchöne Muſik, beſonders der ſeelenvolle Geſang, das beſte Bildungsmittel des Gemütes iſt. „Stimmung“ iſt ſchon ſprachlich nahe verwandt mit „Stimme“, und Stimme und Ton gehören deshalb auch zuſammen wie Odem und Leben, oder wie Licht und Wärme. Darum iſt auch das Organ des Gemütes nicht das Auge, ſondern das Gehör. Das Auge gehört dem Verſtande an, das Ohr dagegen führt zum Herzen. Goethe und Schiller ſind hierfür zwei charakteriſtiſche Repräſentanten. Wie aber die Muſik die ſubjektivſte unter allen Künſten iſt, ſo iſt das Gemüt das ſubjektivſte unter allen Seelengebilden. Empfindung weckt Empfindung, Gefühl weckt Gefühl. Das wiſſen die Mütter auch recht gut, denn wenn ſie ihr weinendes Kindlein beruhigen wollen, dann ſingen ſie ihm ein ſchönes Liedchen vor; unter den ſanften Tönen entflieht dann das Leid, und es entweicht die Sorge: die Seele wird ſtill und weich und kommt zum Frieden.

Es ließen ſich dieſe Gedanken noch weiter ausſpinnen und aus den gewonnenen Beobachtungen noch eine Reihe wichtiger Folgerungen ziehen, aber es mag mit dieſen „Vorbemerkungen“ genug ſein; es ſollte nur gezeigt werden, daß der Zug der deutſchen Natur unſerer Bemühung zur Förderung der Gemütsbildung ganz von ſelbſt entgegenkommt, und daß die Gemütsbildung durchaus auf keine Schwierigkeiten ſtößt, wenn wir auf die Stimme der Natur hören. Laſſen ſie uns deshalb nun zur Sache ſelbſt übergehen und die Frage erörtern: Was haben wir zu thun, um die Gemütsbildung naturgemäß zu fördern?

Es drängt die Zeit zur Kürze — geſtatten Sie deshalb, daß ich die Mittel nur andeute und auf ausführliche Begründungen verzichte.

Das erſte, was wir zu thun haben, iſt die Sorge für körperliche Geſundheit. Es dürfte vielleicht manchen wundernehmen, wie ich nach der Schilderung der Volksſchäden als erſtes Mittel die ſorgſame Rückſicht der körperlichen Pflege bezeichne. Aber wer beobachtet hat, welchen gewaltigen Einfluß Geſundheit und Krankheit auf die Gemütsſtimmung der Kinder ausüben; wer da geſehen hat, wie fröhlich und vergnügt ein geſundes Kind und wie eigenſinnig, mißmutig, ärgerlich und gemütsverſtimmt ein kränkliches iſt: der wird dieſe Forderung

für unbedingt nötig halten. Die Ärzte haben — cum grano salis — gar nicht so unrecht, wenn sie behaupten, das Gemüt stecke eigentlich im Blute, denn wir selbst billigen ja vollständig die Auffassung des Dichters:

„Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin,
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn.
Und sing' mit fröhlichem Gemüt
Mein Morgen- und mein Abendlied."

Eltern sollten deshalb auch für eine vernünftige Pflege der Gesundheit ihrer Kinder mit allem Ernste besorgt sein. Allmähliche Abhärtung, tägliche Waschungen mit kaltem Wasser, fleißige Bewegung in frischer Luft, reinliche Zimmer, weite Kleider, der gehörige Wechsel zwischen Wachen und Schlaf, Thätigkeit und Ruhe, eine gesunde Kost und eine naturgemäße Diät, vor allem die rechte Mäßigkeit in allem, eine schöne Häuslichkeit und ein froher Sinn: das sind unter allen Umständen Mittel von weitreichenden und gesegneten Folgen. Bei schwächlichen und kränklichen Kindern ist die Erfüllung dieser Forderungen freilich oft recht schwer; aber mit Recht sagt Lenau:

„Kinder sind Rätsel von Gott und schwerer als alle zu lösen,
Aber der Liebe gelingt's, wenn sie sich selber bezwingt."

Ein zweites Förderungsmittel der Gemütsbildung ist die naturgemäße Entwickelung und Bethätigung unserer Kräfte durch vernünftige und treue Arbeit. Wir haben schon vorhin von der Arbeit gesprochen und den Fluch beklagt, der auf ihr ruht, wenn sie ganz und gar im Dienste des Geldgewinnes steht. Lassen Sie uns deshalb an unserem Teile auch dafür Sorge tragen, daß eine richtige Auffassung vom ethischen Werte der Arbeit mehr und mehr Platz greift, so daß die Menschen mehr und mehr erkennen, daß die Arbeit nicht ein Fluch, sondern ein Segen für sie ist. Oder ist etwa die Freude, die uns eine treue Arbeit einbringt, für nichts zu achten? Das Schönste daran ist doch der Gewinn an Einsicht, Treue, Geduld und Gewissenhaftigkeit, es ist das Hochgefühl, ehrlich gearbeitet, und durch ehrliche Arbeit der Welt genützt zu haben! Was hilft all das Sitzen und Schwitzen, das Arbeiten und Jagen, das Abmühen und Zusammenscharren, wenn dabei das Leben öde und das Herz leer und kalt bleibt. Nur die Arbeit, die im Geiste der Liebe und mit freudiger Hingabe des Herzens vollbracht wird, nur die den idealen und sittlichen Zwecken des Lebens dienende Arbeit veredelt den Menschen, beseligt sein Gemüt

und giebt den Himmel auf Erden auch in der ärmsten Brust. Christus hat in der Bergpredigt gesagt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen"; — dieses Wort möchte ich, abgesehen von seiner Tiefe, auch auf den vorliegenden Fall anwenden. Trachte zuerst danach, daß du ein braver, echt sittlicher, grundehrlicher, fleißiger und treuer Arbeiter in deinem Berufe wirst, und alles andere — auch der Erdenlohn — wird dir dann von selbst zufallen. Schade nur, daß so viele Menschen den Spruch gern umkehren möchten, aber dann auch die Erfahrung machen, daß der, welcher nur und allein um des Lohnes willen arbeitet, ihn selten bekommt. Nur die Arbeit lohnt, die nicht Lohn sucht.

Soll diese rechte Auffassung und Wertschätzung der Arbeit wieder eine Heimstätte in unserem Volke finden, so müssen wir mit unseren Kindern anfangen. Schon bei der Wahl der Spielzeuge bei den kleinsten Kindern müssen wir Rücksicht darauf nehmen, daß dieselben dem kindlichen Drange nach Selbstthätigkeit Gelegenheit zur Bethätigung geben. Dem Knaben ist darum auch ein einfacher Baukasten viel lieber, als all' die teuren Spielzeuge, mit dem er nichts anzufangen weiß, und das Mädchen zieht eine schlichte Puppe, die sie aus- und anziehen kann, jeder „Prachtdame" vor. Wenn das Kind in die Schule kommt, dann ist nicht allein darauf Rücksicht zu nehmen, daß das Kind lernt, sondern daß es auch mit Freuden lernt. Unsere neuen Methoden sind dazu ja ganz wie geschaffen, nur müssen wir uns recht sorglich davor hüten, daß wir nicht alles den Kindern auf dem Präsentierteller entgegenbringen, sondern es als unsere Pflicht erachten, die Kinder pädagogisch dazu anzuleiten, sich ihr Wissen und Können zu erarbeiten und zu erweitern. Was sich der Mensch selbst erarbeitet, das macht ihm Freude; was ihm aber aufgedrungen wird, ist ihm widerwärtig. Darum müssen auch die Arbeitsprodukte kleiner Kinder immer freundlich anerkannt und der Mut und die Lust zum Weiterarbeiten rüstig gestärkt werden. Überhaupt muß die Schule für die Kinder kein Zuchthaus, sondern ein Haus der Freude sein — ein Haus treuer Arbeit, ein Bild des wahrhaften Lebens. Aber nur um alles in der Welt willen die Arbeit der Kinder nicht etwa mit Geld belohnen wollen. Geld ist für die Kinder Gift, denn es regt den unglückseligen Gedanken an, als ob der Geldgewinn der Zweck der Arbeit sei. Wie jeder erwachsene Mensch, so muß auch das Kind seinen schönsten Lohn immer in dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und ehrlich gethaner Arbeit finden.

Nur so kann sich der Mensch mit Lust und Liebe durch die Welt hindurch und in den Himmel hineinarbeiten!

Aber der Mensch ist nicht allein dazu in der Welt, um zu arbeiten, sondern er soll auch genießen, d. h. er soll sich nicht allein des Erfolges seiner Arbeit freuen (obwohl jede andere Freude ohne diese nur einer welkenden Blume gleicht), sondern er soll auch mit wirklichem Genuß alles das genießen, was ihm die gütige Natur zur Freude und zum Ergötzen ohne seine Arbeit darreicht. Wenn das Leben eine ruheloſe Arbeit sein sollte, dann hätte Gott nicht geboten: „Sechs Tage sollst du arbeiten, aber am siebenten sollst du ruhen!“ Also freue dich deines Lebens! Genieße, was dir Gott beschieden, entbehre gern, was du nicht hast! Und an Gelegenheiten zur reinen und schönen Naturfreude ist ja nirgends Mangel. Jede Jahreszeit hat ihre Freuden und jeder Ort bietet Genuß, wenn man ein frohes Herz im Busen hat. Jede Freude ist erlaubt, die keine Reue im Gefolge hat, und jedes Vergnügen ist gestattet, was dein Herz nicht befleckt.

Zu den schönen, reinen Freuden in der Natur müssen sich dann die Freuden im Hause gesellen. Giebt's etwas, was das Gemüt zu bilden und ihm eine durchs ganze Leben hindurchgehende freudige Stimmung zu geben imstande ist, so ist es ein schönes, herzliches und herzinniges Familienleben! Um so größer ist darum auch das Unglück, wenn sich der Mann seine Freude draußen suchen muß oder wenn die Frau ihre Zeit lieber im Theater und in gesellschaftlichen Zirkeln, als im Hause bei ihren Kindern zubringt. Schon das ist von großer Wichtigkeit, wenn die Frau für Reinlichkeit und Accurateſſe im Hause sorgt und alles meidet und entfernt, was den Gliedern der Familie das frohe „Zumuteſein“ stört oder beeinträchtigt. Ebenso wenig ist auch das andere zu unterschätzen, daß der Ton im Verkehr und in der Unterhaltung freundlich und mild ist und sich von jeder Übertreibung fern hält. Es wird einem „wohl zumute“, wenn Mann und Frau, wenn Eltern und Kinder nicht barsch und hart, sondern freundlich und herzlich mit einander verkehren und alles Schimpfen und Zürnen, alles Klatschen und Verleumden, alles Lügen und Trügen vermeiden. Sehr viel kommt dabei auch auf die Sauberkeit der Wohnung und der Kleidung an. Ich sage: auf die Sauberkeit, nicht auf den Putz. Wie oft können wir uns beim Anblick eines jungen Menschen in schmutziger Wäsche des Gedankens nicht erwehren, daß er wohl auch auf die Reinheit seiner Seele und seines

Herzens nicht den rechten Wert legen möchte. Wir alle schließen vom Äußern auf das Innere und sind deshalb auch so angenehm berührt, wenn eine Frau, schon aus Liebe und Respekt zu ihrem Manne, sich täglich so früh und so sorgfältig als möglich ankleidet. Genug, es sollte unter Eheleuten nichts so wichtig gefunden und nichts so heilig gehalten werden, als die Schaffung und Erhaltung des häuslichen Glückes. Was Rückert in dieser Beziehung sagt, verdient die höchste Beherzigung: „Das Glück im Herzen schützt vor allem Unglück", und:

„Wer Glück im Hause hat,
Hat außerm Haus auch Lust;
Wohl ist dir's in der Welt,
Wenn wohl in deiner Brust."

Ein solches Gemütsleben läßt sich freilich nicht denken ohne reine Sittlichkeit. Es muß zu der Liebe die Strenge, zu der Milde der Ernst kommen. Insbesondere darf die Zucht des Gesetzes, die Macht der Autorität, die stille Gewalt des sittlichen Respektes den Kindern gegenüber nie und niemals im Hause fehlen. Sie müssen wissen, daß nicht umsonst geschrieben steht: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren." Aber ebenso müssen auch die Eltern wissen, daß sie eigentlich erst dann Ehre beanspruchen können, wenn sie sich in ihrem Leben und Wandel wirklich als Stellvertreter Gottes auf Erden erweisen und sich in der That und Wahrheit ehrenwert zeigen. Darum:

„Ein Vater soll zu Gott an jedem Tage beten:
Herr, lehre mich dein Amt am Kinde recht vertreten."
(Rückert.)

Wenn hier die Forderung der Liebe aufgestellt worden ist, so möchte ich sogleich hinzufügen, daß es zu den verderblichsten Irrtümern unserer Zeit gehört, die Liebe für Schwäche zu halten. Die wahre Liebe ist ernst und streng, sie ist vor allem konsequent. Wo diese Konsequenz herrscht, wo Vater und Mutter nicht heute versagen, was sie morgen gestatten, da wissen die Kinder, woran sie sind, da kommt dann auch der Gehorsam und die Frucht des Gehorsams — die Zucht und die Sitte, das Glück und der Segen — ganz von selbst. Unglücklich fühlt sich das Kind nur dann, wenn es für sein Handeln keinen festen Halt hat, und wenn die Worte und Thaten der Eltern oder letztere selbst im Widerspruch mit einander stehen.

Zu der moralischen Haltung der Eltern muß aber notwendigerweise noch eins hinzukommen: die Religiosität. Die heilige Schrift

sagt: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz *fest* werde“ (Hebr. 13, 9), daß es also nicht wanke und schwanke in den Stürmen der Zeit, in den Tagen der Not, in den Stunden der Versuchung, fest werde in seinen sittlichen Grundsätzen und in seinem gemütvollen Christenglauben. Das ist ja das Eigentümliche, daß wir eine Menge Menschen haben, die im Sonnenschein des Glückes einen gar großen Reichtum des Gemütes zeigen, aber in der Stunde der Anfechtung mit sich, der Welt und Gott trostlos zerfallen. Da ist es denn ein gar großer Segen, wenn sich zum Frohsinn der Gleichmut paart und zur frommen Liebe der feste Glaube an den kommt, von dem geschrieben steht:

„Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.“

Mag's dann auch draußen stürmen und toben; wenn du mit jenem Schiffsjungen sagen kannst: „Mein Vater sitzt am Steuerruder“, dann bleibt's in deinem Innern ruhig. Mag auch das Meer der Zeit wallen und zischen, wenn du den Trost hast: „Was Gott thut, das ist wohlgethan“, dann brauchst du nicht zu zagen. Mögen auch deine Lieben von dir gehen, wenn du dich an dem Worte festhältst: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“, dann bist du getröstet.

Ich bin am Schlusse. Brauche ich erst noch zu sagen, daß an der Erfüllung dieser Forderungen wir alle helfen müssen? Die Regierenden wie die Regierten, die Vorgesetzten wie die Untergebenen, die Herren und die Diener in Kirche, Staat und Gemeinde, die Lehrer in Kirchen und Schulen, die Schriftsteller wie ihre Leser, die Glieder aller Kreise, aller Stände, aller Lebensschichten, aller Konfessionen! Aber wenn auch alle mitarbeiten, um der jetzt so schwer vernachlässigten Gemütsbildung wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, dann darf doch auch das eine nicht unausgesprochen bleiben, daß die Besserung unserer jetzigen Verhältnisse vor allem vom *Familienleben* ausgehen muß, und daß in dieser Beziehung den *Frauen* der größte Teil der Arbeit zufällt. Die Frauen sind die Hüterinnen edler Schamhaftigkeit, feiner Sitte und frommen Glaubens, die Priesterinnen des Hauses, die Pflegerinnen der Schönheit und Sittlichkeit, die Erzieherinnen unserer Kinder, — sie sind auch die Trägerinnen und Vertreterinnen des deutschen Gemütes. Durch ihr Gemüt sind sie nicht das schwache, sondern das *starke* Geschlecht, stark im Glauben, Lieben und Hoffen, stark im Dulden und Ertragen, stark im Heilen und Bessern. An Sie ergeht daher auch der Hilferuf: „Helfen Sie uns, daß in den Häusern und Herzen das

deutsche Gemüt wieder zu seinem Rechte komme, und daß unser deutsches Volk sich wieder freuen lerne in edler Freude!

„Der Geist des Mannes mag frei in die Welt sich regen,
Des Weibes Seele soll den Haushalt still bewegen;
Der Haushalt ist die Welt, in die sie ist gestellt;
Die Welt bestellt sie, wenn den Haushalt sie bestellt.
Sein Wissen mag der Mann an alle Welt verschwenden,
Ein Weib soll, was sie weiß, in ihr Gemüt verwenden."

(Rückert.)

Helfen Sie uns vor allem in dem Bemühen, ein glückliches Kindergeschlecht heranzuziehen! Wenden Sie an die Erziehung der Kinder die ganze Kraft, das ganze Herz! Lassen Sie mich darum meinen Vortrag mit der schönen Mahnung unseres gemütvollen Leopold Schefer beschließen:

„Geh fleißig um mit deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um dich und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre!
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie dein! Nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sich vieles bald — was du nicht bist,
Und lockt sie mancherlei — was du nicht hast,
Erfahren sie von einer alten Welt,
Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt
Nur ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren! Mit dem Wandertäschchen dann
Voll Nötigkeiten zieht der Knabe fort.
Du siehst ihm weinend nach, bis er verschwindet,
Und nimmer wird er wieder dein! Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n eine,
Er lebt! Sie leben, andere leben auf
Aus ihm. — Du hast nun einen Mann an ihm,
Hast einen Menschen, — aber mehr kein Kind!
Die Tochter bringt vermählt dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in dein Haus!
Du hast die Mutter — aber mehr kein Kind!
Geh fleißig um mit deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um dich und liebe sie,
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre!"

# IV.

# Worauf kommt es in unseren Volksschulen jetzt hauptsächlich an?

Vortrag.

1877.

---

Worauf es in unseren Volksschulen jetzt hauptsächlich ankommt? Diese so eminent wichtige Frage ist jetzt einer klaren Beantwortung um so mehr bedürftig, als man täglich die Erfahrung macht, daß an die Volksschule die widersprechendsten Ansprüche gestellt werden. Da verlangen die einen, daß in der Schule etwas Landwirtschaftslehre getrieben werde, damit unsere Bauern für die Fortschritte der Ackerkultur, einigermaßen vorbereitet werden; da verlangen die andern, daß in der Schule die Elementarlehren der Nationalökonomie einen Platz finden möchten, damit die künftigen Generationen die sozialen Verhältnisse des Lebens mit mehr Geschick und Umsicht beurteilen, als das gegenwärtig der Fall ist; da verlangen die dritten, die Schule müsse der Industrie und dem Kunstgewerbe zweckmäßig vorarbeiten und das Ihrige thun, um dem Vorwurfe zu begegnen, die jetzige Kalamität auf dem Gebiete des Geschäftslebens verschuldet zu haben [1]). Manche Ärzte haben den Wunsch, daß in der Schule die Grundlehren der Gesundheitspflege mit größerem Eifer, als seither, zum Gegenstande der Belehrung gemacht werden möchten, weil die

---

[1]) Vgl. . Beck, Was können und sollen Gewerbe, Ackerbau und Handel von der Schule verlangen? Berlin, Karl Heymann, 1877.

Verhütung von Krankheiten doch das Wichtigste sei. Die Juristen klagen über die außerordentliche Gesetzesunkenntnis der Bevölkerung, — und so hören wir Klagen von hüben und drüben, von oben und unten. Die arme Volksschule ist der Sündenbock, dem man alle Schuld auflabet und an dem jedermann etwas zu tadeln sucht.

Es bedarf in dieser Versammlung keiner weiteren Begründung, daß die meisten Forderungen, die man heutzutage an die Volksschule stellt, unerfüllbar sind und auch unerfüllbar bleiben werden. Man mag noch so prächtige Schulgesetze entwerfen, und man wird immer an gewisse Schranken stoßen, welche es der Volksschule unmöglich macht, den gestellten Forderungen gerecht werden zu können. Diese Schranken sind teils begründet in der Unvollkommenheit der Menschennatur im allgemeinen, teils in den sozialen Verhältnissen, in denen die meisten Kinder der Volksschule aufwachsen, teils in der Mittelmäßigkeit des Durchschnittsmaßes der geistigen Anlagen der Kinder und teils in der Schwierigkeit des Massenunterrichtes. Die Herren, welche von der Volksschule die Erfüllung der kühnsten Ideale verlangen, sollten nur einmal hinausgehen in manche Dörfer und hineinschauen in manche Volksschulen, in denen oft mehr als 100 Kinder, von allen Altersstufen und unter den ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen, gedrängt zusammensitzen: sie würden sicherlich sehr bald von ihren hochfliegenden Idealen kuriert werden und sehr zufrieden sein, wenn überall das Minimum erreicht würde, das unsere Schulverordnungen von der Volksschule verlangen. Die Lehrer aber mögen durch die widersprechenden Anforderungen sich doch ja nicht irre machen lassen, sondern dem kundigen Schiffsmanne gleichen, der seinen Blick nach dem Polarsterne und auf den Kompaß in seiner Hand richtet, auf daß sein Schifflein durch die Klippen des Meeres hindurch bugsiert werde in den Hafen des Friedens. Unser Kompaß ist die Pädagogik, welche uns sagt, was wir zu thun und zu lassen haben und was der Schule der Jetztzeit not thut. „Und welches ist das?“ wird man fragen. „Welche Forderungen sind es, auf die es gerade heute mehr, denn je, ankommt?“ — Wenn ich an die Beantwortung dieser Frage herantrete, so sage ich mir im voraus, daß ich nicht imstande sein werde, alle Erwartungen zu befriedigen. Zu diesem Zwecke rede ich auch nicht; denn allen Leuten es recht zu machen, ist unmöglich. Halten wir es darum mit Schillers Wort: „Mach's wenigen recht, denn vielen gefallen ist schlimm!“

Gestatten Sie mir nun, daß ich in kurzen, schlichten Worten Ihnen darzulegen versuche, wie ich die Sache nach meiner individuellen Auffassung ansehe und worauf es mir nach den Erfahrungen, die ich im Schulleben tagtäglich zu machen Gelegenheit habe, besonders ankommt. Prüfen Sie dann die offen ausgesprochenen Meinungen in vorurteilsfreier Weise und suchen Sie das, was Ihnen richtig dünkt, in gewissenhafter Weise zur Ausführung zu bringen.

Als das erste und wichtigste Erfordernis muß bei Heranbildung unserer Jugend die sittliche Erziehung bezeichnet werden; denn was hilft alles Wissen und alles Können, was alle Gelehrsamkeit und alle Kunst, wenn das Herz nichts taugt und der Wille verderbt ist? Schon Michel Moscherosch hat gesagt: „Der große Richter über den Sternen wird dich einst nicht fragen: was hast du gelesen? wieviel hast du studiert? wieviel Sprachen kannst du reden? wie geschickt kannst du predigen? — sondern: Menschenkind, wie hast du gelebt? was hast du gethan?“ Alle großen Pädagogen, von Comenius bis auf Herbart, haben deshalb die sittliche Bildung der Jugend als die Hauptsache betrachtet, und der große Lehrer aller Lehrer, Christus, unser Herr, hat uns deshalb auch das Ideal aller Erziehung mit den Worten vorgezeichnet: „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer himmlischer Vater vollkommen ist.“ Es kann kein Zweifel sein, daß die Sittlichkeit der Jugend in allererster Linie ins Auge gefaßt werden muß, und zwar heutzutage mehr, denn je. Ich bin wahrhaftig kein Pessimist und sehe die Verhältnisse des Lebens nicht durch eine schwarzgefärbte Brille an, aber das eine muß ich doch sagen, daß die schöne Tugend deutscher Treue, deutscher Redlichkeit, deutscher Wahrheitsliebe und deutscher Charakterfestigkeit entschieden im Abnehmen begriffen ist. Wie viele Menschen lernt man doch heutzutage kennen, die einem ins Gesicht gar freundlich thun und hinter dem Rücken nicht allein falsches Zeugnis reden, sondern auch falsches Zeugnis schreiben! Wie viele Leute giebt es heutzutage, die einem alles Mögliche versprechen und von dem Versprochenen wenig oder nichts halten! Wie so mancher nimmt den Mund voll von frommen Phrasen und von heiligen Versicherungen und im Grunde seines Herzens betrügt er sich und andere und treibt mit der Wahrheit und Rechtschaffenheit ein frevelhaftes Spiel. Geld, Ehre und Vergnügen, das sind die drei Götzen unserer Zeit, die man anbetet, wie ehemals die [illegible] goldene Kalb in der Wüste. Man will in möglichst

kurzer Zeit möglichst viel Geld verdienen, um es dann in möglichst angenehmer Weise wieder verthun zu können. Daher das Gründertum der letzten Jahre und der Aktienschwindel mit seiner Betrügerei en gros. Und zu diesem Materialismus, der das Lebensglück im Besitze des Geldes, im Genusse des Vergnügens und im Erringen der Ehre sucht, kommt in unserer Zeit noch der widerwärtige Streit der politischen und kirchlichen Parteien, die sich gegenseitig aneinanderhetzen und von denen links die soziale Demokratie und rechts der schwarze Ultramontanismus um die Herrschaft kämpfen und den Staat in seinen Grundfesten bedrohen. Je beklagenswerter diese Verhältnisse sind, desto mehr haben wir Grund, in unseren Volksschulen den Hauptwert auf eine streng sittliche Erziehung und auf eine gesunde Schulzucht zu legen. Wir müssen das Unsere thun, damit unsere Kinder brave und biedere Charaktere werden, die sich nicht wiegen und wägen lassen von jedem Winde der Zeit. Vor allem sollten wir mit aller Strenge der Lüge entgegentreten, in welcher Gestalt uns auch dieselbe entgegentritt. Wir sollten unsere Kinder mehr an Wahrhaftigkeit gewöhnen. Nicht minder wichtig ist die Liebe zur Solidität, nicht allein weil der Mangel derselben unseren Handel im Auslande in bedenklicher Weise discreditirt, sondern auch um deswillen, weil die Unehrlichkeit und Unzuverlässigkeit für jeden Deutschen und jeden Christen die größte Schande sein sollte. Weiterhin sollten wir dann dafür sorgen, daß unsere Zeit wieder Autoritäten ehren, schätzen und lieben lernt. Der Respekt vor den Autoritäten ist in ganz auffallender Weise geschwunden. Lesen Sie doch die Mitteilungen in unseren Zeitungen und Sie werden finden, daß es in dieser Beziehung überaus traurig aussieht. Auf dem Denkmale der Thermopylen, wo einst die 300 Spartaner nach heldenmütigem Kampfe fielen, stand der schöne Spruch:

„Wandrer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl."

Heute dagegen will man weder Gesetz noch Recht respektieren, weder göttliche, noch menschliche Obrigkeit; die Subjektivität des Einzelnen will thun und lassen, was ihr beliebt. Jeder will eine Autorität sein, aber keiner will eine Autorität anerkennen. Die Selbstherrlichkeit sitzt auf dem Thron der Zeit! Daher die Agitation gegen die Obrigkeit, der Widerstand gegen die Staatsgesetze, der Ungehorsam der Untergebenen gegen die Vorgesetzten, die Mißachtung der

Kirche, der Schule und des Elternhauſes und vor allem der erſchreckende Mangel an Pietät gegen das Alter und gegen das Ehrwürdige! Soll ich etwa noch durch Beiſpiele dieſe Behauptungen erhärten? Sie brauchen nur einmal in unſeren Städten die der Schule entlaſſene Jugend zu beobachten, nur einmal die Geſpräche zu hören, die manche Buben führen, nur einmal zu ſehen, wie ungezogene Rangen ſich gegen ältere Leute, wenn dieſe ſich unterſtehen, ſie zur Ruhe zu verweiſen, in Poſitur ſetzen, und Sie werden zugeben: es ſieht in dieſer Beziehung traurig aus.

Und was ſoll nun unſerſeits geſchehen, um dem hereinbrechenden Strome der Pietätloſigkeit und der Unſittlichkeit Einhalt zu thun? Was ſoll und kann dabei beſonders die Schule thun?

Zunächſt muß feſtgeſtellt werden, daß große Künſte zur Erreichung dieſes Zieles nicht notwendig ſind. Notwendig iſt nur das eine, daß wir uns ſelbſt unter die Zucht der Sittlichkeit beugen, in allen Stücken bieder und brav, ehrlich und treu ſind und daß wir ſelber mit rechter Energie das Rechte thun. Vorleben iſt allezeit beſſer geweſen, als Vorreden, und das gute Beiſpiel wirkt immer mehr, als das tote Wort. Notwendig iſt dann aber auch, daß wir in unſeren Schulen mit allem Fleiße auf eine ſtrenge Disziplin halten und daß wir auf den Gehorſam, auf die gute Zucht, auf Reinlichkeit, Wahrhaftigkeit, Schamhaftigkeit, Ehrlichkeit, Zuverläſſigkeit, Ehrerbietung und Treue ungleich größeren Wert legen, als auf die Kenntniſſe und Fertigkeiten. Man beſſert die Menſchen nun ein- für allemal nicht durch Kenntniſſe; denn die Menſchen laſſen ſich nicht durch ihre Begriffe, ſondern durch ihre Gefühle beſtimmen. Daher müſſen wir auch auf die Veredelung der Gefühle den Hauptwert legen. Wiſſensreichtum und Schlechtigkeit können ja recht gut Geſchwiſter ſein! Ohne ſtrenge Erziehung iſt aber dieſes Ziel abſolut unerreichbar. Alle großen Männer haben eine ſtrenge Erziehung gehabt! Und das muß gerade jetzt ganz beſonders betont werden; denn je freier die Inſtitutionen des Lebens ſind, deſto ſtrenger muß die Erziehung ſein! Dieſen Fundamentalſatz Dieſterwegs kann man nicht oft genug wiederholen. Und dieſe Forderungen erſtrecken ſich nicht allein auf den kleinen Raum der Schulſtube, ſondern müſſen auch hinausgehen in das öffentliche Leben. Unſere Schuljugend auf der Straße muß wieder in Zucht genommen und mit Reſpekt vor Geſetz und Ordnung erfüllt werden. Es iſt ein gar großes

Unglück für den Staat, wenn der Respekt vor Gesetz und Recht abhanden kommt. Ich kann mich deshalb auch nicht mit denen befreunden, die da sagen: „Was meine Schulkinder auf der Straße thun, das geht mich nichts an.“ Es ist ein schlechtes Sprichwort: „Was mich nicht brennt, das blase ich nicht.“ Daher kommt mir auch die Frage, ob der Lehrer sich um die Sittlichkeit seiner Schulkinder auch im öffentlichen Leben zu kümmern habe, immer so vor, wie die Frage: „Ist es auch recht, am Sabbat zu heilen?“ Wo wir die Wohlfahrt des Volkes fördern können, da sollen wir das Unsrige thun, gleichviel ob das in oder außer der Schule geschieht.

Aber lassen Sie uns auch das andere nicht vergessen, daß wahre Sittlichkeit erst da zu finden ist, wo wahre Religiosität ist. — Es ist absolut nicht wahr, daß die Sittlichkeit eines Menschen von seiner religösen Auffassung resp. von seinem Glauben an Gott ganz und gar unabhängig sei. Das Wort Goethes: „Wie einer ist, so ist sein Gott; drum ward auch Gott so oft zum Spott“, hat, recht verstanden, seine tiefgehende Bedeutung. Denn es ist durchaus nicht einerlei, ob ich mir meinen Gott vorstelle als ein rachgieriges und blutdürstiges Wesen, oder ob ich ihn mir denke als den Vater der Liebe, den Gott der Treue, als das höchste Ideal der reinsten Sittlichkeit. In dieser Beziehung aber bietet uns das Christentum das Höchste und das Beste, was jemals gedacht worden ist; denn wie uns das Christentum unseren Gott als das Musterbild aller Vollkommenheit darstellt, so stellt es uns auch Christus, den Gottessohn, dar als — um mit Jean Paul zu reden — als den Größten unter den Reinsten und den Reinsten unter den Größten. Und was fordert dieses Musterbild von uns? Nichts anderes: „Ich habe euch ein Vorbild gelassen, daß ihr nachfolgen sollt meinen Fußtapfen!“ Und: „Wollt ihr wissen, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede, so thut sie.“ Ja, thut sie! — Das ist der Kardinalpunkt, auf den schließlich alles ankommt. Hier ist die Probe des Christentums. Darum würde es auch ein schweres Unrecht sein, wenn man etwa einem christuslosen, d. h. einem von der Person Christi abgelösten Christentum das Wort reden und religionslose Schulen gründen wollte, denn unserem Volke würde damit das Beste genommen, was man ihm überhaupt bieten kann. Es geht nun einmal nicht, daß man sagen kann: „Hier auf der einen Seite ist das Christentum, das ist eine Sache für sich, — und dort auf der anderen Seite ist die Sittlichkeit, das ist auch eine Sache für sich“, — denn Christen-

tum und Sittlichkeit hängen so eng zusammen, daß sich das eine nicht von dem anderen trennen läßt. Das Christentum selbst ist die höchste Sittlichkeit, der beste Mensch ist daher auch der beste Christ, und umgekehrt. Darum werden wir aber auch mit allem Fleiß dafür zu sorgen haben, daß wir unsere Jugend zu wahrhaft religiösen Menschen, zu Christen bilden. Nur müssen wir auch darauf sehen, daß man das Christentum nicht als ein altes Gebäude toter Lehrmeinungen betrachtet, sondern es den Kindern als ein Leben ins Herz pflanzt, als ein gottseliges Leben, welches wieder gottseliges Leben schafft. „Lieber ein Leben ohne Christentum, als ein Christentum ohne Leben." (Weber.) Es ist jetzt so viel Streit auf dem Gebiete der Kirche, und zwar nach meiner Meinung so viel unnützer und so viel verderblicher Streit. Ach, wenn doch die Menschen sich lieber fragten: „Wie fangen wir es denn an, daß wir wieder christliches Leben in unsere Häuser und in unsere Gemeinden hineinbringen?" Wenn sie doch lieber darüber nachdächten: „Was haben wir denn zu thun, damit die Dienstboten wieder treu, die Arbeiter wieder bescheiden, die Dienstherren wieder zufrieden, die Menschen wieder versöhnt werden, und daß das ‚Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und dem Menschen ein Wohlgefallen' unter uns und in unserer Zeit zur Wahrheit werde. Das andächtige Schwärmen thut dazu ebenso wenig, wie das liebloſe Verketzern, denn hier muß geholfen werden. Das Christentum muß wieder in das Herz unseres Volkes und in unser Volksleben hineinkommen, nicht das bloße Lippenchristentum sein, sondern das Herzenschristentum und das Thatenchristentum. Darüber sollte man auf den Synoden nachdenken und alle Hadersachen beiseite lassen. Darüber sollten auch wir in unseren Schulen nachdenken. Unserem Volke fehlt die rechte Gewissensschärfung! Hier sollte man anfassen, hier sollte man die Hebel ansetzen!

Das ist das eine, worauf es nach meinem Dafürhalten in unseren Volksschulen jetzt zuerst ankommt: auf eine strenge Erziehung zur Sittlichkeit, auf eine gute, von echter Religiosität durchdrungene Schulzucht.

Aber unsere Schulen sind nicht allein Erziehungsanstalten, sondern sie sind auch Unterrichtsanstalten, und es ist deshalb auch gerechtfertigt, daß wir im Hinblick auf den Unterricht die Frage zu beantworten suchen: „Was ist auf diesem Gebiete für unsere Kinder jetzt das Notwendigste?"

Wenn ich die Frage recht erwäge, dann muß ich eine zweifache Antwort geben: Unsere Kinder müssen stramm arbeiten lernen, und unsere Kinder müssen sich wieder herzlich freuen lernen.

Unsere Kinder sollen durch unseren Schulunterricht 1) arbeiten lernen. Ja, arbeiten; denn das Arbeitenkönnen ist in unserer Zeit die wichtigste Forderung des Tages. Das soziale Unglück unserer Tage hat nach meinem Dafürhalten seinen Grund lediglich und allein darin, daß die Menschen haben reich werden wollen ohne Arbeit, und daß so viele durch die Sehnsucht nach dem Nichtsthun den Gründergesellschaften in die Hände gefallen sind. Die Strafe dafür ist nicht ausgeblieben; denn die Arbeit ist eine Gottesordnung, welche sich nicht ungestraft umstoßen läßt. Man lebt ja erst wirklich, wenn man arbeitet; denn Leben ist Arbeit, und Arbeit ist Leben. Der Psalmist sagt: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Aber — so könnten wir hinzusetzen —, was wäre es denn gewesen, wenn es nicht Mühe und nicht Arbeit gewesen wäre? Dann wäre es gar nichts gewesen, nicht wert, daß man darum lacht, und nicht wert, daß man darum weint. Nur in der Arbeit, nur in der vernünftigen Arbeit, in der Arbeit zum Wohle anderer und des großen Ganzen liegt das Glück des einzelnen Menschen und das aller Völker. Wenn diese Behauptungen wahr sind — und die Erfahrung bezeugt es —, dann ist es auch eine Pflicht der Schule, daß sie die Kinder zur Arbeit erzieht, daß sie also 1) keinen Müßiggang in der Schule und keine Schlenderei duldet; 2) daß sie vielmehr die Kinder in zweckmäßiger und vernünftiger Weise beschäftigt und in allen Unterrichtsgegenständen die Selbstthätigkeit im vollsten Maße zu fördern sucht; 3) daß sie nicht eine einzelne Seelenkraft der Kinder in Anspruch nimmt, sondern daß sie den ganzen Menschen, den Körper und den Geist, sein Denken, Fühlen und Wollen in Thätigkeit setzt und durch die Arbeit zur Arbeit zu bilden sucht. Das schlimmste Übel in einer Schule ist der Müßiggang. Darum ist auch nicht derjenige Lehrer der beste, der das meiste weiß, sondern derjenige, der seine Kinder in zweckmäßiger Weise zu beschäftigen versteht. Die Kinder nur um deswillen in die Schule zu nehmen, damit sie still sitzen lernen, ist ein Verbrechen an der Menschennatur. Im Unterrichte selbst sollte darum auch der Lehrer die Kinder

möglichst straff anspannen, kurze Fragen stellen, aber lange Antworten fordern, nicht zu viel selbst reden, sondern den Wert darauf legen, daß die Kinder im Sprechen geübt werden. Je mehr wir im Unterrichte zurücktreten, desto mehr tritt das Kind in den Vordergrund. Auch das andere Prinzip ist beherzigenswert: wir sollen es den Kindern doch nicht gar zu leicht machen, ihnen nicht alles auf dem Präsentierteller entgegenbringen, sondern lieber dafür sorgen, daß sie sich die Wahrheit erarbeiten! Was sich der Mensch erarbeitet hat, das hält er auch fest, das bleibt ein dauernder Besitz; darum ist es auch von so großem Werte, daß man den Kindern nicht alles vordoziert, sondern daß man sie zum Suchen und Finden der Wahrheit anleitet. In jedem Falle soll man recht fleißig und in entwickelnder Weise fragen, katechisieren und examinieren und dann recht fleißig üben, damit die Kinder das, was sie haben, sicher und fest haben. Lieber wenig, aber das wenige dann auch gründlich und fest. Jacotot hat ein ganz wahres Wort gesagt, wenn er die Behauptung aufstellt: „Man ist nicht gelehrt, wenn man gelernt hat, sondern man ist nur gelehrt, wenn man das Gelernte behalten hat.“ Und auch das andere Wort ist richtig: „Man muß eine Sache dreimal lernen und dreimal vergessen, um sie zum viertenmale für immer zu behalten.“ Darum keine Hast, keine Dampfwagen-Geschwindigkeit, sondern ruhige und besonnene, aber nachhaltige Arbeit. Ja, lassen Sie uns dafür sorgen, daß unsere Kinder in der Schule recht kräftig arbeiten, und durch die Arbeit zur Arbeit erzogen werden! Heutzutage bringt's kein Mensch mehr zu etwas, wenn er nicht arbeiten kann, selbst das Genie ist ohne Arbeit kein Segen für die Menschheit. Fleiß und Ausdauer sind darum auch ganz unumgänglich notwendige Eigenschaften eines jeden Bürgers. Aber die rechte Arbeit erfordert auch, daß sie in vernünftiger Weise geübt wird. Der Mensch muß darum zum Denken erzogen werden. Wenn der Mensch nur arbeitet, ohne zu denken, so steht er mit dem unvernünftigen Tiere auf einer Stufe. Erst durch das Denken wird der Mensch seiner gottgewollten Bestimmung näher geführt. Die Forderung scheint auf den ersten Blick so selbstverständlich, daß man es für überflüssig finden könnte, sie noch besonders zu begründen, aber sie wird jetzt nötiger, denn je; denn gerade jetzt heißt es: „Prüfe die Geister.“ Ich will nicht von dem furchtbaren Aberglauben reden, der noch in so vielfacher Gestalt in unserem Volke sein leutscheues Wesen treibt, so daß

noch eine Menge Menschen, statt zu einem vernünftigen Arzte zu gehen, ihr Heil bei Quacksalbern, albernen Schäfern und dummen Weibern suchen, sondern ich will nur darauf aufmerksam machen, daß heutzutage soziale Reiseprediger auch in die kleinsten Dörfer kommen, dort das Wortgeklingel ihrer Phrasen zum besten geben und dadurch viele Tausende in unserem Volke bethören. Das ist nur möglich, wenn die Menschen nicht klar denken können, nicht scharf unterscheiden, nicht im Aufsuchen der Gründe geübt sind, und sich nicht über die Konsequenzen und Tragweite der Verhältnisse klar werden. Ich weiß es wohl, daß in dieser Beziehung die Schulen nicht allen Anforderungen gerecht werden und nicht alles thun können, aber ich weiß es auch, daß wir auf diesem Gebiete in der That noch sehr viel thun können durch einen strammen und geistbildenden Unterricht und durch eine Kenntnis der Dinge, die zugleich Erkenntnis wird.

Ich erinnere zuerst an den Religionsunterricht. Ich finde es ja ganz in der Ordnung, daß die Kinder die biblischen Geschichten erzählen lernen; aber ich bedaure es doch immer recht tief, wenn dies Erzählen so gar mechanisch traktiert, und die Eröffnung des Verständnisses dabei in so bedauerlicher Weise versäumt wird. Man sollte das eine thun, aber das andere doch auch nicht lassen! Dasselbe muß ich sagen von dem Bibellesen, das nach meinen Erfahrungen in vielen Schulen gerade jetzt sehr versäumt wird! Man liest nicht mehr in der Bibel, sondern man redet über die Bibel. Und wie verständnislos werden noch hier und da die Kirchenlieder hergesagt! Wie werden sie nicht selten ohne allen Sinn und Verstand hergeplappert und hergeschnattert! Kann durch das alles das Kind geistig gefördert werden? Kann es dabei denken lernen? Steht nicht ausdrücklich in der Bibel: „Verstehest du auch, was du lieseſt?“ und wird nicht ausdrücklich darauf geantwortet: „Wie kann ich, so mich nicht jemand anleitet?“ Ähnliches gilt auch von der Behandlung der deutschen Lesestücke, die in manchen Schulen entweder gar nicht erklärt werden, oder die man so mechanisch abfragt, daß den Kindern die Langeweile auf den Gesichtern zu lesen ist. Ach, wenn man dabei doch wenigstens nur die Lehre des alten Dinter beachtete und möglichst viele W-Fragen stellte — weshalb, wozu, womit, wovon, wodurch, wie, wo, wann ꝛc. —; schon dadurch würde sich vieles erreichen lassen! Und dann sollte man dabei auch den Grundsatz festhalten,

daß die Kinder das Ergebnis der Besprechung in einfacher und schlichter Weise aufschreiben; denn, wenn sie wissen, daß sie das Besprochene schriftlich darstellen müssen, dann geben sie auch Achtung, dann passen sie auch auf, abgesehen davon, daß man bei den Aufsätzen nur dann etwas erreicht, wenn man an dem Grundsatze festhält, daß hier 1) Übung, 2) Übung und 3) Übung notwendig ist. Alle acht oder vierzehn Tage einen Aufsatz fertigen zu lassen, nützt so viel wie gar nichts, hier kann nur die tägliche Übung günstige Erfolge erzielen. Und soll ich noch ein Wort vom Rechnen sagen? Dann möchte ich wünschen, daß lieber weniger große Exempel, an denen die Kinder oft eine ganze Stunde rechnen müssen, gegeben würden, und daß man seinen Stolz lieber darin suchte, in einer Stunde hundert Exempel, leicht und praktisch, aber klar und exakt, lösen zu lassen. Der Unterricht im Rechnen — besonders im sogenannten Kopfrechnen — befindet sich jetzt augenscheinlich in einem Übergange, mag das seinen Grund darin haben, daß das neue Münz- und Maßsystem dem sogenannten Kopfrechnen nicht förderlich ist, oder mag die Ursache darin zu suchen sein, daß früher der Lehrer mehr mit seinen Kindern rechnete, während jetzt das Rechenbuch in der Hand seine Stelle vertritt und der Lehrer nur das Facit vergleicht, — oder mag das stramme Denken, welches der Rechenunterricht erfordert, dem verwöhnten Geschmacke unserer Zeit überhaupt nicht mehr so recht zusagen: genug, die Thatsache ist da und fordert eine eingehende Erwägung. Insbesondere möchte ich aber wünschen, daß das Berechnen und das Vorrechnen wieder mehr betont werden möchte. Ich könnte noch auf diesem Gebiete von mancherlei Dingen reden, könnte den Unterricht in den Realien besprechen und den Nachweis führen, wie auch da die Denkthätigkeit in Anspruch genommen und gefördert werden soll, aber es mag mit dem Angeführten genug sein. Nur das eine lassen Sie mich an dieser Stelle noch aussprechen, daß das Rechtwissen entschieden besser ist als das Vielwissen, und daß unter dem Vielerlei des Unterrichtes die Gründlichkeit vielfach leidet. Emanuel Geibel hat ein wahres Wort gesprochen, wenn er sagt:

„Nicht zu früh mit der Kost buntscheckigen Wissens, ihr Lehrer,
Nähret den Knaben mir auf; selten gedeiht er davon.
Kräftigt und übt ihm den Geist an wenigen würdigen Stoffen,
Euer Beruf ist erfüllt, wenn er zu lernen gelernt."

(Spätherbstblätter 1877, S. 277.)

Als ein wahrer Freund der Schule bitte ich Sie, meine Mahnungen so freundlich aufzunehmen, wie ich sie meine. Es handelt sich hier um die Überwindung des größten Feindes allen Menschenglückes, um die Beseitigung der Dummheit und des Aberglaubens, die unserem Volke jährlich Millionen kosten; es handelt sich um ein klares Denken, um ein scharfes Erfassen der thatsächlichsten Verhältnisse; es handelt sich um die gottgewollte Bildung des Geistes und um die Veredelung des Menschengeschlechtes, um die Erziehung zur vernünftigen Arbeit durch Arbeit!

Aber deshalb fordere ich auch noch ein zweites: „Unsere Kinder sollen nicht allein denkend arbeiten und arbeitend denken lernen, sondern der Unterricht soll auch so betrieben werden, daß sich die Kinder desselben freuen und deshalb mit Freuden arbeiten." Nicht allein der Verstand, sondern auch das Gemüt soll gebildet werden. „Wie geschieht dies?" möchte ich mit unserem Katechismus fragen!

Es giebt jetzt in der Welt so viel verbitterte Menschen und so viel trübselige Ansichten, daß es in der That von Wichtigkeit ist, sich einmal die Frage zu beantworten, wie man sich selbst und unserer Jugend den fröhlichen Mut bewahrt, der uns, wie ein freundlicher Engel, über die Schwierigkeiten des Lebens hinweghilft. Sehen wir unserer Frage näher ins Antlitz, so finden wir, daß auch hier die vernünftige Arbeit der Grund der gottgesegneten Freude ist, aber vergessen wir dabei auch nur nicht, daß erst die erfolgreiche Arbeit das Menschenherz fröhlich stimmt und wirklich befriedigt. Wo der Erfolg der Arbeit fehlt, da fehlt auch die Befriedigung, und es ist daher außerordentlich charakteristisch, daß nach dem biblischen Berichte in 1 Mos. 2 Adam von Gott dem Herrn aus dem Paradiese mit den Worten hinausgewiesen wurde: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen, den Acker sollst du bebauen, aber Disteln und Dornen soll er dir tragen." Hier liegt die Strafe nicht darin, daß der sündige Mensch arbeiten muß — denn die Arbeit ist keine Strafe, sondern eine Gottesordnung —; wohl aber ist die Strafe darin zu suchen, daß der Mensch erfolglos arbeiten muß, und daß ihm trotz aller Pflege der Acker weiter nichts bringen soll, als Dornen und Disteln. Wo solche erfolglose Arbeit den Menschen begleitet, da fehlt Friede und Freude; sorgen wir darum dafür, daß unsere Kinder immer den rechten Erfolg von ihrer Ar-

heit haben und denselben auch empfinden. Geben wir ihnen darum doch nichts Unnützes, mit dem sie im späteren Leben nichts anfangen können. Wählen wir ihnen immer unter dem Notwendigen das Beste aus. Das Vielerlei verdirbt ihnen den Magen. Geben wir ihnen wirklich geistbildende Stoffe, — gute gesunde Hausmannskost, nicht Marzipan. Ist dann die Auswahl mit verständigem Sinne getroffen, dann lassen Sie uns weiterhin dafür sorgen, daß wir ihnen die Geistesspeise nach den Regeln einer gesunden Diätetik verabreichen. Stellen wir ihnen vor allem nicht zu schwere Aufgaben, die ihre schwache Kraft übersteigen; überbürden wir sie nicht und machen wir sie nicht mutlos durch Zumutungen, die sie beim besten Willen nicht zu erfüllen imstande sind: lieber kleine Aufgaben, welche die Schule bei einiger Anstrengung gut und sicher lösen können, als große und schwere, an denen sich der ehrliche Wille erfolglos zermartert. Lieber wenige Sprüche und Lieder, aber die wenigen so, daß sie auch wirklich das unverlierbare Eigentum der Kinder werden, und die sie auch dann noch behalten, wenn die Knaben Männer oder Greise geworden sind. Darum versäume der Lehrer das fleißige Repetieren und die erforderliche Übung nicht. Ein Lehrer, der nicht repetiert und das zum Verständnis Gebrachte nicht fort und fort übt, wird nie und niemals schöne Erfolge erzielen. Der Acker seiner Schule trägt dann nur Dornen und Disteln; es ist dann auch kein Wunder, wenn den Kindern die Lust vergeht und die Freudigkeit an der Arbeit schwindet. Liebevolle Beachtung verdienen hierbei besonders die schwachen Kinder. Hast du ein schwaches Kind in deiner Schule, so nimm dich desselben in Geduld und Treue besonders an, denn die Befähigteren werden auch ohne dich fertig! Denke an das zerknickte Rohr und an den glimmenden Docht! Lösche die Liebe zur Arbeit bei den Geringbefähigten nicht aus, sondern sache sie freundlich an! Der Lehrer unseres Pestalozzi, der fort und fort zu dem kleinen Heinrich sagte: „Du bist ein Dummkopf; aus dir wird niemals etwas werden" — sei uns allen ein warnendes Beispiel. Wenn eine derartige Erklärung den Kindern tagtäglich vorgepredigt wird, dann glauben sie schließlich selbst daran; sie verlieren den Glauben an sich selbst, an ihre Befähigung und an die Möglichkeit, das gesteckte Ziel zu erreichen. Sind sie noch nicht dumm, so werden sie es; denn sie verlieren den Mut zum Weiterarbeiten. In gar vielen Fällen hat der große Erzieher über den Sternen nicht die Genies,

sondern die sogenannten Dummköpfe zur Ausführung seiner weisen Pläne benutzt. Ein Linné, dem seine Lehrer den Rat gaben, wegen zu großer Dummheit die Schule zu verlassen und ein Schuster zu werden, ist der Reformator der Botanik geworden; ein Liebig, der Begründer der wissenschaftlichen Chemie, der Wohlthäter Tausender, galt für so beschränkt, daß seine Lehrer stets mit Verachtung von ihm sprachen; ein A. v. Humboldt, vor dessen Wissen die größten Gelehrten sich beugen, lernte erst im 16. Jahre das Lesen. Darum nochmals: Verachte die Dummköpfe nicht und glaube nicht, daß gerade die befähigtsten Kinder der Welt auch am meisten nützen würden. Es würde interessant sein, wenn die höheren Schulen einmal eine Statistik aufstellen und uns mitteilen könnten, was aus den befähigtsten ihrer Schüler im späteren Leben geworden ist! Bilde darum harmonisch jede Kraft, auch die geringe; nimm dich der Schwachen mit aller Liebe an und gieb ihnen Gelegenheit, an kleinen Erfolgen sich zu erfreuen und sich die Lust zum Fortschreiten zu erarbeiten. Erfolgreiche Arbeit: das ist's, was den Menschen erfreut und ihn fröhlich macht.

Dazu muß freilich noch ein anderes kommen. Wahre Freude ist nur dann in einer Schule, wenn die Kinder sehen, daß ihr Lehrer sie von Herzen lieb hat. Als der kleine fünfjährige Mozart seinen Lehrer fragte: „Hast du mich lieb?" und auf seine Frage keine Antwort erhielt, weinte er bitterlich. Und so ist es noch heute. Die Kinder haben einen sehr feinen Sinn für die Liebe des Lehrers! Sie verlangen nach Liebe; denn sie sind von Gott zur Liebe erschaffen. Dabei ist es nicht nötig, daß der Lehrer ihnen seine Liebe durch Worte versichert; denn wo in einer Schule die Liebe wohnt, da wissen das die Kinder auch ohne Worte; da kann der Lehrer streng, sehr streng sein, und die Kinder haben ihn doch lieb. Von großem Erfolge ist die Liebe besonders dann, wenn sie konsequent ist und sich mit Gerechtigkeit paart. Es zeigt sich dies besonders bei Gelegenheit der Strafen! Nur derjenige Lehrer hat ein Recht, zu strafen, der aus Liebe straft. Die Rute wirkt darum auch in der Hand desjenigen Lehrers am meisten, der die Kinder am liebsten hat. Freilich ist wahre Liebe und echte Freudigkeit in einer Schule nur dann zu finden, wenn der Lehrer selbst mit voller Liebe Lehrer ist und an seinem Berufe die rechte Freude hat. Die schlimmsten Feinde einer erfolgreichen Lehrerwirksamkeit sind darum auch allezeit Unzufrieden-

heit, Gemütsverbitterung und Verbissenheit gewesen. Bei einem Lehrer, der „Liebe mit Ingrimm“ predigt, ist es weder den Kindern, noch dem Lehrer wohl zumute. Ich gebe ja gerne zu, daß der Beruf des Lehrers in mannigfacher Beziehung ein sehr schwerer Beruf ist und daß er weder mit Geld, noch mit Ehre und Achtung genügend belohnt wird; aber ich kann doch auch nun und nimmermehr zugeben, daß der Lehrer seine Lage bessert durch Verbitterung, und daß er größere Leistungen erzielt, oder sich mehr Achtung erwirbt durch öffentliche Klagen, die ihn nur in der Achtung seiner Mitmenschen herabsetzen. Vom Apostel Paulus heißt es am Schlusse der Apostelgeschichte: „Er lehrte das Wort unverhohlen und mit aller Freudigkeit.“ Wenn der Lehrer in seinem Herzen freudig bewegt ist, wenn er gern und mit Liebe arbeitet, dann werden auch die Kinder davon angesteckt, dann arbeiten auch sie mit Lust, dann gewinnen auch die Eltern Interesse an der Schule, und dann ergeben sich auch jene „moralischen Eroberungen“ ganz von selbst, durch die er sich und seinen Stand in der allgemeinen Achtung hebt.

Es ließe sich über dieses Kapitel noch sehr viel sagen; aber ich breche ab, weil mir die Zeit nicht gestattet, auf den angeregten Gedanken näher einzugehen. Ich fasse daher das Ganze noch einmal übersichtlich zusammen in folgenden Behauptungen:

1) Was in unserer Volksschule jetzt in erster Linie not thut, das ist eine straffe Zucht und eine streng religiöse sittliche Erziehung zur Wahrhaftigkeit, Rechtschaffenheit, Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, zu anständigem Benehmen, zur Pietät und zur aufrichtigen Frömmigkeit. Wo diese Einwirkung auf die sittliche Erziehung versäumt wird, da gleichen die intellektuellen Leistungen einer Schule dem Lichte des verfaulenden Holzes, welches in dunkler Nacht wohl leuchtet, aber nicht erwärmt.

2) In zweiter Linie thut dann unserer Jugend jetzt ein strammer Unterricht not, ein Unterricht, der die Kinder allseitig anspannt, sie zur Arbeit erzieht und in der Arbeit übt. Besonders muß in unseren Schulen auf ein scharfes, logisches Denken und auf eine korrekte Aussprache in Wort und Schrift Wert gelegt werden. Die Kinder sollen die Unterrichtsstoffe nicht allein richtig auffassen, sondern auch richtig darstellen lernen. Das letztere ist außerordentlich wichtig! Zu dieser Bildung der Intelligenz muß sich sodann die Bildung des Gemütes gesellen. Die

Kinder müssen dazu geführt werden, daß sie mit Lust und Freude arbeiten und an der vernünftigen Arbeit wirklich Vergnügen finden. Der Lehrer muß darin mit gutem Beispiele vorangehen und in den Kindern durch die Liebe für seinen Beruf jene Begeisterung entzünden, die das Schwere leicht macht und die Last willig trägt.

Es sind dies allgemeine Sätze, von denen ich erwarten darf, daß sie Ihre Zustimmung finden werden. Es schien mir aber notwendig, sie Ihnen heute wieder einmal ans Herz zu legen, weil von der Erfüllung derselben das Gelingen Ihrer Arbeit und der Segen Ihres Berufes abhängt. Werden die Kinder nach diesen Grundsätzen gebildet, dann erfüllt die Volksschule ihre Mission, dann führt die Volksbildung wirklich zur Volkswohlfahrt und zur Volksbeglückung, dann bekommen wir Bürger und Christen, die da sind „zu jedem guten Werke geschickt".

Nehmen Sie meine schlichten Worte so freundlich auf, wie ich sie meine, und erwägen Sie dieselben in stiller Stunde in Ihrem Herzen. Das Wort Uhlands: „Für unser Volk ein Herz", sei und bleibe die Fahne, um die wir uns und um die ich mich mit Ihnen schare. Ja, in dieser Liebe zu unserem Volke lassen Sie uns auch mit den Behörden unseres staatlichen Lebens in rechter Treue Hand in Hand gehen und das Unsere ehrlich thun, um die in den letzten Jahren erlassenen Verordnungen auf dem Gebiete des Schulwesens zur exakten Ausführung zu bringen. Sie wissen alle, daß die Allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 in gewissen Kreisen ihre Feinde haben, und daß es für manche Leute ein süßes Gefühl ist, manche Mängel unseres Volksschulwesens den Allgemeinen Bestimmungen in die Schuhe zu schieben. Ich halte, offen gestanden, dieses Schmähen auf die Verfügungen der Staatsbehörde für ein großes Unrecht, teils weil der Respekt vor der Autorität untergraben wird, teils weil die Allgemeinen Bestimmungen jene Schmähungen wirklich nicht verdienen. Die Allgemeinen Bestimmungen sind gut, es kommt nur darauf an, wie man sie ansieht und ausführt. An und für sich sind alle Gesetze und Verordnungen nur ein Stück totes Papier, nur leere Gefäße, bei denen es immer darauf ankommt, mit welchem Inhalte man sie füllt und mit welchem Geiste man sie ausführt. Diesen Geist habe ich Ihnen heute kennzeichnen wollen, es ist der Geist eines ehrlichen Vorwärtsstrebens und eines gesunden Fortschrittes auf dem

Wege pädagogiſcher Beſonnenheit und ſittlicher Arbeit, der Geiſt der chriſtlichen Zucht und der deutſchen Kraft und Treue! Möge dieſer Geiſt allezeit in unſeren Schulen und in unſeren Herzen wohnen und geſegnete Früchte bringen in Staat und Kirche, in Schule und Familie, in Herz und Haus. Das walte Gott!

# V.

# Herzog Ernſt der Fromme

## von Sachſen-Gotha

## als Förderer der Volksſchulen und Begründer der Schullehrerſeminare.

Vortrag.

1875.

---

Nach Fr. Rudolphis „Gotha diplomatica“ I, 162 waren die Pfarrer im Gothaiſchen zu Anfang der Reformation ungelehrte Handwerker; der Pfarrer zu Molſchleben war ein Knochenhauer, der zu Wiegleben war ein Leinweber, der zu Warza ein Böttcher, der zu Trügleben ein Baderknecht u. ſ. w. Wie es um dieſe Zeit mit der Bildung der Lehrer geſtanden haben mag, geht aus einer im Jahre 1540 erſchienenen Schrift hervor, in welcher ein Schulmeiſter, „der arme Tüfel“ genannt, ſeines Zeichens ein Döringer (Thüringer), „nich wiet von Erfurtth zu Huſe“, ganz offenherzig geſteht, daß ihn ſeine Eltern „nich viel gelerne gelaſſe, als ein bißgen geleſe, geſchriebe und gefeddele“. „Solche Schulmeiſter,“ ſagt Luther, „die ſelbſt nichts gekonnt und die weder zum Glucken noch zum Eierlegen getaugt haben, haben wir müſſen allenthalben haben; es ſind grobe Eſel geweſt, die ihren Kindern nichts anderes gelehrt, als auch eitel Eſel ſein.“

Den erſten Anſtoß zu einer Verbeſſerung dieſer traurigen Ver-

hältniſſe gab Luther 1524 durch ſein Sendſchreiben: „An die Bürgermeiſter vnd Rahtherrn aller Stedte Deutſcheslandes.“ In dieſem welthiſtoriſchen Schriftſtücke fordert er den Rat und die Obrigkeit auf, „die allergröſſeſte ſorge vnd fleis auffs junge Volck zu haben.“ „Einer Stad gedeihen“ — ſagt er — „ligt nicht darin, das man groſſe Schetze ſamle, feſte Mauern, ſchöne Heuſer, viel Büchſen und Harniſch zeuge, ſondern das iſt einer Stad beſtes und allerreicheſt gedeihen, Heil und krafft, daß ſie viel feiner, gelerter, vernünfftiger, erbar, wohlgezogener Bürger hat, die künnen darnach wohl Schetze und alles Gut ſameln, halten und recht brauchen.“

Eine weitere Förderung erfuhr das gothaiſche Schulweſen ſodann durch die im Jahre 1527 in Thüringen von Melanchthon gehaltene Kirchen- und Schulviſitation, der ein Jahr ſpäter ein ausführlicher Schulplan und das Viſitationsbüchlein folgte. Durch die 1529 erfolgte Herausgabe des Katechismus Luthers, der bereits zu Matheſius' Lebzeiten in mehr als 100000 Exemplaren gedruckt war, weiterhin durch die im Jahre 1532 vollendete Bibelüberſetzung Luthers, ſowie durch die Veröffentlichung der lutheriſchen Kirchenlieder, die anfangs allerdings mehr in Häuſern und Werkſtätten, auf Märkten und Feldern, als in Kirchen geſungen wurden, die aber doch bald ein Lehrgegenſtand des Schulunterrichtes wurden, damit die Jugend, „die in der Muſica und anderen rechten Künſten erzogen werden muß, etwas habe, um die Buhllieder und fleiſchlichen Geſänge los zu werden“; hauptſächlich aber durch die im Jahre 1524 durch den Herzog Johann von Gotha erfolgte Berufung des berühmten Freundes Luthers, Friedrich Mykonius*), der ſich durch ſeine reformatoriſche Wirkſamkeit auf dem Gebiete des Schulweſens in ſo hervorragender Weiſe hervorthat, daß man ihn mit vollem Rechte den Reformator Thüringens genannt hat, wurde das Schulweſen in einer ſo förderſamen Weiſe gehoben, daß Friedrich Mykonius am Ende ſeines raſtlos thätigen Lebens in ſeiner, dem „Neuen Erbbuch und Copey der Miniſtratur zu Gotha“ beigegebenen Chronik mit Recht ſagen konnte: „Ach, lieber Herr Gott, du haſt gegeben, daß es wohl angerichtet iſt, nun gieb, daß es auch wohl gehalten und erhalten werde!“ Und in der That, Friedrich Mykonius hatte im gothaiſchen Lande viel ausgerichtet,

*) Vgl. L. Fr. Ledderhoſe, Mykonius, ein Leben aus der Reformationszeit. Gotha, Perthes, 1854.

denn die Stadt Gotha dankt ihm nicht allein die Gründung seines später so berühmt gewordenen Gymnasii illustris, sondern, als er am 7. April 1546 im Frieden entschlief, blühten auch auf den Dörfern eine nicht unbedeutende Zahl von Knaben- und Mägdleinschulen.

Leider ging der auf Erhaltung des Schulwesens im gothaischen Lande abzielende Herzenswunsch des frommen Mykonius nicht in erhoffter Weise in Erfüllung, denn über das mit köstlichem Samen besäte Land brach ein Unwetter herein, so furchtbar und andauernd, daß die junge Saat nicht allein in der empfindlichsten Weise geschädigt wurde, sondern ganz und gar vernichtet zu werden drohte. Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges war für das gesamte deutsche Land, insbesondere aber für das Herzogtum resp. Fürstentum Gotha, eine schreckliche Zeit! Die Dörfer waren verwüstet, die Häuser waren zerstört; die Fluren lagen verödet, das Zugvieh war getötet. Alle Bande der Ordnung und der Zucht hatten sich gelöst. Der Gottesdienst war in völlige Zerrüttung geraten; die Kirchen standen entweder leer, oder es ließen an heiliger Stätte Komödianten, Tänzer, Affen- und Bärenführer ihre Possen sehen. Viele Geistliche und Lehrer (Küster) waren aus den verwüsteten Pfarr- und Schulhäusern geflohen, viele verließen ihre Stellen und ergaben sich der Zuchtlosigkeit des Soldatenlebens*), viele waren gestorben, viele verdorben und viele litten so große Not, daß sie die niedrigsten Tagelöhnerarbeiten verrichten mußten, oder — wie z. B. der Schulmeister in Mechterstedt — ihr Brot mit Betteln vor den Thüren suchten. Das Volk wuchs unter solchen Verhältnissen in grauenhafter Unwissenheit, Roheit und Sittenlosigkeit auf.

In dieser zucht- und gottlosen Zeit war es ein Glück, daß in Gotha ein Fürst zur Regierung kam, der sich des tiefgesunkenen Volksschulwesens nicht allein mit barmherziger Liebe, sondern auch mit thatkräftiger Energie annahm und dasselbe zu einer Höhe emporhob, zu welcher noch lange Zeit nach seinem Tode die übrigen deutschen Staaten voll Hochachtung emporgeschaut haben. Dieser Fürst war Herzog Ernst der Fromme.

Herzog Ernst der Fromme war am 26. Dezember 1601 geboren und regierte von 1640—1675. Der ungeheuchelte religiöse Sinn,

*) Vgl. die Schilderungen von Dr. A. Beck, Ernst der Fromme I, 135 ff. und Brückner, Kirchen- und Schulenstaat von Gotha I, 3. S. 261.

durch welchen er sich seinen ehrenden Beinamen „der Fromme“ erwarb, paßte zur Zeit seines Regierungsantrittes allerdings nicht zu den Sitten des damaligen Fürstenlebens, denn dasselbe war noch ganz so, wie zu Luthers Zeit, der da sagt: „Bei Hofe sitzt der Teufel obenan — Hofleben ist Sauleben — fromme Hofdiener sind gleich frommen Fürsten ein seltsam Wildbret im Himmel.“ Es darf uns deshalb auch nicht wundernehmen, wenn man ihn anfangs nur spöttisch den Bet-Ernst nannte und über die von ihm getroffenen Maßregeln höhnte. Indes lernte man doch auch schon sehr bald erkennen, daß er auch ein That-Ernst war, ein Mann der zähesten Energie und der unbeugsamsten Charakterstärke. Was dieser Mann zur Hebung seines zerrütteten Landes und zur Förderung seines armen Volkes gethan hat, ist geradezu erstaunlich.

Die für den engen Rahmen eines Vortrages knapp bemessene Zeit gestattet mir leider nicht, auf seine vielumfassende, dem allgemeinen Besten gewidmete und weitreichende reformatorische Thätigkeit näher einzugehen; ich kann deshalb hier auch nur in aller Kürze andeuten, daß der Herzog seine beraubten Unterthanen mit Geld, Saatkorn und mit Ankauf von Zugvieh unterstützte; daß er, um dem Volke Gelegenheit zum Erwerb zu geben, das Schloß Friedenstein baute; daß er für treue Diener sorgte (den treulosen schickte er als erste Warnung den 101. Psalm ins Haus); daß er im Fache des Justiz- und Polizeiwesens die schätzenswertesten Verbesserungen einführte; daß er alles liederliche Gesindel, insbesondere die Huren, im Lande ergreifen, durchpeitschen und zum Lande hinausjagen ließ ꝛc. ꝛc. Um Zucht, Ordnung und sittliches Leben zu schaffen, ernannte der Herzog sodann, sittlich-tüchtige Männer zu Kircheninspektoren und bestimmte daß sich deren Inspektion nicht allein auf den Besuch des Gottesdienstes (das Aufwecken der Schläfer während der Predigt), sondern auch auf das öffentliche Leben überhaupt erstrecken solle. So hatte z. B. jeder Kircheninspektor mit darüber zu wachen, daß auf der Straße keine Zotenlieder mehr gesungen wurden; daß in den Spiellokalen das Doppeln (Hazardspiel) nicht geduldet werde; daß in den Schenkhäusern das Voll-, Zu- und Gleichsaufen aufhöre, daß die Tanzböden nicht mehr von Kindern besucht würden, und daß sich die Leute nicht vornehmer kleideten und nicht mehr verzehrten, als ihr „Stand“ es mit sich bringe. (Die ernestinische Speise- und Kleiderordnung ist höchst interessant!) Alle diese Überwachungen hatten den Zweck,

die zerrütteten Sittenverhältnisse zu bessern und Ordnung und neues Leben zu schaffen. Wie tief damals die Sittlichkeit der Schuljugend gesunken war, geht daraus hervor, daß Herzog Ernst im Jahre 1641 den gothaischen Gymnasiasten verbieten mußte, Dolche, Büchsen und Degen zu tragen, mit verdächtigen Frauenzimmern Umgang zu pflegen, Zotenlieder zu singen, Pasquille zu fertigen ꝛc.*) Noch im Jahre 1663 mußte er dem gothaischen Stadtrate anbefehlen, daß derselbe alle Schüler, welche des Nachts in den Häusern „Zechen, Buhlen, Spielen, Üppigkeit und Unterschleif treiben", sofort in Haft zu bringen habe. Was der fromme Herzog Ernst zur Hebung seines zerrütteten Landes und zur Förderung seines armen Volkes gethan hat, kann hier, wie bereits bemerkt, nicht in nähere Betrachtung gezogen werden, wohl aber soll das hier Erwähnung finden, was unter seiner glorreichen Regierung zur Wiederaufrichtung und Förderung des Schulwesens geschehen ist. Und in dieser Beziehung hat Ernst der Fromme wohl das Größte geleistet, was je ein Fürst geleistet hat; er hat sich um die Reformation des Volksschulwesens ein unsterbliches Verdienst erworben; er hat gelebt für alle Zeiten.

Die Schulreform Herzog Ernst des Frommen war eine innere und eine äußere. Nach beiden Seiten hin war eine Reform nötig, denn die äußeren Verhältnisse der kaum entstandenen Volks-, resp. Küsterschulen waren über alle Maßen traurig. Dem Äußeren war das Innere entsprechend — Not und Elend überall.

Das erste, was Herzog Ernst zur inneren Hebung des Volksschulwesens that, war, daß er (lt. Reskript vom 13. Oktober 1641) die Schulen seines Landes einer strengen Revision unterwerfen, eine Anzahl Fragepunkte**) von den Pfarrern, Schullehrern und Ortsvorständen beantworten und sich bei Einsendung der Protokolle von seinem Generalsuperintendenten Glaß über den Befund der Schulen Bericht erstatten ließ. Obschon das Visitationsgeschäft und die Fragepunkte mit respektswidriger Anmaßung und in bitterer Weise vom Generalsuperintendenten Kronmeyer in Weimar und den Professoren Maior und Dillherr in Jena angefochten wurden, weil, nach der Meinung dieser Herren, das Visitationsgeschäft nicht dem Landesherrn,

*) Chr. F. Schulze, Geschichte des Gymnasiums zu Gotha. Gotha, Perthes, 1824.

**) Die Fragepunkte bei den Schulvisitationen s. Gelbke, Herzog Ernst der Fromme, Tl. III, S. 41 ff.

sondern lediglich und allein dem Oberkonsistorium zu Weimar zustehe, so ließ sich doch Herzog Ernst der Fromme, nachdem er den ersten Schritt gewagt, nicht abhalten, auch den zweiten Schritt zu thun: er überzeugte sich selbst von dem Zustande der Volksschulen und besuchte deshalb in eigener Person die Schulen und Lehrer des Landes. Das Namensverzeichnis der Pfarrer und Schullehrer seines Landes hatte er auf allen Reisen stets bei sich. Die fleißigsten Kinder in den Schulen beschenkte er mit Silberthalern (Gotha dipl. I, 68). Als Hauptförderungsmittel der gothaischen Schulreform aber muß ein drittes angesehen werden; die Berufung des Schleusinger Rektors M. Andreas Reyher zum Rektor des gothaischen Gymnasiums. Reyher war ein ausgezeichneter Schulmann, ganz dazu geschaffen, das große Werk der Schulreform im Sinne des Herzogs zu fördern. 32 Jahre lang (von 1641—1673) hat er der genannten Schule vorgestanden zu ihrem Heile und zur Freude des ihm wohlwollenden Herzogs, dem er wie an Rücksicht auf Alter und Ehesegen, so auch an lauterem Streben nach Gottseligkeit und Gemeinnützigkeit ähnlich war.

Als der Schleusinger Rektor Reyher (geb. am 4. Mai 1601 zu Heinrichs bei Suhl) als Rektor an das Gymnasium nach Gotha berufen wurde*), zeigte sich für die Pädagogik in den maßgebenden Kreisen ein besonderes Interesse. Wolfgang Ratichius (geb. am 18. Oktober 1571 zu Wilster in Holstein) und Amos Comenius (geb. am 28. März 1592 zu Niwnic in Mähren) erregten durch ihre Opposition gegen die alte scholastische Lehrweise und durch die lebhafte Verteidigung ihrer drei Hochgedanken: „Der alte Schlendrian des toten Auswendiglernens taugt nichts", „Kunst und Wissenschaft müssen dem deutschen Volke in deutscher Sprache ans Herz gelegt werden", „Statt der hohlen Worte gebe man die lebendigen Sachen (Anschauung)", gewaltiges Aufsehen. Über Ratichs Methode wurde sogar 1612 vor dem deutschen Kurfürstentage in Frankfurt verhandelt, und obschon nach den Untersuchungen Krauses (vgl. Pädag. Blätter, Bd. I, S. 510) es Ratichius nur bei den Worten bewenden ließ und nie zur That kam, so kann es uns doch nicht auffallen, daß seine Zeitgenossen anfangs ein außerordentliches Vertrauen auf ihn setzten. Wenigstens wird überall versichert, daß der

*) Über M. Andreas Reyhers Leben und Wirken als Rektor des gothaischen Gymnasiums s. Chr. Fr. Schulze a. a. O., S. 219 ff. und Sagittarius (Hist. Gotha, p. 207 sqq.).

Rektor Reyher ein begeisterter Ratichianer gewesen sei. Dies geht schon daraus hervor, daß Reyher dem Herzoge durch Evenius, den weimarischen Kirchen- und Schulrat und früheren Direktor in Magdeburg, empfohlen wurde, der wegen genauer Nachahmung der Ratichschen Lehrweise von Ratichius beschuldigt worden war, daß er ihm seine Methode gestohlen habe*). Daß Reyher aber neben dem stürmischen Ratichius auch den sanften, gemütvollen Comenius, „diese edle Leidensgestalt des Dreißigjährigen Krieges", überaus liebte, geht daraus hervor, daß er die Lehrbücher des Comenius im Gymnasium einführte und seinen Grundsätzen überall Geltung verschaffte. Der Rektor A. Reyher, der die Ideen seiner Zeit in sich aufgenommen und verarbeitet hatte, war darum für die erste Schulreform des gothaischen Landes ein Mann von der höchsten Bedeutung, denn er führte zuerst praktisch ins Leben ein, was die Koryphäen der Pädagogik theoretisch begründet hatten.

Dem Scharfblicke Herzog Ernst des Frommen war es nicht entgangen, daß der Mangel an einem geordneten Lehrplane nicht allein im Gymnasium, sondern auch in den Volksschulen des Landes ein großer Übelstand war. Er beauftragte daher noch im Jahre 1641 den Rektor Reyher, einen „Methodus docendi" für die unteren Klassen des Gymnasiums aufzusetzen, denselben aber so einzurichten, daß er auch im ganzen Lande gebraucht werden könne. Reyher, der — wie er in einem Schreiben an das Herzogliche Oberkonsistorium sagt — „die Zeit seines Lebens zu keiner anderen Funktion als zur Didaktika Beliebung gewidmet", ging sofort ans Werk. Der Herzog selbst half getreulich mit. „Öfters" — so erzählt Reyher — „muß ich Ihrer fürstlichen Gnaden was zu Papier bringen, ja wohl drei-, vier- und fünfmal ändern, so lange, bis ich es endlich treffe." Dafür war aber auch das Resultat dieser gemeinschaftlichen Arbeit ein pädagogisches Meisterwerk, das den beiden Verfassern zur höchsten Ehre gereichte, das in der pädagogischen Welt das größte Aufsehen erregte und Jahrhunderte hindurch die Grundlage des gothaischen Volksschulwesens bildete: — der berühmte „Schul-Methodus" oder „Spezial- und sonderbarer Bericht, wie nechst Göttlicher verleyhung, die Knaben vnd Mägdlein auf den Dorfschaften vnd in den Städten die vntersten

*) Dr. K. Schmidt, Geschichte der Pädagogik, Bd. III, S. 322 und Beck, Herzog Ernst der Fromme, Tl. II, S. 19.

Hauffen der Schuljugend begriffene Kinder im Fürſtenthumb Gotha, kürzlich und nützlich vnterrichtet werden können und ſollen. Auf gnädigen Fürſtl. Befehl aufgeſetzet und gedruckt zu Gotha bei Peter Schmieden im Jahre 1642." In dieſem Schulmethodus, der in den Jahren 1648, 1653, 1658, 1662, 1672 in unveränderter Form erſchien*) wurde alles, was die Schule und den Lehrer, die Eltern und die Kinder angeht (der Zweck der Schule, der Beginn und die Dauer der Schulzeit, die Klaſſeneinteilung, die Schulaufſicht, die Schulprüfungen, die Schuldisziplin, die Lehrziele, der Lehrſtoff, die Lehrmethode ꝛc.), dies und anderes wurde in den 13 Kapiteln des Schulmethodus auf das genaueſte beſtimmt. Die Umſicht, die ſich in der Aufſtellung und Gruppierung des reichen Materiales zeigt, wird um ſo wertvoller, als die ſittlich-religiöſe und praktiſch-pädagogiſche Richtung im Schulmethodus vorherrſchende Betonung findet. Dazu kommt, daß der Schulmethodus das getreueſte Spiegelbild der pädagogiſchen Beſtrebungen ſeiner Zeit iſt und uns ganz genauen Aufſchluß über die damaligen Ziele der Pädagogik giebt. So herrſcht z. B. in den Kapiteln über den Religionsunterricht noch der Geiſt der ſtrenglutheriſchen Orthodoxie vor — (daher die große Menge des bibliſchen Memorierſtoffes); in den Forderungen über die Schulzucht ſpiegelt ſich bereits der erwachende Spenerſche Pietismus**) ab, der ſich im Gothaiſchen auch dadurch kundgab, daß man die Katechismusinformationen, die Spener in Frankfurt eingeführt hatte und die man in manchen Städten (Eßlingen, Ulm, Schmalkalden) nachahmte, in anderen dringend begehrte (Augsburg, Meiningen), im Herzogtum Gotha zuerſt zum Geſetz erhob. Da, wo im Schulmethodus die Rede von der Sprache, vom Leſen und Schreiben iſt, erkennt man ſofort die Grundſätze der ſpäteren Schule in Cöthen. Dem Ratichius aber, der als Lehrer der Mutter Herzog Ernſt des Frommen, dieſe geiſtvolle Frau — die edle Dorothea Maria — ſo für ſeine Methode begeiſtert hatte, daß ſie 2000 Gülden für Schullehrer ausſetzte, welche nach der neuen Methode des Ratichius unterrichten würden, — jenem Manne,

*) Über die Verſchiedenheiten der Ausgaben ſ. Johannes Müller im Anhange zu Kehrs Geſchichte der Methodik (Gotha, E. F. Thienemann).

**) Mit Spener, von dem die Dresdener ſagten: „einen Oberhofprediger haben wir verlangt und einen Schulmeiſter haben wir bekommen", ſtand der Herzog Ernſt der Fromme im vertraulichen Briefwechſel. S. Beck, S. 644.

der dann später in Cöthen so hoch stieg und so tief fiel, ließ Herzog Ernst 1629 eine Wohnung in Zwätzen bei Jena herrichten und suchte Ratichs Wirken auf das lebhafteste zu unterstützen. — Endlich zeigt uns der Schulmethodus in seinen Forderungen über den Betrieb „der natürlichen, weltlichen und anderen nützlichen Wissenschaften" genau die Grundsätze des Amos Comenius, dessen Lehrbücher nicht allein am Gymnasium, sondern auch beim Privatunterrichte der Kinder des Herzogs eingeführt wurden.*) Der Grundsatz der Anschaulichkeit („Alles, was man zeigen kann, soll den Kindern gezeigt werden") wird in diesen Kapiteln mit einem Nachdrucke betont, daß man sich unwillkürlich in die Zeiten Pestalozzis versetzt glaubt.**)

Der Schulmethodus Herzog Ernst des Frommen war das bedeutendste pädagogische Werk seiner Zeit, zunächst wegen seines echt christlichen Geistes und seiner Richtung auf das wirkliche Leben, sodann aber auch deshalb, weil er die Ideen der größten Pädagogen jener Jahrhunderte in praktischer Weise dem Leben der Schule und damit dem Leben

*) Gelbke, Herzog Ernst der Fromme I, 46. 47.

**) So wird z. B. im Kap. VIII des Schulmethodus verlangt: „Alles, was zur Demonstration und Treibung der natürlichen und anderer Wissenschaften gefordert wird, muß nach und nach zur Hand geschaffet, darbey allenfalls des Geistlichen Unterrichts Handbietung imploriret, und was erlanget worden, in einem Inventario bei der Schule gelassen werden. Die Länge der Stunden zeigt der Präceptor an einer Sanduhr. Die 12 himmlischen Zeichen und die Abwechselung des Mondes lehret er aus dem Kalender. Bei Donner und Blitz hat er zu erinnern, was die Ursache sey, warum der Blitz eher gesehen, als der Donner gehöret wird, obgleich beydes mit einander geschieht, nämlich die Ferne, welches er mit einem Gleichniß von einem Büchsenschuß entnommen erklären soll. Der Unterschied der vier Teil der Welt soll er an den Kirchen weisen, denn weil der Altar gegen Morgen stehet. Damit man Kräuter, Bäume und Sträuche desto besser weisen und kennen lernen möge, sollen solche Gewächse, so viel als möglich, in den nächsten Garten gezeuget oder auch gedörret auf Papier genehet oder geleimet und dann gezeiget werden. Da der Thiere Leiber mit dem Menschenleibe Ähnlichkeit haben, so soll er die Gelegenheit wahrnehmen und wenn irgend ein Schwein oder sonst ein Thier geschlachtet wird, daß sie alsdann die Kinder darzu führen, und die Stücke, so im Unterrichte genennet werden, zeigen lassen. . . . . In der Geometrie soll der Präceptor den Zoll nicht allein sagen und vormalen, sondern auch an einem Lineale zeigen. Gerade Linien und Cirkel-Linien soll er ihnen vorziehen, nennen und nachahmen lassen. Den verjüngten Maßstab sollen sie fleißig brauchen und auf dem Felde mit den Knaben messen. Item: Alles was man zeigen kann, soll den Kindern gezeiget werden."

des Volkes zuführte. Das Bibellesen in der Volksschule, den Unterricht in der Heimatskunde, die Raumlehre und den naturgeschichtlichen Unterricht kannte man bis dahin in den deutschen Volksschulen noch nicht.

Der Schulmethodus hatte den Lehrern gesagt, was sie lehren und wie sie es lehren sollten, allein noch fehlten die Lehrbücher, aus denen die dem Handwerkerstande angehörenden Lehrer den verlangten Lehrstoff schöpfen, und aus denen sie sich für ihre Unterrichtserteilung gründlich vorbereiten konnten. Herzog Ernst erkannte diesen Mangel und beauftragte darum den Rektor Reyher, die für Lehrer und Schüler nötigen Lehrbücher auszuarbeiten. Es erschien demgemäß 1641 zum Lesenlernen das „Teutsch ABC- und Syllabenbüchlein für die Kinder im Fürstentum Gotha." — 1642 erschien zum Lesenüben das „Teutsche Lesebüchlein", welche beide nach einem Ausschreiben des Herzogs vom 22. September 1659 jedem Schulknaben unentgeltlich verabreicht werden sollten. Ferner erschien von Reyher „Arithmetika oder Rechenbüchlein" und 1656 der „Kurze Unterricht von natürlichen Dingen, von etlichen nützlichen Wissenschaften, von geistlichen und weltlichen Landessachen und von etlichen nützlichen Hausregeln." Dieses letztere Büchlein, das sich — wenn ich mich nicht irre — nur noch in Rudolphis Gotha diplomatica, Teil IV, Seite 79—103 abgedruckt findet, ist ein wahres Meisterstück der praktischen Pädagogik jener Zeit. Im ersten Teile „von natürlichen Dingen" wird in Kap. 1 ein kurzer Abriß von dem gestirnten Himmel nach dem Ptolemäischen System gegeben, dann ist in Kap. 2 die Rede „von den vier Elementen, wie auch von den Geschöpfen, so sich zwischen Himmel und Erde ereignen und meteora, d. i. Feuerzeichen und Witterungen genennet werden." Das 3. Kapitel handelt dann vom Erdkreise, von den Mineralien und den Bodenarten, — das 4. von den Kräutern und Bäumen (die Kräuter werden eingeteilt in Hauptkräuter, in Augenkräuter, Ohren-, Mund-, Hals-, Brust-, Lungen-, Herz-, Magen-, Leber-, Milz- und Nierenkräuter), — das 5. von den unvernünftigen Tieren, das 6. vom Menschen, das 7. von der Seele und „der Hauptkraft der Vernunft". — Der zweite Teil „von etlichen, dem gemeinen Mann nützlich und notwendigen Stücken, aus unterschiedlichen Wissenschaften zusammengezogen", handelte vorzugsweise von der Geometrie und enthält eine treffliche, mit 35 geometrischen Figuren versehene Anleitung zur Meßkunst, „damit ein jeder die Arten des Gemäßes, damit eine

Länge gemessen wird, wisse und kenne." Der dritte Teil, „von geist- und weltlichen Landessachen", umfaßt beinahe Alles, „was etwan dem gemeinen Mann zu wissen von nöthen sein möchte", z. B. Belehrungen über die Obrigkeit, über Gesetze, Eigentum, Gerechtigkeiten, Beschwerungen, von den Land-Medicis, von dem Geschoß, von der Polizei-, Kleider-, Gastungs-, Hochzeits- und Kindtaufsordnung ꝛc. Der vierte und letzte Teil, „von etlichen Hausregeln", giebt gute Lehren, die noch heute der Beherzigung wert sind, für Hausherren, Hausfrauen und Hausgenossen. Dieses vortreffliche Büchlein, das sich durch Anschaulichkeit und Einfachheit vor vielen anderen dickleibigen Machwerken der Jetztheit in ganz vorteilhafter Weise auszeichnet, wurde fleißig in den Schulen benutzt. Den Lehrern aber, welche den Betrieb der Realien zu schwierig oder „unchristlich" fanden, wurde mittels fürstlicher Reskripte vom 21. Jan. 1656, 14. Febr. 1656 und 7. Juni 1656 „die unnachbleibliche Treibung des Unterrichts von natürlichen Dingen mit denjenigen Kindern, welche die anderen Lektionen absolviret haben", wiederholt zur ernstlichen Pflicht gemacht und in demselben Jahre ihnen auch eine „Anweisung zur Beibringung dieses Unterrichtes" (also eine praktisch-methodische Anleitung) mitgeteilt. Außer den bisher genannten Schulbüchern erschien noch von Dr. Daniel Cramer „der Psalter mit den Summarien", seit 1644 den Kindern unentgeltlich geliefert, und sodann das „Evangelische Handbüchlein" von Dr. Hosns, das als „Lesens-Übung" den armen Kindern ebenfalls unentgeltlich gereicht wurde (10. Aug. 1669).

So sorgte also der fromme Herzog Ernst als getreuer Landesvater für die Lehr- und Schulbücher seiner Landeskinder. Und nicht allein für Lehr- und Schulbücher, sondern auch für Beschaffung der zum Unterrichte nötigen Apparate und Veranschaulichungsmittel! Durch Reskript vom 14. Febr. 1656 ordnete er an, daß für die Schulen die nötigen Lineale, Zirkel, Bleiwagen und verschiedene Gewichte angeschafft würden. Er selbst beschenkte die Schulen, um den geometrischen und physikalischen Unterricht zu fördern, mit mancherlei Veranschaulichungsmitteln (Magneten, Sanduhren, Münzen ꝛc.), ja im Jahre 1655 gab er dem Schullehrer Johann Callenberg zu Molschleben sogar einige „Edelsteine", damit dieser sie den Kindern beim Unterrichte in natürlichen Dingen zeige. Als der Schullehrer später (1658) beim Herzoge anfragte, ob er die Steine zurückgeben solle, erhielt er die freundliche Antwort, dieselben „in das Schulinventarium

einzuzeichnen, damit dieselben jederzeit bei der Schule gefunden werden könnten". *).

Herzog Ernst der Fromme aber war damit noch nicht zufrieden, daß der Schulunterricht und die Schulerziehung in seinem Lande aufs beste reguliert wurde, denn er sorgte auch dafür, daß die häusliche Erziehung das in der Schule Aufgebaute nicht wieder einreiße, sondern nach Kräften fördere und befestige. Zu diesem Behufe gab er 1654 die „Kurze Anleitung" (vgl. Gotha diplomatica IV, 44) heraus, „wie die gemeine Schuljugend fürnemblich in und außer den gewöhnlichen Schul-Lectionibus sich zu verhalten", und forderte sodann in seinem Ausschreiben vom 1. Mai 1654, daß diese Anleitung (über das Verhalten der Schuljugend beim Frühaufstehen, beim Schulgehen, beim Mittagsessen, im Hause, in der Kirche, beim Spiel, auf der Straße, beim Abendessen, beim Schlafengehen, gegenüber Fremden ꝛc.) nicht allein in jedem Orte durch Anschlag öffentlich bekannt gemacht, sondern auch bei jedem Schulexamen im Beisein des Schultheißen, Heimbürgen und Ältesten jedes Ortes vorgelesen werden solle.

Während so der Herzog die innere Hebung des Volksschulwesens anbahnte und förderte, vergaß er auch die äußeren Verbesserungen nicht. Herzog Ernst der Fromme war ein viel zu aufgeklärter Fürst, als daß er nicht hätte erkennen sollen, daß die Schulen durch die Lehrer verfallen und durch die Lehrer gehoben und gefördert werden. Darum sorgte er auch zunächst für Lehrer, die von einem regen Pflichtgefühl durchdrungen waren und sich mit selbstverleugnender Liebe dem schönen, aber schweren Berufe der Volksbildung hingaben. Von der Gerechtigkeitsliebe eines so ausgezeichneten Fürsten ließ sich sodann aber auch erwarten, daß er, gegenüber den für jene Zeit ganz unerhörten Ansprüchen an die Bildung der Volksschullehrer, auch für entsprechende Erhöhung ihrer Besoldung sorgte und dann weiterhin auch für Hebung der amtlichen Stellung der Lehrer mit treuem Herzen das Seine that. Diese Erwartungen hat der Herzog denn auch in reichstem Maße erfüllt und neben der inneren Reform des Volksschulwesens die äußere in bester Weise angebahnt.

Seine erste That in dieser Beziehung war, daß er aus seinen Ersparnissen ein Kapital von 27 000 Mfl. (ein meißenscher Gülden = 26¼ Groschen) zur Verbesserung der Lehrerbesoldungen und zur

*) Brückner, Kirchen- und Schulenstaat von Gotha III, 8. S. 81.

Anschaffung der nötigen Abc- und Lesebücher für die Schulkinder stiftete*). In der vom 16. April 1629 datierten Stiftungsurkunde sagt er ausdrücklich, daß er diese Summe zu dem Zwecke gestiftet habe, „damit die zarte heran erwachsende Jugend Ihrer Fürstenthume, Land und Leute, Beidts, Männlichs und Fräulichs Geschlechts, ..... wohl vnterrichtet vnd auferzogen, vnd hierzu tüchtige und geschickte Lehrmeister der Landschulen in den armen, verwaißenden Dörffern als in den Stäten ..... bestellet und verordnet werden möchten, welche die Jugend ohne Zwangk, verdrus und arbeit, ohne vor Zweiflung und langwierige große Umb- und Irrwege zu führen pflegen." ..... Im Jahre 1650 bewog Herzog Ernst sodann die Landstände, drei Steuern in drei Jahren, zusammen 30750 Mfl., zur Erhöhung der Pfarr- und Schullehrerbesoldungen zu bestimmen; im Jahre 1660, bei Verteilung der Grafschaft Henneberg widmete er abermals 20000 Mfl., und späterhin vermehrte er diese Stiftung zugleich auch zu anderen milden Zwecken (z. B. zur Stiftung eines Zucht- und Waisenhauses, zur Unterstützung der Armen, zu den Kirchen- und Schulvisitationen ꝛc.) bis auf die für die damalige Zeit ganz enorme Höhe von 142021 Mfl. 9 Gr.**), welche dem gegenwärtigen Geldwerte gegenüber einer Summe von mindestens 500000 Thaler entsprechen würde. Die meisten hier angeführten Unterstützungen gab Herzog Ernst aus seinen eigenen Mitteln, resp. Kammermitteln. Er, der schlichte Mann, der meist im einfachgrauen Rocke im Volke erschien und der weder für prächtige Kleider, noch für kostbare Speisen, weder für Jagden, noch für Theater, noch für stehende Heere ꝛc. Geld aufwendete, betrachtete die großen Opfer, die er für die Bildung seines Volkes darbrachte, als Kapitalien, die ihm und dem Lande die besten und höchsten Zinsen tragen würden. Darum sparte er auch für seine Person und gab die Ersparnisse dem Lande. Reichten seine Geldmittel zur Förderung der Volksschule nicht aus, so

*) Aus dieser Stiftung, resp. dem Zinsabwurf derselben (zu Herzog Ernsts Zeiten betrug derselbe 537 Mfl.) wird — in der Stiftungsurkunde heißt es: „jetzt und künftigk zu ewigen Zeiten" — allen schulpflichtigen Kindern des ganzen Herzogtums die Fibel und das Lesebuch unentgeltlich verabreicht. Die Kinder bezahlen nur das Buchbinderlohn. Ein wahrhaft fürstliches Denkmal! Erst in jüngerer Zeit haben sich diese Verhältnisse geändert.

**) Vergl. die Stiftung der Mildenkasse: Brückner, Kirchen- und Schulenstaat III, 7. S. 1. Gelbke, Kirchen- und Schulenverfassung, Tl. I, S. 184 und 299 ff., wo auch die Urkunde zur Fundation der Mildenkasse abgedruckt ist.

zog er die Gemeinden, die Eltern, insbesondere aber die Patrone der Schulen zur Zahlung mit herbei. Er ging dabei von dem ganz richtigen Grundsatze aus: „Wer Rechte haben will, muß auch Pflichten übernehmen.“ „Es ist nicht so schwer“ — sagte er — „zu den Mitteln zu gelangen, wenn man nur den Willen und den rechten Ernst hat.“ Und den rechten Ernst hatte der Herzog. Das geht, außer dem Obenangeführten, auch daraus hervor, daß er 1667 seinen Schwiegersohn, den Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, nötigte, die Pfarrer- und Lehrerbesoldungen seines Landes zu verbessern. In der landgräflichen Stiftungsurkunde, die sich im gothaischen Haus- und Staatsarchive befindet, heißt es ausdrücklich, daß die Verwilligung auf „vielfältige, treuvätterliche und christeiffrige ganz wohlgemeinte Erinnerung Unseres hochgeehrten Herrn Schwieger Vatters“ erfolgt sei und daß die Zinsen von 1666 Reichsthalern „nicht allein für Pfarrer, sondern auch und fürnehmlich für die Schuldiener bestimmt seien, alß welche in den Schulen zum wahren Christenthumb das erste Fundament legen und also hierbey die größte und meiste arbeyth zu thun haben und darumb mit genugsamb und notdürftigen Besoldungen zu versehen sind.“ Das that der Herzog Ernst, jener fromme Fürst, der es (wie Gelbke II, 279 berichtet), mit dem Spruche hielt: „Ein Fürst soll nicht allein bedenken, daß er Mensch ist, sondern auch, daß seine Unterthanen Menschen sind“, und: „Ein guter Fürst soll nicht für recht halten, was das Sicherste ist, sondern das für das Sicherste, was recht ist.“

Durch die bisher genannten bedeutenden Verwilligungen, die der Herzog noch durch persönliche Zulagen, die ertüchtigen Lehrern gab, vergrößerte — dieselben betrugen im Jahre 1666 (nach Gelbke) 1657 Mfl. —, wurden die Lehrerstellen des Landes so bedeutend verbessert, daß schon am 12. April 1653 der Herzog mit Befriedigung an den Oberhofprediger Weller in Dresden schreiben konnte, daß jeder Schullehrer seines Landes jetzt zum wenigsten 50 Gülden an Geld (nach jetzigem Werte etwa 200 Thlr.), außerdem aber noch auf zwei Personen Brotkorn und frei Getreide, ferner gewisse Arten von Garten- und Küchenspeise, frei Holz und freie Wohnung habe*). Vergleicht man die damaligen Preise der

*) Beck, Herzog Ernst der Fr., S. 502. — Hier mag zugleich noch erwähnt werden, daß Herzog Ernst der Fromme auch verordnete, daß Pfarrer und Lehrer steuerfreien Tischtrunk haben und daß deshalb jedem Pfarrer 2 und jedem Schul-

Lebensmittel mit den jetzigen Verhältnissen und dem jetzigen Geldwerte, so muß man gestehen, daß die Lehrer jener Zeit, den heutigen Lehrern gegenüber, ganz respektable Besoldungen hatten. — Aber der menschenfreundliche Herzog that noch mehr! Bis zum Jahre 1646 bestand im Herzogtum Gotha noch die Sitte, daß der Lehrer — gleich dem Kuhhirten und dem Nachtwächter — bei der Gemeinde jedes Jahr aufs neue unter Entgegennahme einiger Groschen Leihkauf in aller Devotion um seinen „Dienst" bitten mußte*). Diese entwürdigende, unverständige und unbillige Sitte schaffte der Herzog (lt. Reskript vom 7. August 1646) ab und bestimmte später (8. Febr. 1659), daß die Bestätigung der Schullehrer ein- für allemal vom Ephorus und vom Oberkonsistorium erfolgen solle. Im Jahre 1645 gründete er sodann auch den Wittwenfiskus für Geistliche und 1682 für Lehrer, durch welchen er die Sorge der Lehrer und Geistlichen für die hinterlassenen Kinder und Witwen um ein bedeutendes verminderte. Die Veranlassung zur Gründung dieses noch heute seinen reichen Segen verbreitenden Institutes wurde dem Herzoge durch einen Schullehrer im Amte Reinhardsbrunn. Als nämlich der Herzog in dessen Schule kam, fand er den Schullehrer arm und krank im Bette; aber trotzdem unterrichtete der kranke Mann die sein Krankenbett umstehende Kinderschar so treu und so fleißig, daß der Herzog von solcher Treue tief gerührt wurde und sofort den Entschluß faßte, für die Hinterbliebenen der Lehrer zu sorgen.**)

---

bedienten 1½ Erfurter Malter Gerste (8 resp. 6 goth. Malter) frei gebraut werden sollten. Die Unterhaltung der Malz- und Brauhäuser kostete aber den Gemeinden zu viel Geld; hie und da wurde auch mit dem Biere Unterschleif getrieben, ja es gab sogar Pfarrer und Lehrer, welche das Bier öffentlich ausschenkten und „Zechgäste setzten". Es wurde deshalb die Trank- und Biersteuerfreiheit späterhin für die Pfarrer mit jährlich 8$\frac{17}{24}$ Thaler, für die Schullehrer mit 7$\frac{1}{12}$ Thaler abgelöst.

*) Aus den alten Waltershäuser Stadtkasserechnungen ergiebt sich, daß der jährliche Leihkauf für den Schulmeister (Wendelino von Elxleben) vier Groschen betrug. Dasselbe bekam er auch für das Läuten am St. Martinsabend. Die Schülerzahl war in Waltershausen im Jahre 1526 — die Stadt hatte damals schon 394 seßhafte Bürger — 28 bis 30 Schüler. (Vgl. Dr. Pollack, Die Waltershäuser Schule.)

**) Vgl. Beck I, 549—550. Über die Umgestaltung des Witwenfiskus s. Heß' Mitteilungen aus dem Statistischen Bureau des Herzogl. Staatsministeriums, 2. Heft, S. 189 ff.

Ob die von Gelbke erwähnte Sage, daß dem Herzoge vom Reichstage der Vorwurf gemacht worden sei, daß er seine Bauern zu aufgeklärt mache, richtig ist, wollen wir dahingestellt sein lassen; dagegen steht fest, daß man im eigenen Lande anfangs über die Veranstaltungen des Herzogs lachte, höhnte und spottete und sich den Ausführungen entgegenstemmte. Zu wiederholten Malen mußte der Herzog seine Unterthanen zum „Gehorsam" ermahnen und nötigen. Je weiter aber der Herzog „eingedenk seiner Christenpflicht und der schweren Verantwortung vor dem Richterstuhle Gottes", in seiner landesväterlichen Fürsorge und in der Reform des Schulwesens vorwärts schritt, desto mehr kam man auch im Lande zu der Überzeugung von der Vortrefflichkeit seiner Einrichtungen und desto dankbarer war man dem uneigennützigen liebevollen Vater seines Volkes, dem edeln Manne, der nicht nur ein Bet-Ernst war (wie ihn seine Feinde spottweise nannten), sondern sich auch als ein That-Ernst zeigte. Im deutschen Lande aber hat es lange als Sprichwort gegolten, daß des Herzogs Ernst Bauern gescheiter seien, als anderwärts die Städter und Edelleute.

So erfreulich es war, daß der fromme Herzog noch bei seinen Lebzeiten die Früchte seiner Bemühungen reifen sah, so bedauerlich ist es, daß er, trotz seiner Bemühungen, das Schulwesen nicht zu der Höhe brachte, welche er im Schulmethodus als das Endziel aufgestellt hatte. Es war hieran teils der Methodus schuld, der zu viel auf einmal verlangte, der trotz der Betonung des Sprach- und Realunterrichts doch alle Kraft für den Religionsunterricht, resp. für den religiösen Memorierstoff in Anspruch nahm, und der wohl den Forderungen in den Unterklassen des gothaischen Gymnasiums, nicht aber durchweg denen in der einklassigen ungeteilten Dorfschule entsprach. Es war sodann schuld der Mangel an tüchtigen, intellektuell und pädagogisch gebildeten Lehrern, die imstande gewesen wären, die verständigen Forderungen des Schulmethodus allseitig zu fassen und in der Schulpraxis zu realisieren. Die Lehrer waren Handwerker (meist Schneider). Andere Leute für den Lehrerberuf gab es damals nicht. Was half's darum, daß Herzog Ernst der Fromme den Schullehrern seines Landes den Befehl erteilte, daß sie sich entweder „privato studio" oder, wie es in den Verordnungen von 1651 und 1653 heißt, „durch ihre vicinos pastores, vel ludi moderatores" im Rechnen und Schreiben fleißiger üben und darum die Jugend besser unterrichten sollten! Was

halfen die 1655 veröffentlichten 8 Musterkatechesen über die Buße, über die Tugenden und Laster der 10 Gebote, über den Nutzen des heiligen Abendmahls, über Kreuz und Leiden, über die Vorbereitung zu einem seligen Ende, über die Fragen aus der Haustafel ꝛc.! Was halfen die 1672 erlassenen Erinnerungspunkte für die Schulbedienten und die Inspektoren, „weil der Verordnung des Schulmethodus nicht treulich nachgelebt werde“! Was halfen selbst die besten methodischen Anweisungen und die vortrefflichen Lehrbücher, durch welche dieser Musterfürst dem Mangel abzuhelfen suchte! Die Klage des Herzogs, „daß die Jugend nicht mit Dexterität und rechter Art auf gründliche Wissenschaft der Sprache und Künste geführt werde“, blieb bestehen, denn das Übel lag tiefer: — es fehlte im Lande an einem guten Lehrerseminare, in welchem sich der Herzog die künftigen Lehrer seines Landes groß ziehen, ihnen in praktischer Weise das Lehren lernen und sie durch Lehre und Übung zur Praxis des Schullehrerberufs vor- und heranbilden lassen konnte. Zu der Erkenntniß von der Notwendigkeit und Wichtigkeit eines solchen Institutes war das deutsche Volk im 17. Jahrhundert noch nicht gekommen. Man lebte noch in dem Irrtum — (der übrigens auch noch heute in manchen Köpfen spukt) —, daß derjenige, der die zu lehrenden Kenntnisse inne hat, nun auch ohne weiteres imstande sei, mit Glück und Geschick den Unterricht und die Schulerziehung zu besorgen. Es lag (und liegt) ja zwar sehr nahe, daß zwischen einem Gelehrten und einem Lehrer ein himmelweiter Unterschied ist (es giebt bekanntlich ausgezeichnete Gelehrte, die herzlich schlechte Lehrer, und es giebt ausgezeichnete Lehrer, die nichts weniger als Gelehrte sind), — allein trotz alledem behielt der Irrtum in jener Zeit doch die Herrschaft, und die Wahrheit, daß alle fürstlichen Verordnungen zum Besten des Schulwesens von nur geringem Erfolge sind, wenn die Lehrerbildung nicht durch tüchtige Seminare gründlich gefördert wird, diese Wahrheit erkannten die Zeitgenossen Herzog Ernst des Frommen noch nicht. Verschieden von seinen Zeitgenossen war aber der Herzog. Dieser edle Fürst, der fortwährend über das Beste seines Landes nachsann, war vielleicht in ganz Deutschland, ja in ganz Europa der einzige und erste, der auf den Gedanken kam, eine Lehrerbildungsanstalt zu gründen. Freilich kam er zur Entdeckung der Notwendigkeit eines Seminars erst am Ende seines Lebens und konnte deshalb nichts weiter thun, als diese ihm alle Ehre machende Idee seinen Nachkommen in seinem Testamente zur Berücksichtigung

resp. zur Ausführung zu empfehlen*). Nachdem nämlich der Herzog in seinem Testamente gesagt, daß vor allen Dingen dahin zu trachten sei, die niedrigen Schulen in den Städten und auf dem Lande in ihrem esse (d. h. Bestande) zu erhalten, fährt er weiter fort: „Bißhero hat die erfahrung gezeiget, daß die Ursach dieser vor Augen stehenden Zerrüttung des Status publici ist, daß man Vnter denen im Lande erzeugten ingeniis keinen sonderbaren delectum und ausschuß gehalten ..... und es haben deßhalb unsere Erben und Land-Successores, Sonderlich von schulbedienten ꝛc. in gut obacht zu nehmen, daß sie .... fleißige erkundigung einziehen, wie es mit derselben Auferzucht und Zuneigung zu den studiis bewandt sei. ... Vnd, wenn sie wohl disponiret und vor sich von ihnen Ältern keinen Vorschub und keine Mittel haben .... soll man ihnen Verlag und Beyhülfe thun, damit sie vermittelst einer gewissen Instruktion, so ihren für Zuschreiben, ihr Studia fortsetzen, .. auf daß man künftig in allen Aembtern zuverlässige qualificirte Personhnen habe, deren man Versicherlich in deß Landes nutz beständig gebrauchen könne. Vnd dieweil nicht Zu Zweiffeln ist, daß off solche gemachte anstallt sich Viel expectanten im Schul- Vnd Kirchendiensten herbey finden ... so wäre auch ersprieslich, daß sie inmittelst an einem gewissen Ort vnterhalten, vnd hier dasjenige practiciren lernten wo Zu sie inskünfftige gebraucht werden sollen. Dafern wir nun bey unserem Leben keine solche [Lehrerbildungs-] anstallt machen, vnd einen gewissen ort und Mittel dazu deputiren konndten, so Werden vnsere Erben und successores inskünfftige, wenn sie durch Gottes Seegen mehr Mittel ereignen, mit der Landschafft-Beihülfe dieses intent gebührlich zu Werk richten."

So war denn der Gedanke der Gründung einer Bildungsanstalt für Lehrer zum erstenmale klar und unzweideutig ausgesprochen. Wir sind deshalb auch gewiß nicht im Unrechte, wenn wir in Herzog Ernst dem Frommen nicht allein einen der ausgezeichnetsten Reformatoren auf dem Gebiete des Volksschulwesens, sondern auch den Vater der deutschen Schullehrerseminare verehren. Zwar war es ihm bei seinem hohen Alter, wie bereits bemerkt, nicht möglich, den gesunden und großen Gedanken selbst zur Ausführung zu bringen und ebenso wenig kamen seine Söhne, denen der letzte Wille des

*) Das Testament Herzog Ernst des Frommen findet sich abgedruckt in Gelbke, Herzog Ernst der Fromme, Tl. III, S. 61—109.

Vaters ein Heiligtum hätte sein sollen, zu dem thatkräftigen Entschlusse, die Gründung einer Lehrerbildungsanstalt zu bewerkstelligen. Gegen den ausdrücklichen Willen des Vaters zerstückelten sie das Land in sieben kleine Teile und beraubten sich dadurch der erforderlichen Mittel zu einer gesegneten Fortführung der so hoffnungsvoll angefangenen und so erfolgreich weitergeführten Reformen. Besonders verhängnisvoll für das Land war aber ihre geradezu kindische Nachäfferei der glänzenden und kostspieligen Hofhaltung Ludwigs XIV. Der alte, fromme Herzog Ernst, der so außerordentlich einfach gelebt, allen Glanz und Prunk verschmäht und für Militär, Theater und Jagden so gut wie nichts ausgegeben hatte, hat es glücklicherweise nicht mehr erlebt, wie sein ältester Sohn Friedrich, dem die Regierung Gothas zufiel, (1675—1691) das väterliche Erbe in den Dienst des französischen Luxus stellte und seine Einnahmen für große Gastmähler, Kleiderprunk, Tanzvergnügungen, Komödien, Jagden, Feuerwerke und zur Beschaffung und Erhaltung eines außerordentlich kostspieligen Militärwesens verwendete. Ging doch seine Soldatenliebhaberei so weit, daß er sich 6 Kavallerie- und 4 Infanterie-Regimenter hielt und durch diesen Luxus 1691 sogar den dentschen Kaiser auf den Gedanken brachte, der Herzog habe vielleicht gar feindliche Absichten gegen ihn. Das Urteil Ludwigs XIV. über Friedrich I.: „C'est un prince qui me plaît fort", kann deshalb auch durchaus nicht als eine Ehre für ihn betrachtet werden, wenn man auch nicht in Abrede stellen kann, daß er betreffs der Hebung des Schulwesens die besten Absichten und die wohlwollendsten Gesinnungen hatte und deshalb sogar auf den wunderlichen Gedanken kam, die Goldmacherkunst zu betreiben und beim Gelingen seines Vorhabens den Pfarrern und Schulmeistern die Summe von 4 370 689 Thalern zu widmen. — Ebenso wenig wie der älteste Sohn Herzog Ernst des Frommen, Friedrich I., verwirklichte dessen Sohn Friedrich II. (1693—1732) die von seinem Großvater beabsichtigte Gründung eines Schullehrerseminars. Zwar nahm er dazu einen schwachen Anlauf, indem er unter dem 20. Oktober 1698 die Verfügung traf, daß die „10 geschicklichsten Schuldiener" (aus Friemar, Eschenbergen, Ichtershausen, Wölfis, Leina, Tambach, Sättelstedt, Erfa oder Friedrichswerth, Wangenheim und Kranichfeld) vor sein Oberkonsistorium beschieden und mit dem Auftrage betraut wurden, „daß sie den Lehrern (auch die Candidati theol. eingerechnet!) als Moderatores mit nötiger Anweisung an die Hand gehen und sogenannte

seminaria scholastica gründen möchten“ *). Allein diese seminaria scholastica gingen sehr bald wieder ein, denn es fehlte dem Herzog an dem erforderlichen Gelde.

Indes bewährte sich die Erfahrung doch auch hier wie anderwärts, daß ein guter Gedanke einem guten Samenkorne gleicht. Man kann dasselbe Jahrzehnte und Jahrhunderte aufbewahren, ohne daß es seine Lebens- und Keimkraft verliert; sobald es in den rechten Boden gebracht wird, schlägt es sein Würzelchen nach unten und sein Hälmchen nach oben und grünt, blüht und bringt Frucht, etliches dreifältig, etliches sechzigfältig und hundertfältig. Also war es auch mit der Idee der Gründung von Schullehrerseminaren. Was Ernst der Fromme bei seinen Lebzeiten nicht ermöglichen konnte und was sein Enkel Friedrich II. nicht in geeigneter Weise zur Ausführung brachte, das griff mit ungleich größerem Geschick und besserem Erfolge ein Mann auf, der die Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze Herzog Ernsts des Frommen an der Quelle kennen gelernt hatte. Dieser Mann war August Hermann Francke. Francke, im Jahre 1663 in Lübeck geboren, kam als dreijähriger Knabe 1666 mit seinem Vater Dr. Johann Francke, der als Hof- und Justizrat von Herzog Ernst dem Frommen berufen wurde, nach Gotha, besuchte hier von 1673—1679 das Gymnasium, hielt sich dort auch in den Jahren von 1682—1684 und 1691—1692 auf und lernte durch den Unterricht seines Lehrers, des Rektors Reyher, ꝛc. den Schulmethodus und das Volksschulwesen genau kennen. August Hermann Francke hat sich das große Verdienst erworben, dem Bächlein der Volksbildung den Weg nach Osten gewiesen und dasselbe von seinem Pädagogium zu Halle aus in den Strom des deutschen Volksschulwesens geleitet zu haben. In den von Francke gegründeten Anstalten zu Halle lehrten über 100 Studierende unter Aufsicht und Anleitung von Inspektoren. Den letzteren stand u. a. auch die Vorbereitung der ihnen unterstellten jungen Lehrer zu. Daher sagt auch Francke: „Der ganze sogenannte Ordinartisch des Waisenhauses, jetzo bestehend aus 134 Studiosis, ist eigentlich das seminarium praeceptorum für hiesige Anstalten. Aus diesen werden einige seligiret und

*) Wer sich für die Gründungsgeschichte dieser ersten Vorläufer der deutschen Schullehrerseminare interessiert, findet das Weitere darüber in meiner Programmarbeit im 2. Jahresberichte des Lehrerseminars zu Gotha (Gotha, Thienemann, 1867).

zum seminario selecto praeceptorum genommen." Zu den Mitgliedern dieses im Jahre 1707 gestifteten Seminars gehörten seit 1728 außer Freylinghausen, dem verdienstvollen Schwiegersohne Franckes, auch zwei junge Männer, welche die halleschen Lehrerbildungsversuche gleich einem fliegenden Samen in alle Welt hinaustrugen; der eine derselben war der spätere zweite Prediger an der Johanniskirche zu Stettin, Johann Christoph Schinmeier, welcher 1732 mit dem Waisenhause auf der Lastadie bei Stettin die erste deutsche Lehrerbildungsanstalt verband, und der zweite war Johann Julius Hecker, der spätere Oberkonsistorialrat und Gründer des ersten kurmärkischen Volksschullehrerseminars zu Berlin. Der König Friedrich Wilhelm I. ernannte ihn auf dem Schloßplatze zu Wusterhausen zum Prediger an der neugebauten Dreifaltigkeitskirche zu Berlin mit den Worten: „Er muß, wie er heute gethan, den Leuten auf der Friedrichsstadt den Herrn Jesum predigen und sich der Jugend recht annehmen. Daran ist das meiste gelegen." Und Hecker befolgte diesen Rat auf das getreulichste. Er gründete am 7. Mai 1747 die Realschule in Berlin, die erste in Deutschland, und verband am 14. Dezember 1748 mit derselben eine Art Schullehrer- oder Küsterseminar, worin er zuerst drei bis vier junge Leute zur Übernahme von Lehrerstellen an den Schulen des Pfarrsprengels der Dreifaltigkeitskirche instruierte. Fr. Herzberg in seinen „Ideen", Joh. Hientzsch in seiner „Geschichte des ehemaligen kurmärkischen Schullehrerseminars" und Dir. Ranke in seinem „Joh. Julius Hecker" haben über diese erste deutsche Lehrerbildungsanstalt schätzenswerte Aufschlüsse gegeben, so daß ich hier darauf nicht näher einzugehen brauche; ich bemerke deshalb nur, daß die Gründung der nachfolgenden Seminare durch den Einfluß der auftauchenden Aufklärungsperiode, besonders während der Regierungszeit Friedrichs des Großen, in außerordentlicher Weise gefördert wurde. „Die Sorge für Erziehung" — schreibt König Friedrich II. am 17. September 1772 an d'Alembert — „ist ein wichtiger Gegenstand, den die Fürsten nicht vernachlässigen sollten und den ich bis auf meine Landschulen ausdehne. Das sind die Steckenpferde meines Alters" (ce sont les hochets de ma vieillesse). Es war das in demselben Jahre, in welchem Eberhard v. Rochow, der eigentliche Begründer des Halberstädter Seminars, das bekannte Wort in die Welt hinaussandte: „Die Volksschule ist ein Mäuslein, das die Bestimmung hat, die Netze zu zernagen, in denen der Löwe

der Volkskraft gefangen gehalten wird." Genug, der Wert der Volksbildung wurde je länger je mehr erkannt und anerkannt und die Notwendigkeit der Gründung von Lehrerbildungsanstalten seitens der Staaten mehr und mehr als eine Pflicht der Humanität betrachtet. So kam es, daß schon zwei Jahre nach Entstehung des Berliner (jetzt Köpniker) Seminars (im Jahre 1750) das Seminar zu Hannover gegründet wurde, 1753 das in Wolfenbüttel, 1765 in Schlegel (Grafschaft Glatz), 1765 in Breslau (kath.), 1767 ebendaselbst (evang.), 1769 in Karlsruhe, 1770 in Würzburg, 1772 in Klein-Dexen (Ostpreußen), 1773 in Helmstädt, 1776 in Würzburg, 1778 in Halberstadt*), 1779 in Idstein (Nassau) und 1780 in Gotha.

Wenn der fromme Herzog Ernst heute wiederkäme und die mehr als 200 Schullehrerseminare des Deutschen Reiches sähe, wie würde sich seine Seele über den Segen der von ihm ausgegangenen Anregung freuen! Der treue Mann, der in seinem Leben so Großes geleistet hatte, ist am 26. März 1675 gestorben und liegt in der Margaretenkirche zu Gotha begraben; aber was er in seinem Leben gewollt und erstrebt hat, das lebt unsterblich fort in unserem deutschen Schulwesen und trägt noch heute tausendfältige Früchte des Segens in unseren Lehrbildungsanstalten. Bei dem Rückblick auf das, was er für das Schulwesen gethan, haben wir deshalb auch allen Grund, sein Andenken zu segnen und den Wunsch auszusprechen, daß unsere sämtlichen deutschen Fürsten sich an dem frommen gothaischen Fürsten ein Muster nehmen möchten! Auch auf dem Gebiete des Schulwesens gilt das Wort im Prolog zu Schillers Wallenstein:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten."

---

*) Über die Entstehung der deutschen Lehrerbildungsanstalten überhaupt und die Gründung des Halberstädter Seminars insbesondere s. das Weitere in meiner zur Feier des 100jährigen Jubiläums am 10. Juli 1878 erschienenen Festschrift des genannten Seminars (Gotha, E. F. Thienemann).

# VI.

# Johann Heinrich Pestalozzi.

## Rede

am 17. Februar 1877, dem 50jährigen Todestage Pestalozzis.

---

Wir bewundern den Mut eines Kriegshelden, der im Donner der Schlachten an der Spitze gewaltiger Heereszüge todesmutig für das Vaterland kämpft; wir bewundern die Kraft des Glaubenshelden, der siegesgewiß auf den Scheiterhaufen steigt und dort seine Überzeugung mit dem Leben bezahlt; wir bewundern das Märtyrertum des Forscherhelden, der durch eisige Polarländer, durch glühende Sandwüsten oder durch den Pesthauch urweltlicher Sümpfe in ferne, fremde Länder dringt; — aber nicht minder bewundern wir das Heldenherz des braven Mannes im groben Kittel, der aus brausenden Fluten oder aus prasselnden Flammen ein Menschenleben rettet, nicht minder die aufopfernde Treue, die hingebende Liebe, die stille Demut einer Mutter am Krankenbette ihres Kindes: sie alle sind Helden, denn sie alle zeigen Heldensinn, Heldenmut, Heldenthat, sie alle haben die Erbsünde der Trägheit überwunden, die Stimme der Selbstsucht zum Schweigen gebracht und ragen durch die Hochthaten ihres Lebens hoch hinaus über das Maß des Gewöhnlichen. Solch ein Held war auch Heinrich Pestalozzi, ein Held als Menschenbildner und als Volkserzieher, ein Held im rüstigen Wirken, im mutigen Dulden, in hingebender, selbstverleugnender Liebe und in unverwüstlicher, siegesfroher Hoffnung. In harten Geistesschlachten hat er den Mechanismus der Schule und den Schlendrian der alten Zeit aus dem Felde geschlagen, in heißen Seelenkämpfen hat er den Widerstand der stumpfen Welt, deren Seele im

Magen thront und deren Herz im Geldbeutel wohnt, besiegt. Er war es, der uns eine naturgemäße Volksbildung erobert hat. Auf den Glanzhöhen der Zeit stehend, hat er, wie vor ihm keiner, die deutsche Nation für die große Aufgabe der Menschenerziehung begeistert. Er war es, der den höchsten, obersten, königlichen Grundsatz des Unterrichtes: „Gehe von der Anschauung aus!“ entwickelte, ihn „zum absoluten Fundamente aller Erkenntnis“ machte, und so das Wesen der Lehre in ihrer Urform herstellte. Statt des leeren Wortkrams forderte er bedeutungsvollen Inhalt und sachliche Einsicht, statt der Menge unverdauter Kenntnisse verlangte er Bildung der Kraft und Tüchtigkeit im Leben. „Kenntnisse ohne Fertigkeiten, Fertigkeiten ohne Einsicht und Einsicht ohne Anschauung, das ist“ — sagte er — „das schrecklichste Geschenk, das ein feindlicher Genius unserem Zeitalter geben konnte.“ Aber Pestalozzi gab nicht allein dem Unterrichte ein solides Fundament, sondern er sammelte auch die isolierten Unterrichtsfächer zu einer Einheit. „Das jetzige Geschlecht“, sagte er, „opfert das Wesen aller Lehre dem Wirrwarr isolierter, einzelner Lehren auf, tötet mit Auftischung aller Arten von Brockenwahrheiten den Geist der Wahrheit und lischt im Menschengeschlecht die Kraft der Selbständigkeit aus.“ Der alten Schlange des Mechanismus den Kopf zertretend, riß er mit kühner Hand das alte, morsche Unterrichtsgebäude zunftmäßiger Überlieferung ein und gründete den Neubau auf die solide Grundlage der „Naturgesetze des Menschengeistes“. Er forderte, daß sich der Mensch, gleich der Pflanze, von innen heraus entwickeln müsse durch harmonische Ausbildung der Geisteskraft, und daß deshalb dem Menschen nichts andoziert, nichts von außen angeheftet oder eingeimpft werden dürfe. Mit dieser Forderung wagte er sich kühn über das tausendfache Gewirr von Wortlehren und Tagesmeinungen seiner Zeit hinaus, verließ er die gekünstelte Bahn der Schule, die den Menschen mit einem täuschenden Schimmer umgab, und folgte keinem anderen Wege, als dem Wege der Natur und dem Zuge seines Herzens. — Vor allem aber war Pestalozzi der geniale Baumeister, der den großartigen Riß zum kühnen Baue einer christlich-humanen Menschenerziehung entwarf. Er wollte keine bloßen Lese-, Rechen- und Lernschulen, er wollte Erziehungsschulen, Volkserziehung, Volksbildung. Die Wohnstuben sollten die Volks- und die allgemeinen Realschulen der Menschheit, und die Mütter die Lehrerinnen des Menschengeschlechtes

werden. An der Mutterbruſt, auf dem Mutterſchoße ſollten ſich im Kinde die erſten Keime des Göttlichen entfalten, ſollten die erſten Segenskörner der Religion ausgeſtreut werden, an der Mutterliebe ſollte ſich die Gottesliebe entzünden. Wenn es ſein Beſtreben war, den Armen im Lande durch eine tiefere Begründung und Vereinfachung der Erziehungs- und Unterrichtsmittel ein beſſeres Schickſal zu verſchaffen, ſo war ihm dazu die Liebe zu Gott der Anfangs- und Mittelpunkt und das alldurchdringende Ferment aller Erziehung. Der Mann, der den Wahlſpruch hatte: „Mit Gott, Mut und Demut“, der ſchöpfte ſelbſt ſeine ganze Thatkraft aus dem Gottesglauben; aus dieſer Quelle floß ſeine Liebe, ſein entſchiedener Wille, ſein hoher Mut; und dieſes Waſſer des ewigen Lebens wollte er hinüberleiten in die Herzen der Menſchen, damit es dort Leben ſchaffe und Frucht bringe. Indem ſo Peſtalozzi die Erneuerung des ganzen Menſchengeſchlechtes verlangte und die Jugenderziehung zur Grundlage des geſamten ſittlichen Volkslebens machte, erhob er ſeine ſittenverderbte Zeit zur Höhe edler Weltanſchauung und ſtreute Segenskörner aus, die noch heute ihre Frucht bringen. Denn was die Schule der Gegenwart Großes beſitzt, ſie hat es dem Großmeiſter der deutſchen Pädagogik, dem „Vater Peſtalozzi“ zu danken. Zu ihm gehen noch heute alle denkenden und ſtrebenden Lehrer in die Schule und ſetzen ſich lernbegierig zu den Füßen des Meiſters, der Großes geleiſtet hat in ſchwerer Zeit.

Wie aber — ſo fragen wir voll Bewunderung —, wie war es möglich, daß dieſer Mann ſo Großes leiſten konnte, und wie kam es, daß er ein leuchtender Bildungsheld wurde für alle Zeit? War es etwa die Tiefe und Gediegenheit ſeiner Bildung, der Reichtum ſeiner poſitiven Kenntniſſe, der Beſitz bedeutender Geldmittel, oder die Höhe einer einflußreichen Lebensſtellung? — Nichts von dem allen! Peſtalozzi, geboren am 12. Januar 1746, war der Sohn eines Züricher Augenarztes. Schon mit dem ſechſten Jahre verlor er ſeinen Vater. Seine Erziehung war eigentümlicher Art. Von dem Vater erbte er den treuen, ſtillen, herzlichen Sinn, von der Magd Babeli, dieſer altteſtamentlichen Ruth, die dem todkranken Vater auf dem Sterbebette gelobte, die Mutter nicht zu verlaſſen und ſich der Erziehung des kleinen Heinrich anzunehmen, wurde er zu edler Einfachheit und echter Frömmigkeit erzogen. Unter dem Einfluſſe dieſer beiden Erzieherinnen wurde ſein Gemütsleben trefflich entwickelt, dagegen fehlte ihm alles,

was den Knaben einst zum Manne machen konnte. Er war gutmütig und überreich an herzlicher Innigkeit, aber es fehlte ihm die feste Manneszucht, die sichere Konsequenz; er war im Umgange aufrichtig und treu, aber in der Schule zerstreut, unbeholfen und unvorsichtig. Sein Schulmeister gab ihm deshalb die Prophezeihung mit auf den Weg: „Aus dir wird's nie etwas Rechtes werden!" (Man sieht, wie sich Lehrer oft täuschen können!) — Zu den Fehlern, die ihren Grund in der Einseitigkeit der Erziehung hatten, gesellten sich auch noch andere Hindernisse. Pestalozzi hatte ein abstoßendes Äußere. Schon in früher Jugend hatten die Blattern sein Gesicht entstellt. Die häßlichen Pockennarben, der schwarzbraune Teint seines Gesichtes, die runzlige Stirn, die faltenreichen, gefurchten Züge, die tiefliegenden Augen, über welchen große, struppige Augenbrauen thronten, der dicke, gebogene Nacken, der unregelmäßige, bald hastige, bald bedächtige Gang: dies alles gab dem mittelgroßen, schmächtigen Manne ein so unheimliches Aussehen, daß zarte Kindergemüter beim ersten Anblick ein wahrhaftes Grauen empfanden. Dazu kam der Mangel an feinen Manieren. Er war meist ärmlich gekleidet, ging oft ungewaschen, mit verworrenem Haare, mit mehrtägigem Barte, mit niedergetretenen Schuhen, mit herabhängenden Strümpfen in Gesellschaft, kam auch in diesem Aufzuge manchmal, ohne Halstuch, in Hemdsärmeln u. s. w. in die Schule, rannte dort im Feuer der Begeisterung wild umher und schrie so anhaltend, daß er meist um 10 Uhr ganz heiser war. In der Schule selbst hielt er keine Ordnung. Er hatte weder Schul- noch Stundenplan. Was er um 8 Uhr angefangen hatte, das trieb er um 11 Uhr noch. Katechisieren konnte er nicht — er sprach hastig vor — die Kinder ihm nach. Obwohl er Theologie studiert hatte und dann, nachdem er in seinen drei ersten Probepredigten regelmäßig stecken geblieben war, zur Jurisprudenz überging, war doch sein positives Wissen sehr gering. Im orthographischen Schreiben war er kein Held. Wenn ihm Lavater diese Schwäche vorhielt, so entgegnete er stets, das sei nur der Puder auf dem Kopfe, die Hauptsache sei doch der Kopf selbst. Auch im Rechnen war er kein Meister. Er war nie imstande, eine Idee streng logisch zu ordnen und in den Elementarkenntnissen sich sicher zu bewegen. Bücher las er nicht. Seinen Reden fehlte die Logik; wenn er die Prinzipien seiner Pädagogik auseinandersetzte, so verlor er sich in begeisterten Herzensergießungen oder in genialen Ahnungen. Von Regierungs- und Leitungsfähigkeit hatte

er keine Spur; er konnte nicht die kleinste Dorfschule kontrollieren. Es fehlte ihm durchweg die ruhige Besonnenheit, die feste Ordnung, der sichere Takt, die stramme Konsequenz im Handeln. Er hatte nicht den elastischen heiteren Aufschwung des Genius; er war ein übersprudelnder Geist, eine ungebundene Kraft, die mit wildem Ungestüm die Formen des Herkommens durchbrach. Das war Pestalozzi, der Held — in seiner Schwäche, denn wahrlich, Genialität darf man nie nennen, was man mit Fehler bezeichnen muß.

Ich habe Pestalozzi gezeichnet mit seinen Makeln und seiner Schuld. Aber Pestalozzi selbst war größer als seine Fehler, er war größer als seine Schuld, er war auch größer als sein Unglück. Schon sein Umgang ließ alle die erwähnten Schwächen vergessen, denn über den starken Schatten des Lebens breiteten sich die Strahlen seines hohen Geistes und seines liebekräftigen Gemütes siegreich aus. Aus dem dunkelblitzenden Auge leuchtete das heilige Feuer edler Begeisterung hervor und über den scharfen Zügen seines Gesichtes schwebte der unvertilgbare Ausdruck offenherzigster Gutmütigkeit. Nie kam aus seinem Munde ein bitteres Wort über einen seiner Mitmenschen. An Demut und Bescheidenheit kam ihm niemand gleich. Wenn der Mann, der auf den ersten Augenblick so häßlich erschien, jemandem die Hand zum biederen Händedruck reichte und dann in der Züricher Mundart einem das treuherzige „Grüß Gott!“ zurief, so wußte man sofort, daß er ein Nathanael ohne Falsch war. Und wenn er dann zutraulich und wohlwollend, lachend und scherzend unter seinen Kindern lebte, und wenn aus jedem seiner Worte die hingebende, selbstverleugnende Liebe tönte: dann vergaß man den vernachlässigten Anzug und die herabhängenden Strümpfe, denn der Mann mit dem ungekämmten Haare und den ungeschwärzten Schuhen machte einen wahrhaft herzgewinnenden Eindrnck. Pestalozzi war eben ein Kind, ein großgewordenes Kind, harmlos, sorglos, selbstvergessend wie ein Kind, aber auch voll Glauben und Liebe, voll Milde und Hingebung wie ein Kind. Dieser Kindessinn schmückte ihn, adelte seine Seele bis ins Greisenalter. Und weil er ein Kind war, darum verstand er auch die Kindesnatur mit ihren heiligen Geheimnissen, mit der ahnungsreichen Gemütsfülle und der hingebenden Liebe. Mit diesem Kindersinn wirkte er Großes, war er der Liebling der Kinderwelt und als Volkserzieher ein Held im Glauben und Lieben.

Ja, ein Held im Glauben! Seine Religion war „der vertrauende

Kinderſinn gegen den Vaterſinn Gottes". Das Chriſtentum mit ſeiner Ethik war das Element, in welches er ſeine Erziehungsgrundſätze weihend eintauchte. In dem Appenzeller Weibe — der frommen Gertrud — ſpiegelt ſich ſein eigener Glaube ab. „Kind", ſo läßt er die Getrud mit einer Stimme ſprechen, die das Kind noch nie gehört hatte, „Kind, es iſt ein Gott, deſſen du bedarfſt, wenn du meiner nicht mehr bedarfſt; es iſt ein Gott, der dich in ſeine Arme nimmt, wenn ich dich nicht mehr zu ſchützen vermag; es iſt ein Gott, der Glück und Frieden giebt, wenn ich es nicht mehr zu geben vermag." In ſeinen „Abendſtunden eines Einſiedlers" hat er ſeine religiöſen Grundſätze niedergelegt und uns einen Blick thun laſſen in die Tiefe ſeines chriſtlichen Glaubens. In dieſem Glauben war ihm die Einſeitigkeit des orthodoxen Pietismus und die Starrheit des toten Buchſtabenbekenntniſſes ebenſo fremd, wie die Oberflächlichkeit der alles bekrittelnden Aufklärer. Peſtalozzi war ein Chriſt, ein gemütstiefer, herzinniger Chriſt. Und wenn ihn auch C. v. Raumer in ſeiner Geſchichte der Pädagogik vor ſein Inquiſitionstribunal fordert und dort den Stab über den treuen Jünger bricht, Peſtalozzi iſt und bleibt trotz alledem ein Held im Glauben*). Nie hat er den Glauben an den Vaterſinn des Unendlichen, an das ewig Göttliche in der Menſchheit, an die Heiligkeit der Kindesnatur und an die Wahrheit ſeiner Ideale verloren. Als er im Dunkel der Not ſeine erſte Erziehungsanſtalt auf dem Neuhofe verließ (1780), als der Strom der Weltereigniſſe ihm ſein Wirken im Kloſter und Waiſenhauſe zu Stanz (1798) anwies, als ihm ſpäter (1800—1803) auf dem Burgdorfer Schloſſe des Ruhmes verlockender Silberklang entgegentönte und ſich die Beſten aller Nationen um dieſen Volkspropheten im Johanniskleide ſcharten, als dann Münchenbuchſee (1804) den überall Vertriebenen freundlich aufnahm, als (1805—1825) in Ifferten Irrſal und Wirrſal über ihn hereinbrach, und als er (1825—1827) zuletzt als müder Pilger, als Märtyrer der Humanität, auf dem Neuhofe ſeinen „Schwanengeſang" ſchrieb: — überall und zu aller Zeit war der Grundton ſeines Weſens echte Religioſität, chriſtliche Humanität, hingebender Glaube an das Ewige im Endlichen. Der Mann, der am 11. Dezember 1825 am

*) Eine Rechtfertigung Peſtalozzis vom 31. Juli 1811 durch Dreiſt, Henning, Kawerau, Preuß u. a. iſt abgedruckt in meinen Pädagogiſchen Blättern Jahrgang 1873, Bd. II, S. 105.

Sarge seiner Gattin eine Bibel ergreifen und sie ihr mit den Worten auf die kalte Brust legen konnte: „Wir waren von allen geflohen und verspottet, Krankheit und Armut beugten uns nieder, und wir aßen unser trockenes Brot mit Thränen, aber dieses Buch gab uns die Kraft, auszuharren und unser Vertrauen nicht wegzuwerfen; aus der Bibel schöpften du und ich Mut, Stärke und Frieden!“ —: der Mann war ein Christ, der war ein Held im Glauben!

Und er war ein Held im Lieben! Er hatte getrunken aus dem Born der ewigen Liebe. Darum war auch sein ganzes Leben ein Liebesdienst. Ihm lag nichts an der äußeren Ehre, nichts am Geldgewinne, denn er wurde betrogen, verleumdet, mit Undank belohnt, verhöhnt und von seinen Freunden verlassen und verleugnet, aber nie sank er zum Egoisten herab, stets hielt er die ewigen Ideale des Menschenlebens hoch. Die äußere Not des Lebens, der Druck der Armut hingen sich bleiern an die Geistesflügel dieses hochbegabten Mannes, aber seine Heldenkraft wurde nicht erdrückt durch die Ungunst der Verhältnisse und durch die Selbstsucht seiner Umgebung: er war ein Held der Liebe. In dieser Liebe war Pestalozzi auch ein Mann des Volkes; er fühlte mit dem Volke, er litt mit ihm, er liebte es, wie es wenige lieben. Seine Werke sind diktiert von dieser Liebe, sie sind, wie er selbst sagt, „der Seufzer über das Elend des Volkes“. „Herr, du wirst das geknickte Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen“, das war das Gebet seines Lebens. Und nicht fromme Gefühlsschwärmerei, nicht sentimentale Liebelei war das Wesen Pestalozzis; was in seinem Herzen lebte, trat thatkräftig aus ihm hervor. Wie der barmherzige Samariter im Evangelium sah er das Elend, es jammerte sein und er ging und half. Als die Furie des Krieges im Schweizerlande tobte und die armen Kinder die Vaterleichen auf dem Schlachtfelde fanden, da war es Pestalozzi, der die jammernden Waisen zu sich nahm. Seine Kinder waren Bettelkinder. Sie waren beladen mit Ungeziefer, behaftet mit Krätze oder offenen Kopfgeschwüren, es waren abgezehrte Gerippe, Jammerbilder des Entsetzens; aber Pestalozzi dachte an das zerknickte Rohr und an den glimmenden Docht und — er nahm die Waisen zu sich. Er war allein; in einer Person war er seinen armen Zöglingen Vater und Mutter, Lehrer und Aufseher, Hausknecht und Dienstmagd, Zahlmeister und Kleiderflicker: alles in allem. Mehr als einmal aß er die angefaulten Kartoffeln, um die guten seinen Kindern zu geben; ihnen zu-

liebe verkaufte er die goldene Ehrenmedaille des Berner Rates und verwandelte sie in Brot; selbst ohne einen Heller Geld, schenkte er die silbernen Schnallen seiner staubigen Schuhe einem Bettler und verband sich die letzteren mit Stroh. Er war einst so arm, daß er sich kein Papier mehr kaufen konnte und deshalb seine Gedanken auf einzelne alte Papierschnitzel schreiben mußte; aber trotzdem teilte er den letzten Bissen Brot mit seinen Kindern. „Pestalozzi lebte wie ein Bettler, um Bettler zu lehren, wie Menschen zu leben." Es war im Jahre 1814, als unser König Friedrich Wilhelm III. nach Neuenburg kam. Pestalozzi lag todkrank in Ifferten. Aber der Held der Liebe raffte sich in der Kraft seines Geistes auf und reiste zum Könige. Unterwegs sank er mehrmals in Ohnmacht. Auf die Mahnung seines Begleiters, doch lieber wieder umzukehren, antwortete er aber: „Schweig, ich muß den König sehen und sollte ich auch darüber sterben. Wenn durch meine Gegenwart beim Könige auch nur ein einziges Kind in Preußen besseren Unterricht erhält, so bin ich reichlich belohnt."

Das war Pestalozzi, der Held unter den Schulmeistern, der König im Herrscherreiche der Pädagogik, der die Welt erleuchtende Prophet, der auf den Glanzhöhen der Zeit stand, der Genius der christlich-humanen Pädagogik, der Geisteshelb, der gerungen hat, wie je einer in der Geschichte, gerungen mit einem hochschlagenden, tieffühlenden Herzen für das Wohl der Menschheit, für das Glück der Armen und der Notleidenden, gerungen für eine naturgemäße Volkserziehung. Er war kein Heiliger ohne Makel und Fehl: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt." Aber es steht auch geschrieben: „Wer viel liebt, dem wird viel vergeben." Und wahrlich, die „allmächtige" Liebe hatte ihn zu ihrem Werkzeuge erkoren, er war der Märtyrer einer fast maßlosen Menschenliebe. Sein Leben war Liebe, und Liebe war sein Leben. Aus Liebe zur Menschheit wurde er Schulmeister. Er selbst sagt: „Ich wäre, verzweifelnd über das Elend des Volkes, ins Grab gesunken, wenn ich nicht Schulmeister geworden wäre." Das war der Mann, der den Lehrern Begeisterung für die Erziehung des Menschengeschlechtes einhauchte, der ihnen den idealen Schwung gab, der den Stand der Volksschullehrer schuf, das ist „unser Vater Pestalozzi", auf den sich das Wort der heiligen Schrift in Luk. 7, 4. 5 so treffend anwenden läßt: „Er ist wert, daß du ihm das erzeigest, denn er hat unser Volk lieb und die Schule hat er uns

erbauet." Ja, er hat uns die Schule erbauet, auch uns in Preußen. Man muß wissen, in welchem Zustande sich unser preußisches Volksschulwesen vor dem Auftreten Pestalozzis befand; man muß wissen, wie das platte Nützlichkeitsprinzip, der handwerksmäßige Mechanismus, oder die hohle Abstraktion das gesamte Unterrichtswesen beherrschte; man muß wissen, was in den letzten fünfzig Jahren in unserem Preußenlande zur Hebung des Volksschulwesens Großes geschehen ist, wie viel neue Schulen gegründet, wie viel neue Lehrerstellen geschaffen und wie viel neue Schullehrerseminare errichtet worden sind; man muß das wissen, um das Wort in seinem vollen Umfange würdigen zu können: „Die Schule hat er uns erbauet."

Die Geburtsstunde dieser neuen Zeit schlug am 14. Oktober 1806! Als auf dem Schlachtfelde von Jena die französischen Kanonen den Untergang Preußens verkündeten, als die geschlagene preußische Armee vor dem gewaltigen Verfolger Napoleon I. floh, „wie wenn der Wolf die Herde scheucht", da erkannte jedermann, daß unsere Jugend in anderer Weise erzogen werden müsse. Der Umschwung zum Besseren trat ein. Der erste, der diesem Gefühle Worte lieh, war der unerschrockene Patriot Fichte. Er hatte als Hauslehrer in der Schweiz Pestalozzi und dessen pädagogische Bestrebungen kennen gelernt und wies deshalb in Berlin im Winter des Jahres 1807—1808 in seinen „Reden an die deutsche Nation" auf die neue Erziehung Pestalozzis als auf eine Volks- und Nationalerziehung hin, „welche die Kraft in sich hat, dem Volke und dem ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe seines Elendes emporzuhelfen." Und Fichtes Reden verhallten nicht spurlos. Schon 1808 erklärte der König Friedrich Wilhelm III.: „Zwar haben wir an Flächenraum verloren, zwar ist der Staat an äußerer Macht und äußerem Glanze gesunken, aber wir wollen und müssen sorgen, daß er an innerer Macht und innerem Glanze gewinne. Deshalb ist es mein ernstlicher Wille, daß dem Volksunterrichte die größte Aufmerksamkeit gewidmet werde." Und die Königin Luise: „Ich lese jetzt ‚Lienhard und Gertrud' von Pestalozzi. Es ist mir wohl mitten in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzte ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es doch mit der Menschheit! Ja, in der Menschheit Namen danke

ich ihm." Und 1809 (wie auch schon früher) sendete das preußische Unterrichtsministerium auf Veranlassung des Ministers v. Schrötter eine Anzahl junger, begabter Männer zu Pestalozzi nach Ifferten: Dreist, Henning, Kawerau, Preuß, Krätz und Patzig, „damit sie" (wie v. Schrötter 1808 in seinem Briefe an Pestalozzi schreibt) „den Geist der neuen Erziehungs- und Lehrart unmittelbar an der reinsten Quelle schöpfen, unter Anleitung ihres ehrwürdigen Urhebers und seiner achtungswerten Gehilfen sie üben lernen und mit dem lebendigen Gefühle der Heiligkeit des Erziehungsberufes erfüllt werden". Das Feuer der Begeisterung, welches diese Männer nach ihrer Rückkehr zu verbreiten suchten, wurde von Zeller in Königsberg, von Harnisch in Weißenfels und später von Diesterweg in Berlin zu lodernden Flammen angefacht, und man behauptet wohl nicht zu viel, wenn man sagt, daß in jener Zeit zwischen dem Volke und den Lehrern inbezug auf Hebung des Volksschulwesens ein Wetteifer entbrannte, wie wir ihn seitdem in der preußischen Geschichte nie wieder gehabt haben. Erst noch vor einigen Wochen erzählte mir ein alter, nun 74jähriger Pestalozzianer: „Wir jungen Lehrer hatten damals kein anderes Interesse, als das Studium der Pestalozzischen Schriften und die Einführung der Pestalozzischen Methode. Wir hatten eine grundschlechte Besoldung, aber wir saßen bis tief in die Nacht hinein und studierten die Werke des großen Lehrmeisters mit einer Begeisterung und Liebe, die uns alles andere vergessen ließ."

Pestalozzi starb am 17. Februar 1827 — heute vor fünfzig Jahren! Bei seinem Begräbnisse lag tiefer Schnee und es konnten ihm deshalb nur einige Schullehrer der Umgegend im Verein mit den Kindern des Dorfes Birr ein einfaches Lied an seinem Grabe singen. Als ich im September des Jahres 1875 eine Anzahl Schweizer Lehrerseminare besuchte, da habe ich die Gelegenheit wahrgenommen, auch den in der Nähe des alten Stammschlosses der Habsburger, am Fuße des bewaldeten Kestenberges gelegenen Neuhof und das Grab Pestalozzis auf dem Kirchhofe zu Birr zu besuchen. Als mir der freundliche Schullehrer zu Birr, Ulrich Mattenberger, das schöne Denkmal zeigte, das „der dankbare Kanton Aargau" seinem „Vater Pestalozzi" am Schulhause zu Birr errichtet hat, da habe ich mit stiller Rührung auch an Sie, meine jungen Freunde, gedacht. Auf dem Denkmale stehen unter dem Bildnisse Pestalozzis die Worte:

„Hier ruht
**Heinrich Peſtalozzi,**
geb. in Zürich am 12. Jan. 1746,
geſt. in Brugg am 17. Hornung 1827.
Retter der Armen auf Neuhof,
Prediger des Volkes in Lienhard und Gertrud,
Zu Stanz Vater der Waiſen,
Zu Burgdorf und Münchenbuchſee
Gründer der neuen Volksſchule!
In Iſſerten Erzieher der Menſchheit!
Menſch, Chriſt, Bürger!
Alles für Andere, für ſich Nichts!
Segen ſeinem Namen!“

Das Schlußwort: „Alles für Andere, für ſich Nichts“, geht dem natürlichen Menſchen ach ſo gar ſauer ein. Und doch liegt in ihm das Geheimnis aller ſittlichen Größe. In ihm liegt auch die Bedingung jeder geſegneten Lehrerarbeit. Man lebt ja nur wirklich erſt dann für ſich, wenn man für andere lebt, d. h. wenn man ſein Glück in der Beglückung anderer ſucht und ſein Leben in den Dienſt der Menſchheit ſtellt. O könnte ich es Ihnen doch tief in die Seele ſchreiben, daß wir nicht allein von der Liebe, ſondern auch zur Liebe erſchaffen ſind, und daß wir uns ſelbſt in dem Maße wahrhaft glücklich fühlen, in welchem wir das Glück anderer begründen helfen. Je aufrichtiger ich von der Wahrheit dieſer Auffaſſung überzeugt bin, um ſo tiefſchmerzlicher berührt es mich darum auch, wenn ich manchmal noch einen Lehrer höre, der ſo niedrig denkend oder wegwerfend von ſeinem Berufe ſpricht und dadurch den Lehrerſtand in der öffentlichen Meinung diskreditiert. O thun Sie das nie! Denken Sie gering von ſich, aber allezeit hoch von Ihrem Berufe! Ehren Sie Ihren Stand, dann wird auch Ihr Stand Sie ehren! Leben Sie Ihrer Schule und den Ihnen anvertrauten Kindern mit ganzem Herzen und mit voller Seele, und alles andere wird Ihnen dann auch zufallen.

Peſtalozzi iſt tot und die Zeiten haben ſich vielfach geändert *); aber ſein Geiſt lebt noch unter uns, er lebt noch in unſerer deutſchen Pädagogik, er lebt noch in unſerem Lande, er lebt noch in unſeren Schulen, er lebt noch in unſeren Herzen, und er lebt noch in unſerem Peſtalozzivereine.

*) In einem Artikel „Zum Todestage Peſtalozzis“ ſagt die Schweizeriſche Lehrerzeitung: Gewaltig eiferte Peſtalozzi gegen das „fundamentloſe Maulbrauchen“. Da, wo die Grundkräfte der Menſchen ſchlafend gelaſſen werden, bildet man Träumer, die um ſo unnatürlicher träumen, als die Worte groß und

Es war am 12. Januar 1846, dem hundertjährigen Geburtstage Peſtalozzis, als in Dresden der erſte Peſtalozziverein, der ſich die Erziehung armer Lehrerwaiſen zum Ziele ſetzte, gegründet wurde. Von jenem Punkte aus hat ſich dann das Werk echt chriſtlicher Liebe und ſchöner Humanität raſch weiter verbreitet, und überall blühen jetzt Erziehungsvereine im Geiſte Peſtalozzis, welche ſich der Erziehung armer Lehrerwaiſen annehmen und getauft ſind auf Peſtalozzis Namen. Sie, die Sie nun bald aus dieſer Anſtalt austreten, um ein Lehramt zu übernehmen, Sie zur lebendigen Teilnahme an unſerem Peſtalozzivereine zu ermahnen, halte ich für meine Pflicht. Die Not in vielen Lehrerfamilien iſt groß, ſie iſt größer, als manche glauben. An den Särgen der Lehrer werden noch viele Thränen der Sorge und des Kummers geweint; es ſterben viele, die bei aller Treue im Amte und bei allem Fleiße in ihrem Berufe ihren Kindern nichts weiter hinterlaſſen können, als einen ehrlichen Namen und den väterlichen Segen. Da iſt es denn Sache ſeiner Jünger, daß ſie das Ihre thun an den armen Kindern der Lehrer, daß ſie ſich helfend die Hand reichen, damit die große Menge vereinigt erringe, was dem Einzelnen zu erreichen nicht möglich iſt. Möchte darum doch einſt keiner von Ihnen mit kalter, egoiſtiſcher Berechnung ſprechen: „Was geht das mich an?“ möchte doch keiner unter Ihnen gefunden werden, deſſen Herz nicht warm ſchlüge für die Sache des Peſtalozzivereins, keiner, der nicht

---

anſpruchsvoll waren, die auf ihr elendes, gähnendes Weſen aufgepfropft worden ſind. Auch gegen die ſyſtematiſche Behandlung der Unterrichtsfächer und gegen die Vielwiſſerei eifert Peſtalozzi, und hierin ſollen wir endlich jetzt auch ſeine Stimme hören. Sollte jemand meinen, es ſei niemand mehr ſo unſinnig, ſyſtematiſche Behandlung der Unterrichtsgegenſtände zu fordern, ſo bitte ich ihn, nur einen flüchtigen Blick in die Leitfäden und Lehrbücher zu thun, welche für die Volksſchule geſchrieben ſind und noch geſchrieben werden. Es ſieht wahrhaftig manchmal ſo aus, als ſollten es Leitfäden und Lehrbücher für den wiſſenſchaftlichen Unterricht ſein. Dem Vielwiſſen gegenüber bringt Peſtalozzi auf die formale Bildung des Geiſtes, auf die Übung und Entwickelung der Geiſteskräfte und hat hiermit auch den Wegweiſer für unſere Zeit aufgeſtellt. — Die Rückkehr zu Peſtalozzi wird unſer vielfach krankes Schulweſen heilen. Die Rückkehr zu Peſtalozzi ſei unſer Fortſchritt! Dieſe Rückkehr wird erreicht durch: 1) Anerkennung der formalen Bildung als Hauptzweck des Unterrichtes; 2) Einführung eines wirklichen Anſchauungsunterrichtes; 3) Konzentration und Reduktion des Unterrichtsſtoffes; 4) Unterordnung der Realfächer in den Dienſt der Sprache; 5) Anerkennung und Achtung der Kindesnatur als unſeren Führer; 6) Begründung eines ſicheren Könnens am Platze der Vielwiſſerei.

ein Peſtalozziherz hätte für die Leiden und den Jammer der Lehrerwaiſen. Nicht jeder kann ein großer Pädagoge, ein Meiſter der Methodik ſein, aber eines kann jeder ſein: ein Peſtalozzi helfender, barmherziger Liebe. Das Bild des Meiſters ſoll Sie darum zu heiliger Nachahmung entflammen, ſeine Liebe Sie begeiſtern, an den Kindern heimgegangener Lehrer zu thun, was Peſtalozzi gethan hat an den Kindern des Volkes. Und wahrlich: der wird das Seine thun, in deſſen Herzen das Feuer echter Berufsliebe brennt, der, welcher ſein ganzes Leben in den Dienſt der helfenden Liebe ſtellt. In dieſem Dienſte der Liebe hat nicht der Rang, nicht das Alter und nicht der Reichtum der Kenntniſſe den Vorzug, hier gilt allein das Wort jenes alten Römers: „Der iſt der Höchſte im Staate, der am meiſten für ihn thut.“ In dieſem Streben gilt kein Neid, ſondern ein freundſchaftliches Laufen nach dem gemeinſamen Ziele; da gilt kein Vornehmthun, ſondern ein wechſelſeitiges Händereichen, kein mitleidiges Achſelzucken, ſondern allein die Hilfsbereitſchaft der barmherzigen, aufopferungsfähigen Liebe, hier gilt es, zu zeigen, ob wir Lehrer ſind im Sinne Chriſti, ob wir Jünger Peſtalozzis ſind im Geiſte des Meiſters.

Geiſt Peſtalozzis, komm herab und herein in unſere Herzen, auf daß wir wollen, was wir ſollen, auf daß wir thun, was wir können!

# VII.

# Beiträge zur individuellen Erziehung.

## 1872.

---

Manche Pädagogen der Gegenwart haben mit denjenigen Geographen einige Ähnlichkeit, welche sich jetzt für die Erforschung der Nordpolgegenden oder des Inneren Afrikas begeistern. Wie jene, so gehen auch diese auf *Entdeckungsreisen* aus und freuen sich, wie ehemals Pythagoras bei der Entdeckung seines bekannten Lehrsatzes, über eine gefundene Wahrheit oder ein gelöstes Problem. Und wer möchte ihnen diese Freude nicht gönnen? Wer möchte mit neidischen Augen auf diese strebsamen Männer blicken, die sich die Erforschung bisher noch unbekannter Gebiete zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben? Aber so verdienstvoll es ist, im großen Gebiete der Pädagogik neue Entdeckungen zu machen, so wichtig ist es doch auch anderseits, daß man die bereits *früher* entdeckten Gegenden möglichst genau *durchforscht* und die brachgelegenen Länderstrecken in den Dienst der *Kultur* stellt. Leider finden heutzutage manche auf manchen Gebieten vor lauter Entdeckungsjägerei gar keine Zeit mehr, um sich ernstlich mit der Durchführung längst bekannter, aber noch keineswegs überall praktisch *verwerteter* Wahrheiten zu beschäftigen. Wenn ich so lese, was Comenius, Francke, Rousseau, Salzmann, Pestalozzi, Montaigne u. a. m. für köstliche pädagogische Grundsätze zutage gefördert haben, und wenn ich mich frage: „Werden denn diese Wahrheiten auch in konsequenter Weise in den Schulen zur *Durchführung* gebracht?“ dann wird es mir manchmal ganz weh ums Herz. Es ist ja unbestritten ganz notwendig, daß man Bergleute hat, welche in die Tiefen der Wissenschaft hinunter-

steigen und aus dem Schachte des Geistes das edle Gold der Wahrheit heraufholen; aber es ist doch auch nicht minder notwendig, daß dafür gesorgt wird, das zutage geförderte edle Metall von seinen Schlacken zu reinigen, es dann in den Schmelzofen der Praxis und in die Münze des Lebens zu befördern, damit es dort sein Gepräge bekommt, von da aus in Kurs gebracht werden und im Handel und Wandel den Segen bringen kann, ohne den es ja nicht mehr wäre als das tote Geröll neben dem Schachte auf der Halde. Ähnlich ist's auch auf dem Gebiete der Pädagogik. Auch hier ist's notwendig, daß wir Männer haben, welche neue Wahrheiten entdecken, aber auch solche, welche jene entdeckten Wahrheiten im Leben und in der Schule zur Anwendung bringen. Wenn die Anwendung fehlt, wenn nicht an eine konsequente Durchführung, an eine praktische Verwertung der entdeckten Wahrheiten gedacht wird: was hilft dann alles Streben nach Neuem? —

Um die bisherigen Behauptungen an einem Beispiele zu erläutern, möchten wir an eine längst bekannte Forderung der theoretischen Pädagogik erinnern, deren Richtigkeit in so evidenter Weise erwiesen ist, daß heutzutage daran kein Mensch mehr zu zweifeln wagt, wir meinen die Forderung: „Erziehet die Kinder ihrer Individualität gemäß!" Was ist doch über diese alte Wahrheit nicht alles schon geschrieben worden! Ganze Bücher hat man damit gefüllt und auf streng wissenschaftlichem Wege untersucht, worin das Wesen der Individualität besteht, worin die Ursachen und die letzten Gründe dieser Erscheinung zu suchen sind, welche Forderungen daraus erwachsen, welchen hohen Wert die individuelle Erziehung hat, wann und wo dieselbe ihre Grenzen findet u. s. w. u. s. w. — Die Sache ist also auf dem Papiere so klar, daß es kaum glaublich erscheint, wenn jemand die Behauptung aufstellt, daß die praktische Durchführung der theoretisch zur Genüge begründeten Wahrheit jetzt in vielen Schulen noch jenem Lichtenbergschen Messer ohne Klinge gleicht, an dem der Stiel fehlt. Nicht daß die betreffenden Lehrer jene theoretischen Forderungen nicht kenneten und ihre Bedeutung nicht zu würdigen wüßten, indessen giebt es leider eine Schwadronierpädagogik, welche alle jene Forderungen mit einer Zungenfertigkeit vorzuzählen weiß, die manchem Weinreisenden alle Ehre machen würde, aber wenn man in die Schule kommt und sich nach der Durchführung, nach der praktischen Verwertung des thoretischen Wissens umschaut: wie sieht da die Sache oft ganz anders aus! Die

Kinder werden da nicht allein nicht nach ihrer Individualität behandelt, sondern schablonisiert, sie werden nicht nach ihrem Fleiße, sondern nach ihrer Befähigung, nicht nach ihrer Mühe, sondern nach ihren Kenntnissen, nicht nach ihrem Herzen und ihrem Willen, sondern nach ihren Erfolgen beurteilt. Dort wird ein Knabe, der sein Gedicht in brillanter Weise hersagt, weil er ein befähigter Kopf ist und ein außerordentlich gutes Gedächtnis hat, vom Lehrer gelobt, während der andere, ein armer Junge, der sich eine halbe Nacht hindurch mit dem Memorieren seiner Aufgabe im Schweiße seines Angesichtes geplagt hat und trotz alledem zu keinem großen Erfolge gekommen ist, mit dem Titel „Dummkopf" oder „Faulpelz" belegt wird, — — ist denn das wirklich individuelle Erziehung? Was für schöne Gedanken finden sich über dieses Thema in der „Didactica magna" von Comenius, in den „Abendstunden eines Einsiedlers" von Pestalozzi; aber ach, wie geduldig stehen diese Gedanken auf dem toten Papiere! „Wortmenschen — fort mit euch! Handeln, nicht worteln! Werke her — Thaten her!" sagt Hans Michel Moscherosch. Ja, ja, die Pädagogik der That: das ist's, was wir brauchen in unserer so wort- und bücherreichen Zeit!

Man wird mich hoffentlich nicht mißverstehen und meinen, ich wäre ein Verächter der pädagogischen Wissenschaft und wollte die Theorie für überflüssig erklären. Wer auf dem Gebiete der Pädagogik nicht ganz und gar ein Fremdling ist, der wird unter allen Umständen zugestehen müssen, daß die Theorie die Grund- und Pfahlwurzel der Praxis sein muß und daß Goethe ein wahres Wort gesprochen hat, wenn er in seinem Faust sagt:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft!
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt!"

Allein Goethe sagt doch auch ebenso treffend: „Ich verehre den Menschen, der deutlich weiß, was er will, unablässig vorschreitet, die Mittel zu seinen Zwecken kennt und sie zu ergreifen und zu brauchen weiß." „Was fruchtbar ist, das allein ist wahr." „Ein Kerl, der spekuliert, ist wie ein Tier auf dürrer Heide" ꝛc. Und an einer anderen Stelle: „Es ist im Grunde Thorheit, ob einer etwas aus sich oder von anderen habe, ob durch sich oder durch andere wirke; die Haupt-

sache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig." „Es ist nicht genug, zu wissen, man muß es auch anwenden; es ist nicht genug, zu wollen, man muß es auch thun." — So weit Goethe. Seine Auffassung ist so sonnenklar, daß sie keiner Erläuterung bedarf. Wie die Praxis nicht ohne Theorie bestehen kann, so kann auch die Theorie der Praxis nicht entbehren. Eins muß in das andere greifen, eins durchs andere blühen und reifen. Aber das Thun ist schließlich doch die Hauptsache! Sind diese Sätze richtig, dann folgt aus ihnen auch unwiderleglich, daß wir in den Lehrerbildungsanstalten bezüglich des in Rede stehenden Gegenstandes, resp. der Forderung: „Erziehe deine Schüler ihrer Individualität gemäß", uns nicht mit theoretischen Erörterungen über das Wesen ꝛc. der Individualität begnügen dürfen, sondern unseren Schülern, den künftigen Lehrern, auch Veranlassung und Gelegenheit zur Übung, und mustergültige Vorbilder zur Nachahmung geben müssen, damit unsere jungen Lehrer schon als Seminaristen die als richtig erkannte Theorie praktisch verwerten lernen.

Diese praktische Verwertung der Theorie des Seminarunterrichtes findet für unsere Seminaristen in der Seminarschule statt. Hier ist der Ort, wo sie für ihren künftigen Lehrerberuf nicht mechanisch abgerichtet, sondern verständig zugerichtet werden sollen; hier sollen sie erkennen lernen, daß das Wissen zum Können werden muß, wenn es im Leben Frucht bringen soll und daß in der verständigen Übung des Lehrens, in dem vernünftigen Thun der wahre Wert des Lehrers zu suchen ist. Freilich ist es eine bekannte Erfahrung, daß den Lehrseminaristen in der Seminarschule nichts schwerer fällt, als die Erziehung zur Individualität. Die jungen Leute haben noch zu viel mit dem Lehrstoffe zu thun, und die Berücksichtigung des Schülers und seiner Eigentümlichkeiten bereitet ihnen deshalb anfangs ganz außerordentliche Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten werden dadurch noch um ein bedeutendes erhöht, daß die durch den öfteren Lehrerwechsel routinierten Kinder die Einseitigkeit der neu eintretenden jungen Lehrer bemerken und sich dieselbe zunutze zu machen suchen. Um so mehr muß darum aber auch im Interesse der gesamten Schuldisziplin und eines erfolgreichen Unterrichtsbetriebes, im Interesse der Lehrer wie der Schüler, der junge Lehrpraktikant gleich bei seinem Amtsantritte die ernste Weisung erhalten: „Erziehe die Kinder ihrer Individua-

lität gemäß!" — „Lerne deine Schüler kennen und demgemäß behandeln!" — Das alles ist freilich leichter gesagt als gethan, und die Frage Luthers: „Wie geschieht das?" dürfte deshalb auch hier einer näheren Erörterung nicht unwert sein.

Um nicht weitläufig zu werden, will ich in aller Kürze diejenigen Mittel bezeichnen, welche wir zur Erreichung dieses Zweckes im hiesigen Seminare in Anwendung bringen und von denen uns manche Besucher unserer Anstalt gesagt haben, daß die Nachahmung der vorgefundenen Einrichtungen in ihren Anstalten zu recht günstigen Resultaten geführt habe. Daß wir damit etwas absolut Neues gäben, bilden wir uns nicht ein; wir wollen sogar gern glauben, daß man derartige Einrichtungen anderwärts in bereits viel besserer Weise zur Durchführung gebracht hat; aber die Wahrheit leidet nicht durch Wiederholung, und Vergleichungen können ja nichts schaden.

1) In erster Linie muß mit aller Strenge darauf gehalten werden, daß im Schulunterrichte der Lehrseminarist jeden einzelnen Schüler beim Namen aufruft. Es ist durchaus nicht zu dulden, daß der junge Lehrer auf den einen oder den anderen Schüler mit dem Finger zeigt und ihn durch ein „Du" — „Du" zum Antworten auffordert. Es giebt Schulen, in denen man die Einrichtung hat, die Kinder mit Ziffern zu bezeichnen. Wir halten eine solche Einrichtung geradezu für eine pädagogische Sünde, denn der Mensch ist keine Zahl, sondern eine Person, und das Kind hat ein wohlbegründetes Recht, daß ihm der Lehrer so viel Interesse zuwendet, die Person zu respektieren und dieselbe durch den ihr eigentümlichen Namen von anderen Personen zu unterscheiden. Es verrät geradezu eine Mißachtung der Individualität, wenn der Lehrer dieser Forderung nicht genügt. Den wohlbegründeten Rechtsanspruch muß deshalb der junge Lehrer so bald als nur irgend möglich erfüllen. Nach längstens zwei Tagen muß er den Namen eines jeden Kindes seiner Klasse wissen und von da an sich das namentliche Aufrufen seiner Schüler zur Gewohnheit seines Berufes machen.

2) Es ist durchaus nicht zu dulden, daß der junge Lehrer einem Kinde, das ihm nicht sofort die rechte Antwort auf eine gestellte Frage giebt, den Befehl zuruft: „Setze dich!" ꝛc. Er hat vielmehr den Grund der halbrichtigen oder der unrichtigen Antwort zunächst in sich selbst und seiner Frage zu suchen und sodann das Kind auf die richtige Antwort hinzuleit- Kein Schulmann wird die Wichtig-

keit dieser Forderung unterschätzen. Nur auf diesem Wege lernt der Lehrer seine Schüler kennen, nur so wird er in den Stand gesetzt, die Befähigung ꝛc. derselben, die Art ihres Denkens ꝛc. kennen zu lernen und sich ein klares Urteil über den Reichtum oder die Armut ihrer Anschauungen und Kenntnisse zu bilden.

3) Es ist mit aller Strenge darauf zu halten, daß der junge Lehrer nicht einzelne befähigte Schüler seiner Klasse bevorzugt und sich mit seinen Fragen nur an diese wendet. Nicht darin besteht der Wert einer guten Schule, daß einige Schüler zu tüchtigen Leistungen geführt werden, sondern darin, daß auch die schwächeren nach dem Maße ihrer Kraft gefördert werden. Die letzteren bedürfen des Lehrers am meisten. Das Parademachen gehört auf den Kasernenplatz, aber nicht in die Schule. Da das sogenannte „Durcharbeiten" einer ganzen Klasse jungen Lehrern anfangs gewöhnlich unangenehm ist und ihnen schwer fällt, so muß gerade auf diesen Punkt mit der größten Strenge gehalten werden.

4) Es ist streng zu verbieten, daß die Lehrseminaristen ihre Schüler für etwaige Vergehen in der Klasse während des Unterrichtes strafen; sie sind vielmehr anzuweisen, etwa ihnen nötig scheinende Strafen bis an das Ende der Lehrstunde zu verschieben und jeden einzelnen Fall erst dem Ordinarius, oder dem einen oder dem anderen Seminarlehrer vorzutragen. Wenn auf Erfüllung dieser Forderung nicht mit aller Strenge gehalten wird, dann kann es leicht dahin kommen, daß die Übungsschule in ein Prügelinstitut ausartet und daß sich eine Art Kriegszustand zwischen Schülern und Lehrern entwickelt. Jede Partei hat dann den unausgesprochenen, aber festen Vorsatz, den Gegner durch Aushungern zur Kapitulation zu zwingen. Es ist Thatsache, daß junge Lehrer, denen die nötigen Erfahrungen noch abgehen, die Schuld anfangs nie in sich, sondern immer nur in den Schülern suchen und daß sie ihre Aufmerksamkeit weniger auf das Verhüten der Fehler als auf das Bestrafen derselben richten. Dinter hat darum einmal gar nicht so ohne guten Grund gesagt, daß die meisten Hiebe, welche die Schüler bekämen, eigentlich den Lehrern aufgezählt werden müßten, weil diese es so oft nicht verstünden, den Fehlern vorzubeugen. Dazu kommt, daß ein junger Lehranfänger bezüglich des zu strafenden Schülers nicht die Diagnose so ohne weiteres bestimmen kann. Die Jugend — und das gilt auch von den jungen Lehrern — ist schnell fertig mit dem

raschen Wort und wittert gar oft Bosheit und Widersetzlichkeit, wo nur Leichtsinn oder Mißverständnis die Motive zum Handeln waren. Auch das einzuschlagende Heilverfahren bedarf einer näheren Überlegung. Von einem Arzte, der Nervenfieber und Krupphusten, Lungenentzündung und Ohrenzwang mit einem einzigen Mittel, etwa mit Glaubersalz, heilen wollte, würde man einen schlechten Begriff bekommen; aber gleichen nicht viele werdende Lehrer bezüglich ihres Strafverfahrens einem solchen Arzte? Sind sie nicht in den meisten Fällen der Meinung, durch eine Portion ungebrannter Asche oder eine Hand voll Fünffingerkraut den vermißten oder verlorenen Respekt sich wieder zu verschaffen? Man kann die Sache ansehen, wie man will, in keinem Falle darf den Lehrpraktikanten das Zugeständnis gemacht werden, vom Anfange ihrer Lehrthätigkeit an die Wahl der Strafmittel und des Strafmaßes aus eigener Machtvollkommenheit zu bestimmen. Die Kinder dürfen allerdings nicht merken, daß ihren jungen Lehrern jenes Recht nicht zusteht (der rechte Takt muß seitens der älteren Lehrer unter allen Umständen beachtet werden), aber es darf auch unter keiner Bedingung von der Forderung abgegangen werden, daß vor der Exekution der Strafe in einer, wenn auch noch so kurzen, Konferenz mit dem Musterlehrer der pathologische Zustand des sittlich kranken Schülers erst gehörig festgestellt, der eigentliche Grund des Übels erforscht und dem entsprechend die Medizin in heilsamen Dosen angeordnet wird. Daß derartige Vorkehrungen, wenn sie mit Konsequenz durchgeführt werden, den vorteilhaftesten Einfluß auf die erzieherische Thätigkeit des angehenden Lehrers ausüben und daß der letztere dadurch in jedem neuen Falle an pädagogischen Erfahrungen außerordentlich gewinnt, ist ebenso einleuchtend als der andere Umstand, daß dadurch der Individualität der zu unterrichtenden und zu erziehenden Kinder in wirklich pädagogischer Weise Rechnung getragen wird.

Das bisher Mitgeteilte ist indes nur die Einleitung zur praktischen Erziehung der Individualitäten. Hauptsache ist, daß die Lehrseminaristen

5) in den unter dem Vorsitze des Seminardirektors stattfindenden Individuenkonferenzen über ihre die Kinder betreffenden Beobachtungen und Erfahrungen Bericht erstatten und ihre Urteile mit den dazu nötigen Begründungen in den Konferenzen frank und frei aussprechen. Diese besonders im Anfange des Schuljahres oft stattfindenden Konrenzen sind meist in hohem Maße interessant und geben höchst schätz-

bare Anregung zu weitergehenden pädagogischen Erörterungen der verschiedensten Art. Sie müssen dahin führen, daß die jungen Lehrer einen klaren Einblick in das Geistesleben ihrer Schüler bekommen und das kindliche Wesen vom Standpunkte des Kindes aus beurteilen lernen. (Junge, unerfahrene Lehrer beurteilen andere bekanntlich meist nur nach sich.) Wer den Menschen erziehen will, muß ihn kennen, und wer sich rühmt, Psycholog zu sein, muß seine Psychologie an lebendigen Menschen üben. Menschenerzieher müssen Menschenkenner sein. In diesem Punkte läßt sich wohl im Seminar zu wenig, aber nie zu viel thun. Vielleicht ist es deshalb auch den Lesern dieser Blätter nicht uninteressant, wenn wir bei der Schilderung dieser der Besprechung der Schülercharaktere dienenden Konferenzen einige Augenblicke verweilen.

In den ersten Konferenzen, welche mit den in die Seminarschule neueingetretenen Lehrseminaristen gehalten werden, macht man jedes Jahr aufs neue zwei eigentümliche Erfahrungen. Die erste besteht darin, daß die gut befähigten Seminaristen ihre Schüler gewöhnlich für dumm halten und über Mangel an Befähigung, guter Auffassungsgabe, sicherem Gedächtnis ꝛc. in einer Weise Klage führen, daß man in der That zu dem Glauben veranlaßt werden könnte, als ob die jungen Lehrer im Rechte wären. Hier gilt es zunächst, den jungen Leuten deutlich zu machen, daß ihre Beschwerde, wenn nicht ganz unbegründet, so doch übertrieben ist und daß die mangelhaften Unterrichtsresultate meist nicht von den Schülern, sondern von den Lehrern verschuldet sind. Die Lehrseminaristen verlangen eben von den Kindern zu viel, säen die Geistessaaten zu dicht, überschütten die Schüler mit Lehrstoff und gehen im Unterrichte zu schnell. Kinder haben kleine Augen und kurzen Verstand und können deshalb die über ihre Köpfe hinweggehenden Reden nicht fassen. — So notwendig es aber einerseits ist, daß die Lehrseminaristen zur Überzeugung ihrer Schuld geführt werden, so notwendig ist es auch anderseits, daß man bei dieser Kulturarbeit „fein säuberlich“ mit ihnen verfährt. Die Annahme, daß das Motiv der Klage Eitelkeit sei, daß die jungen Herren ihr bißchen Wissen nicht schnell genug an den Mann bringen könnten, daß es ihnen nur darauf ankomme, mit gelehrtem Krame glänzen zu wollen u. s. w., ist sicherlich nicht zutreffend, und man hat daher, wenn man nicht ungerecht werden will, das ehrliche Streben der jungen Leute nach tüchtigen Resultaten anzuerkennen. Wenn man die jungen Leute·

nicht mutlos und mundtot machen will, muß man sich überhaupt sehr davor hüten, wie ein Sturmwind über sie herzufahren. Je ruhiger und objektiver, je herzlicher und eindringlicher die Auseinandersetzungen des Konferenzleiters sind, desto tiefer dringt das Wort in die Seele ein. Man thut darum auch wohl, wenn man die vorgebrachten Klagen nicht von der Hand weist, sondern auf eine psychologische Untersuchung derselben freudig eingeht und dadurch die Lehrseminaristen veranlaßt, sich über ihr bisheriges und zukünftiges Lehrverfahren klar zu werden. Vor allem ist darauf hinzuweisen, daß ein Mensch nicht dafür getadelt werden darf, daß er das nicht hat, was er nicht hat, und daß man die Seelen der Kinder nicht behandeln kann, wie die roten Indianer ihren roten Nachwuchs behandeln, die jedes neugeborene Kind auf dasselbe Brett binden; ferner: daß der Mangel an Neigung nicht immer mit einem Mangel an Begabung Hand in Hand geht und daß mancher Knabe, den sein Lehrer für einen Dummkopf hielt, später ein Mann geworden ist, der die Welt mit seines Namens Ruhm erfüllt hat und von dem großen Erzieher über den Sternen benutzt worden ist, um in nachhaltiger Weise auf die Geschicke oder die Bildung der Völker einzuwirken. — Und dann ist an den klagenden Lehrseminaristen auch die Frage zu stellen: „Was haben Sie selbst als Knabe verstanden und nicht verstanden, mit Eifer getrieben oder mit Unlust gelernt, in Ihren Kinderjahren als Schulknabe geleistet oder versäumt?“ Ach, wenn wir uns nur immer an unsere eigene Kindheit erinnerten und stets recht sorglich das verhüteten, was uns damals mit Unlust erfüllte, um wie viel bessere Lehrer würden wir sein, wie viel mehr Geduld und Nachsicht würden wir in der Schule haben! Wer die Jugend zu sich heraufziehen will, muß sich zu ihr hinabneigen, und wer Kinder lehren will, muß wieder ein Kind werden. —

Nicht minder unberechtigt, aber auch nicht minder erklärlich ist die zweite Klage. Die schwächer befähigten, aber gutmütigen Seminaristen beschweren sich nämlich meist über den Ungehorsam der Kinder und über die mangelhafte Disziplin. Die Klage ist natürlich. Die Kinder, welche jedes Stäubchen auf dem schwarzen Rocke des Lehrers sehen, haben auch für die geistigen und sittlichen Mängel des Lehrers ein gar scharfes Auge. Sie wissen sofort, welcher Lehrer den Unterrichtsstoff geistvoll oder langweilig behandelt, und haben ein haarscharfes Maß für den Grad der intellektuellen oder sittlichen Tüchtig-

keit ihrer Lehrer. In dieser Beurteilung lassen sie sich seitens der schwächeren Lehrer auch nicht durch ein finsteres Gesicht, oder durch ein überfreundliches Wesen irre machen. Sie unterwerfen sich willig der Autorität eines höher stehenden Geistes oder eines konsequenten Charakters, aber opponieren gegen die geistige Armut oder gegen die Schwäche des Lehrerwillens. Wie notwendig ist es darum doch, daß die jungen Lehrer mit sanfter Hand dahin geführt werden, daß sie in dem Verhalten der Kinder ihren Richterspruch erkennen und die Fehler ablegen, welche die Erfolge ihrer Wirksamkeit untergraben! Wie viel köstliche Veranlassung aber hat man bei dieser Gelegenheit in der Konferenz, um den angehenden Lehrern deutlich zu machen, daß es ihnen entweder an Fleiß und Eifer, oder an gewissenhafter Vorbereitung, oder an interessanter Darstellung, oder an charakterfestem, konsequentem Handeln fehlt! Wie mancher junge Mann ist dadurch noch rechtzeitig gewarnt und vom falschen Wege auf den rechten geführt worden! Wie mancher, dem anfangs die bittere Pille der Wahrheit nicht munden wollte und den die Kritik so unangenehm und peinlich berührte, daß er in Gefahr stand, an der Erreichung seines Zieles zu verzweifeln, hat es uns später mit warmen Worten gedankt, daß wir in der Aufdeckung seiner Schwächen unerbittlich waren. Ehe man polieren kann, muß man erst hobeln, und ehe ein Mensch andere erziehen kann, muß er erst selbst erzogen sein! —

6) So wichtig es indes aber auch ist, daß die in der Seminarschule thätigen Lehrseminaristen nicht allein die Wahrheit sagen, sondern sich dieselbe auch sagen lassen, so wenig würden die Konferenzverhandlungen nützen, wenn man nicht immer und immer wieder darauf dränge, daß bei den Besprechungen alle allgemeinen Redensarten, alle generellen Klagen so viel als möglich ausgeschlossen bleiben, und daß vorzugsweise immer nur bestimmte und konkrete Fälle und individuelle Verhältnisse in den Vordergrund treten. Es ist deshalb auch der Vorwurf abzuweisen, daß „die Kinder" dumm, unreinlich, faul, vorlaut ꝛc. sind, sondern es ist die Frage zu stellen: „Welches Kind trägt diesen Fehler? Welcher Knabe war widerspenstig? Welcher Schüler hat seine häuslichen Aufgaben nicht gelöst? Worin ist in dem einzelnen Falle der Grund des Fehlers zu suchen? Welche andere Erklärungen sind möglich? Welche Mittel zur Abstellung des Übelstandes sind vorzuschlagen?" u. s. w.

Über derartige Fragen hat zunächst der beschwerdeführende

Seminarist Aufschluß zu geben und seine Meinung — was als äußerst wichtig betrachtet werden muß — stets mit Gründen zu belegen. Durch diese Maßregel lernen die jungen Lehrer ihre Schüler nicht allein genauer kennen, sondern auch denkend behandeln. Hat aber der betreffende Lehrseminarist sein Urteil abgegeben und zur Genüge begründet, dann würde es freilich nicht richtig sein, wenn der Vorsteher der Konferenz, der Seminardirektor, seine eigene Meinung sofort zur Geltung bringen und das gefällte Urteil bestätigen oder verwerfen wollte. Es ist eine große Kunst, zur rechten Zeit zu reden, aber es ist nicht minder wichtig, auch zur rechten Zeit zu schweigen. Aus diesem Grunde muß es sich der Dirigent des Ganzen auch zur Pflicht machen, nicht allein den Antragsteller ruhig ausreden zu lassen, sondern auch die übrigen Lehrseminaristen aufzufordern, ihre Meinung zu sagen. Er selbst behält sich nur in letzter Instanz die Entscheidung vor. Je sorglicher der Leiter der Konferenz darauf hält, daß jeder Beteiligte seine zu begründende Ansicht zum Ausdruck bringt, desto mehr lernt er selbst seine Leute kennen, desto genauer wird der individuelle Fall erörtert und desto instruktiver wird das gesamte Verfahren für die Beteiligten. Ich kann aus meiner Erfahrung die Versicherung geben, daß um eines Kindes und seiner rechten Behandlung willen die Lehrseminaristen manchmal in einen Eifer gerieten, der alle Anerkennung verdiente. In den meisten Fällen führt der Eifer für das zu betrachtende Objekt die jungen Leute zu den lebhaftesten Auseinandersetzungen. Die verschiedensten Ansichten fliegen dann wie Funken herüber und hinüber, und manche anfangs mit so großer Bestimmtheit aufgestellte Behauptung wird durch das Kreuzfeuer der gegenseitigen Kritik in den Sand gestreckt. Wie oft kommt es da vor, daß der eine Lehrer den Knaben für freundlich und höflich hält, während der andere über dessen mürrisches Wesen klagt, oder daß dem einschneidendsten Tadel das beredteste Lob gegenübergestellt wird. In den meisten Fällen hat jeder der Beteiligten recht, aber es stellt sich dabei auch gewöhnlich heraus, daß das Betragen der Schüler durch das Verhalten des Lehrers bedingt wird, daß trotzköpfige Lehrer trotzige Schüler haben und daß eine Änderung des Lehrerverhaltens auch eine Änderung im Betragen des Schülers zur Folge hat. Erst wenn die Lehrseminaristen ihre Ansichten ausgesprochen, genügend begründet und alle einschlägigen Verhältnisse mit aller Gewissenhaftigkeit auf der Wage der Gerechtigkeit abgewogen haben, wird die De-

hatte geschlossen; der Vorsitzende fällt dann nach vorausgegangenem Resumé das Urteil und giebt dabei zugleich die für die Zukunft zu befolgenden Verhaltungsmaßregeln. Die Folgen der ganzen Verhandlung zeigen sich in der Schule gewöhnlich schon nach wenigen Tagen; denn die Behandlung der in Rede stehenden Schülerindividualität wird von Stund' an eine einheitliche und konzentrierte. Wo früher Irrtum war, da ist jetzt Wahrheit, wo Zwiespalt — Eintracht. Fürwahr, es ruht in solchen Besprechungen ein Segen, der nicht hoch genug geschätzt werden kann!

7) Von einem angehenden Lehrseminaristen kann man freilich nicht verlangen, daß er gleich in der ersten Konferenz über alle Schüler seiner Klasse ein bestimmtes Urteil habe. Zur genauen Beurteilung einer Schülerindividualität gehört ein gutes Maß psychologischen Blickes und pädagogischen Taktes; — beide Eigenschaften müssen deshalb dem jungen Manne erst anerzogen werden. Der Lehrer der Pädagogik hat dabei einen Stufengang vom Leichteren zum Schwereren zu beachten und z. B. dafür zu sorgen, daß die jungen Lehrer in der ersten Konferenz zunächst leichte Beobachtungsaufgaben erhalten, welche sich nur auf hervorstechende Merkmale von Schülerindividualitäten erstrecken. Es mögen hier nur folgende Beispiele genannt sein. A. erhält die Aufgabe, in der nächsten Konferenz diejenigen Knaben zu bezeichnen, deren Hände nicht rein gewaschen waren. B. soll prüfen, welche Kinder in der Unterklasse ein Vergißmeinnicht am Bache oder einen im Freien laufenden Hasen, eine Bachstelze oder einen Hänfling gesehen haben. C. Welche Kinder hatten die Masern oder das Scharlachfieber? D. Wie viel Kinder waren imstande, die Farben genau zu unterscheiden? E. Welche Kinder der betreffenden Klasse können einen in der Schule aufgegebenen Spruch am schnellsten auswendig lernen (mit Angabe der Zeit, welche auf das Memorieren verwendet wurde)? F. Welche Laute oder Wörter fallen einem stotternden Knaben am schwersten? Stottert der Knabe auch beim Singen? G. Welche Kinder haben ihre Bücher in guter Ordnung und welche nicht? u. s. w. u. s. w. — Der Zweck derartiger Beobachtungsaufgaben besteht darin, daß die jungen Lehrer veranlaßt werden, auf einzelne Eigenschaften oder Vorkommnisse ein wachsames Auge zu haben und dadurch ihren Blick für individuelle Beobachtung zu schärfen. „Wer möchte auch", sagt Denzel in seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre, „auf den Namen eines Pädagogen Anspruch machen wollen, wenn er gegen diese Erscheinungen gleich-

gültig ist?“ „Es ist freilich leichter und müheloser, seine Schüler in Masse zu nehmen, wie man sie empfängt, und geradehin fort zu dozieren, gleich als wären sie alle in eine Geistesform gegossen. Allein das führt dann zu nichts als zum bloßen Abrichten, und keinem Bildungsbedürfnis wird in einem solchen Unterricht entsprochen.“ Von großem Werte ist auch der Umstand, daß die Lehrseminaristen Veranlassung bekommen, ihre Schüler in der Freiviertelstunde, auf der Straße, oder auf Spaziergängen zu beobachten. Die bekannte Ausrede: „Was außerhalb der Schule geschieht, geht den Lehrer nichts an“, ist eine grundfalsche Maxime. So wie der Feldherr seine Soldaten erst im Kampfe genau kennen lernt, so lernt der Lehrer seine Schüler erst dann ganz kennen, wenn er sorgsam zusieht, was sie draußen treiben. In der Schule ist er sichtbarer Hüter und Wächter, draußen aber nicht. In der Schule folgt der Unart und bösen That sofort die Strafe, draußen aber nicht. In der Schule ist der Thätigkeitstrieb der Kinder immer beschäftigt, draußen aber nicht. In der Schule hört, sieht und lernt das Kind nur Gutes; draußen aber wirkt die böse Welt. Nicht in der Schule werden die Unarten der Kinder geboren, wenigstens nicht der Keim dazu gelegt, sondern draußen. Ja, draußen keimt und reift das Unkraut wie auch der gute Same, den Elternhaus und Schule mit Mühe gesäet haben. Soll nun die Schule unbekümmert sein um das, was da draußen geschieht? Soll der Lehrer nicht zu- und nachsehen, wie der Same der Erziehung heranreift? ob nicht hier eine Stütze zu geben, dort nachgeholfen oder Unkraut ausgerottet werden muß? Wahrlich, das wäre kein rechter Gärtner, der den Samen nur ausstreuen und sich um das weitere Gedeihen nicht kümmern wollte! Was möchte wohl endlich aus dessen Garten werden? Und würde nicht der Lehrer einem solchen Gärtner gleichen? Traurig würde es bald genug mit einer Schule aussehen, wenn der Lehrer sich bedünken ließe, seiner Pflicht genügt zu haben nach vollbrachter Arbeit in der Schule. — Man würde mit dem Grundsatze: „Der Lehrer hat seine einzige Arbeit in der Schule“, die schwere Lehrerbürde zwar um einen guten Teil erleichtern, aber wem sie unter dieser Bedingung zu schwer ist, der ist überhaupt kein Lehrer, der hat seinen Beruf verfehlt, und es ist ihm dann lieber anzuraten, der Schule fern zu bleiben; das Amt ist zu wichtig und die Verantwortlichkeit zu schwer. In Summa: der Lehrer lernt seine Schüler viel besser außer der Schule kennen, als in der Schule.

8) Ein weiterer Fortschritt in der Beobachtung der Schülerindividualitäten ist die Auffassung des Menschen als eines Produktes subjektiver Anlagen und objektiver Verhältnisse. Die Frage: „Was hat dieses oder jenes Kind von Natur?“ und: „Welchen Einfluß hat die Umgebung auf seine Entwickelung ausgeübt?“ ist von der höchsten Wichtigkeit. Der junge Lehrer muß dabei zu der Überzeugung geführt werden, daß die Theorie von der Allmacht der Erziehung eine Phrase ist; denn die beste Erziehung kann keine Anlagen und Kräfte schaffen, sondern nur die vorhandenen anregen, fördern und leiten. Goethe sagt daher in „Hermann und Dorothea“ auch ganz treffend:

„Was in dem Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm;
Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
Wie ein Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, der andere andere Gaben;
Jeder gebraucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich.“

Je wahrer dieser Ausspruch ist, desto mehr ist der Lehrer verpflichtet, durch vielseitige Beobachtung zunächst die natürlichen Gaben seiner Schüler — das Beste, was der Mensch besitzt, hat er ja immer von Natur, „von Gottes Gnaden“ — zu erforschen und festzustellen. Auch hierfür müssen die Seminaristen Beobachtungsaufgaben erhalten und über das Resultat derselben in der Konferenz Bericht erstatten. Dasselbe muß auch bezüglich der äußeren Verhältnisse der Schüler gefordert werden; erst wenn man weiß, wie die häuslichen Verhältnisse der Kinder beschaffen sind, welchen Einfluß die Eltern ausüben, welche Spielgenossen das Kind hat u. s. w., erst dann wird vieles erklärlich, was ohne diese Kenntnis ein Rätsel bleibt. Ein alter ehrwürdiger Landschullehrer, der jeden einzelnen Bewohner seines Dorfes, jede Haushaltung und alle betreffenden Verhältnisse der Familie, vom Großvater an bis zum Enkel herab, auf das genaueste kennt, ist in dieser Beziehung gegenüber dem Lehrer einer Großstadt in einer wahrhaft beneidenswerten Lage.

Erst wenn auf diesem Wege die Lehrseminaristen durch die genügende Zahl von einzelnen Beobachtungsaufgaben einen geschärfteren Blick für die Individualität der Schüler erlangt haben und zu einer richtigen Beurteilung der Leistungsfähigkeiten, Neigungen und Eigentümlichkeiten der letzteren angehalten worden sind, kann man die An-

forderung an sie stellen, bestimmte Schülercharaktere in ihrer Totalität aufzufassen und zu beschreiben.

9) Wir kommen damit zum Hauptpunkte unserer Darlegung, zur psychologischen Schilderung der Schülercharaktere. Soll ein junger Lehrer den einen oder den anderen seiner Schüler in der Konferenz nach allen Seiten genau beschreiben, so muß er notwendigerweise längere Zeit seine ungeteilte Aufmerksamkeit auf das zu beschreibende Objekt gerichtet und alle Verhältnisse, welche die Entwickelung des Kindes bedingen oder bedingt haben, zu erforschen gesucht haben. In letzterer Beziehung ist es in manchen Fällen notwendig, daß der junge Lehrer mit den Eltern des Kindes in Verbindung tritt und Kenntnis von den betreffenden häuslichen Verhältnissen erhält. Damit aber ist dem Seminaristen eine wertvolle Gelegenheit geboten, tiefere Einblicke in das Volksleben zu erhalten und seine Welt- und Menschenkenntnis in der vorteilhaftesten Weise zu erweitern. Es ist ja ganz unbestritten ein großes Unglück, daß sich die Volksschule so oft auf den Isolierschemel stellt und in vornehmer Weise vom Volksleben sich absondert. Die Erkenntnis ist zwar eine allgemeine, daß die Schule ohne die Hilfe des Hauses wenig oder nichts leisten kann; aber trotzdem will sich zu einer Verbindung mit dem Hause zu gemeinsamem Zwecke mancher Lehrer doch nicht verstehen. Er findet es bequemer, alle Schuld auf die häusliche Erziehung zu wälzen und seine Hände in Unschuld zu waschen. Und doch ist's eine Erfahrungsthatsache, daß durch die Besuche, die der Lehrer den Eltern abstattet, außerordentlich viel genützt werden kann. Wie oft haben wir es erfahren, daß die Eltern ein wahrhaft rührendes Interesse für die Schule und den Lehrer an den Tag gelegt haben! Wie oft haben zürnende Gatten wieder Frieden mit einander geschlossen, wenn sie durch die Schule erfuhren, daß ihr Kind in Gefahr war, Schaden zu leiden oder ihnen Schande zu bereiten! Wie oft haben wir Gelegenheit gehabt, tiefere Blicke in das soziale Elend der unteren Volksschichten zu thun und den Lehrern Nachsicht und Geduld zu empfehlen! Wenn das Seminar seine Schüler zu Volksschullehrern heranbilden soll, dann muß die Anstalt ihnen auch Veranlassung geben, das Volk in seinem Denken und Fühlen, in seinen Anschauungen, Gebräuchen und Sitten kennen zu lernen und mit ihm zu gegenseitiger Handreichung in Verbindung zu treten. Die angenehmen oder unangenehmen Erfahrungen, welche die jungen Lehrer bei diesen Gelegenheiten machen, kommen ihnen in ihrem späteren Be-

rufsleben tausendfältig wieder zustatten, und die Erinnerung an das Seminar, an die alma mater, verknüpft sich dann bis in die spätesten Jahre des Lebens mit Dank und Liebe. Für uns aber kann es nichts Schöneres geben, als die Erfahrung, daß wir durch derartige Übungen unsere Schüler auf den rechten Weg gestellt und ihnen die Richtung zum Ziele gezeigt haben. Wenn das Seminar an seinen Schülern später das erreicht, was Schiller in seinem „Wallenstein" (Piccolomini, 1. Akt, 4. Scene) dem Max in den Mund legt, dann hat es seine Aufgabe erfüllt:

„Und eine Lust ist's, wie er alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum,
Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwedem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigentümliche, und zieht sie groß,
Läßt jeden ganz das bleiben, was er ist;
Er wacht nur drüber, daß er's immer sei
Am rechten Orte."

10) Zum Schlusse mögen hier einige charakteristische Proben der oben besprochenen Schülerbiographieen folgen, welche auf Grund der bisher dargelegten Konferenzeinrichtungen von mir zusammengestellt und den Lehrerseminaristen als Beispiele zur Nachahmung gegeben worden sind. Natürlich sind die Namen der Kinder absichtlich verändert.

## 1. Friedrich Leiper.

Ich weiß nicht, ob Lortzings Lied aus der Undine:

„Du liebes Kind, so hold und klein,
Was wird dein einstig Schicksal sein?"

jemals an einer Wiege gesungen worden ist. Aber das steht fest, daß der Engel der Liebe an der Wiege unseres Leiper *nicht* gestanden hat, denn das Kind *hatte* keine Wiege. Als es am .... geboren wurde, begann sein Leben mit Leid und Not. — Leipers Vater ist ein armer Schneidergeselle, der in einem niedrigen Dachstübchen im vierten Stocke des Hauses Nr. 20 der Ulanengasse wohnt. Der Mann ist beschränkten Geistes und leidet an blöden Augen. Er kann deshalb nicht viel arbeiten und leidet in nicht wenigen Fällen Not. Der fünfzigjährige Mann ist Junggeselle. Vor zwanzig Jahren hatte er sich bei Lebzeiten seiner nun verstorbenen Mutter mit einem hiesigen Mädchen verlobt. Die Verlobung führte indes zu keiner Heirat, denn als nach einem langen Brautstande die ꝛc. schwanger wurde und dann einen Knaben, den oben genannten Friedrich, gebar, schöpfte die Schwiegermutter Verdacht, daß die Braut

ihres Sohnes ihr eine Summe von 14 Thlrn. gestohlen habe; die Schwiegermutter gab diesem, wie sich später herausgestellt hat, vollständig ungerechtfertigten Verdachte in schroffer und verletzender Weise Ausdruck und es entstand dadurch zwischen den beiden Frauen ein erbitterter Zwist, der damit endete, daß die junge Mutter ihr sechs Wochen altes Kind in die Wohnung ihres Bräutigams trug, es dort vor die Thüre legte und — davonging. Später hat man erfahren, daß sie sich einige Zeit in Dresden aufgehalten hat und dort gestorben ist. Kurze Zeit nach dem Weggange der Mutter starb auch die Großmutter des Kindes, und so blieb denn unserem armseligen Schneidergesellen nichts weiter übrig, als sein Kind bei sich zu behalten und seine Erziehung, so gut dies möglich war, zu besorgen. Wer erkennen will, welch ein großes soziales Unglück die Armut ist, muß das elende Dachstübchen unseres Leiper besuchen. Ein schmales Bett, ein wackeliger Tisch, zwei Stühle und ein alter Schemel: das ist der gesamte Hausrat. Da der Knabe im Bette neben seinem Vater nicht den nötigen Raum hat, so sucht er sich oft des Nachts seine Lagerstätte auf dem Fußboden. Seine Bettdecke ist dann ein alter zerrissener Mantel. Ein warmes Mittagsessen oder ein Stückchen Fleisch gehört in der kleinen Familie zu den Seltenheiten. Der tägliche Speisezettel weist meist weiter nichts auf als Kartoffeln, eitel Brot und Kaffeebrühe. Glücklicherweise haben sich einige mitleidige Seelen gefunden, die dem armen Knaben manchmal ein warmes Mittagsessen oder ein Kleidungsstück schenken. Eigentümlich ist aber die Erscheinung, daß der Vater diesem Kinde mit einer wahrhaft abgöttischen Liebe zugethan ist und sich unter keiner Bedingung dazu versteht, den Knaben in andere Hände zu geben. Er kann dem Kinde nichts bieten, aber er erklärt, daß er ohne den Knaben nicht leben könne.

Unter den bisher geschilderten dürftigen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß die Gesichtsfarbe des Knaben bleich und sein Wachstum nicht ein seinem Alter entsprechendes ist. Seine Kleidung ist ärmlich, aber reinlich, und seine Haare sind stets ordentlich gekämmt. Der Vater selbst legt großen Wert darauf und wendet manche Stunde daran, die ärmlichen Kleider des Knaben auszubessern. Die geistige Befähigung ist nicht hervorragend und für ernste Arbeit ist der Knabe nicht zugänglich. Sein Auge starrt oft nach einem Punkte und zeigt ein träumerisches Wesen; nur für zwei Unterrichtsgegenstände hat er vorwiegendes Interesse: für Schreiben und Turnen. Seine Handschrift ist ausgezeichnet und in der Turnstunde zeigt er zwar keine Kraft, aber eine katzenartige Gelenkigkeit, besonders am Klettergerüste. Bezüglich seiner intellektuellen Bildung steht er, wie bereits oben angedeutet, unter der Stufe der Mittelmäßigkeit, im Leben aber zeigt er sich pfiffig, manchmal sogar verschmitzt, — das Prinzip der Selbsthilfe, an welches er von Jugend auf angewiesen war, scheint von bedeutendem Einflusse gewesen zu sein. Ein Lächeln auf dem bleichen Gesichte gehört zu den Seltenheiten. Die Sonnenblicke in seinem Leben waren zu selten, als daß sein Gemüt den Grundton heiterer Stimmung zeigen könnte. Nur dann, wenn ihm ein Lobspruch erteilt wird, strahlt das matte Auge freudig auf, und man hat deshalb allen Grund, auch seine schwachen Leistungen freundlich anzuerkennen. Während es ihm augen-

ſcheinlich ein wonniges Gefühl iſt, für ſeine Leiſtungen Anerkennung zu finden, macht man in nicht wenigen Fällen die Bemerkung, daß er die Anerkennung anderer nicht ohne einen Anflug von Neid ertragen kann; ja, in drei Fällen hat er ſogar bei Strafen, welche Mitſchüler erhielten, ein ſchadenfrohes Herz gezeigt. Auch mit der Wahrheit nimmt er's nicht immer genau, und in der Kunſt der Verſtellung hat er eine nicht unbedeutende Fertigkeit; letzteres iſt beſonders dann der Fall, wenn er ſich dadurch einen Vorteil erringen kann. Auch hier zeigen ſich die traurigen Folgen ſeiner unglücklichen Lebensverhältniſſe. Dagegen muß anerkannt werden, daß er ſich trotz ſeiner Armut nie eines Diebſtahls ſchuldig gemacht hat. Für Wohlthaten iſt er außerordentlich dankbar. Wer ihm eine Gabe reicht, für den geht er, wie man zu ſagen pflegt, durchs Feuer. Da er trotz ſeiner außerordentlichen Armut nie bettelt, ſo iſt es Pflicht, ihn zu unterſtützen und vielleicht einige hieſige Bürger für ihn zu intereſſieren.

Aus dem bisher Geſagten geht hervor, daß wir es mit einem ſchwachbegabten, nicht böswilligen, aber in unglücklichen Verhältniſſen lebenden Kinde zu thun haben, dem gegenüber die Lehrer allen Grund haben, freundlich und mild, nachſichtig und geduldig zu ſein. Dabei darf indes doch nicht vergeſſen werden, daß bei ſeiner Erziehung Beſtimmtheit und Konſequenz nötig iſt. Nur muß jene Konſequenz nicht rauh und barſch, ſondern mild und freundlich ſein, auch kleine Leiſtungen mit Vergnügen anerkennen um dadurch das Intereſſe des Knaben an geiſtiger Arbeit zu kräftigen und zu fördern ſuchen. Eine Hauptſorge wird es für uns ſein, ihm keine Veranlaſſung zum Lügen zu geben, reſp. eine etwaige Abweichung von der Wahrheit ſo viel als nur irgend möglich zu verhüten. Da ſeine Lügen in den meiſten Fällen ſogen. Notlügen ſind, ſo muß man, wenn man die Lüge beſeitigen will, vor allem die Not beſeitigen. Ich beantrage deshalb, bei hieſigen wohlmeinenden Bürgern Anfrage zu halten, ob dieſelben nicht etwa geneigt ſind, zur Verbeſſerung der ſozialen Verhältniſſe des Knaben etwas beizutragen. Auch dafür möchte ich ſtimmen, daß ihm ſeitens der Schule alle Lernmittel unentgeltlich geliefert werden und daß man ihm aus der Leſebibliothek von Zeit zu Zeit ein hübſches Buch mit nachhauſe giebt, um ihn auch auf dieſe Weiſe für geiſtige Dinge mehr zu intereſſieren. Vor allem aber muß man dem armen Kinde mit aufrichtiger, herzlicher Liebe begegnen. „Die wahre Liebe würdigt ihren Gegenſtand, aber das iſt nicht die wahre Liebe, die nur das Würdige liebt", ſagt Börne. Für Kinder, die im Leben ſo wenig Liebe erfahren und dadurch leicht in die Gefahr geraten, mit Gott und mit ſich zu zerfallen und in düſterem Unmute mit göttlicher und menſchlicher Ordnung zu hadern, iſt es unbedingt nötig, daß die Schule ſich ihrer in doppelt freundlicher Weiſe liebend annimmt. Die Konferenz wird deshalb auch die weiteren darauf bezüglichen Mittel zu beraten haben.

## 2. Alfred Tiefmann.

Wer einen ſchönen Knaben ſehen will, muß dieſen Tiefmann ſehen. Schlank gewachſen und gut gebaut macht er auf den Beſchauer einen wahrhaft feſſelnden Eindruck. Auf der Straße iſt ſchon mancher ſtehen geblieben und hat dem drei-

zehnjährigen Knaben mit dem blondlockigen Haar, dem blühenden Gesicht, den rosigen Wangen, den tiefblauen Augen und der hübschen Kleidung nachgeschaut. Nicht minder angenehm ist der Eindruck seiner volltönenden Stimme, sowie die Frische seiner Bewegungen. Schade nur, daß unser Tiefmann weiß, daß er schön ist, und daß er dadurch nicht frei von einem Anflug von Eitelkeit ist. So unangenehm diese Eigenschaft berührt, so hat sie doch anderseits auch das Gute, daß er auf eine außerordentliche Reinlichkeit und Accuratesse seiner Kleider und Bücher hält und daß besonders seine Zeichenbücher und Aufsatzbücher in musterhafter Weise gehalten sind. Wie sein Körper, so ist auch sein Geist mit köstlichen Gaben reich ausgestattet. Durch seinen scharfen Verstand, sein gutes Gedächtnis und seine gewandte Sprache, sowie durch die Tüchtigkeit seiner Leistungen auf den meisten Unterrichtsgebieten gilt er für den befähigtsten Schüler der Klasse. Nur muß man sich hüten, durch Lob den ebenso schönen als befähigten Knaben in seiner Eitelkeit zu bestärken, anderseits aber auch im höchsten Grade vorsichtig sein, ihn nicht durch ungerechtfertigten Tadel zu verletzen. Letzteres kann schon leicht geschehen, wenn man ihn im Unterrichte nicht genügend berücksichtigt, ihn nicht fragt oder seine Leistungen nicht beachtet. Es kommt dann nicht selten vor, daß er in denjenigen Lehrstunden, welche von Lehrern erteilt werden, die er als Autoritäten schätzt, im Falle nicht genügender Berücksichtigung bitteren Unmut zeigt, und daß er in anderen Fällen einer vermeintlichen Ungerechtigkeit entweder einen hartnäckigen passiven Widerstand oder — wenn man diesen zu brechen sucht — einen Trotz entgegensetzt, der an Leidenschaftlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Der Knabe hat ein außerordentlich starkes Selbstbewußtsein. Dieses Selbstgefühl zu modifizieren und seine zu bekämpfende Eitelkeit in ehrenwertes Ehrgefühl umzuwandeln, ihn so viel als möglich vor Überhebung zu bewahren und zur Einkehr in sein Inneres, zur rechten Selbsterkenntnis zu veranlassen: das ist die große Kunst, welche die Erziehung dieses Knaben so außerordentlich schwierig macht. Um hier nur einige Mittel anzudeuten, möchte ich empfehlen, ihm von Zeit zu Zeit schwerere Fragen, die er nicht beantworten kann, vorzulegen und ihn dadurch ohne viele Worte auf die Schranken seines Wissens und Könnens aufmerksam zu machen. Freilich muß das in einer Weise geschehen, bei der er die Absicht nicht merkt. Auch das erscheint empfehlenswert, im Religionsunterrichte oder in der Geschichte bei der Schilderung großer ethischer Persönlichkeiten ihn vorzunehmen und sein sittliches Gefühl durch den Nachweis zu klären, daß der Wert des Menschen nicht durch äußere Vorzüge bedingt wird, sondern daß es hier lediglich und allein auf das sittliche Thun ankommt. Übrigens verdient bemerkt zu werden, daß die Eitelkeit unseres Tiefmann ihre Quelle vorzüglich in den häuslichen Verhältnissen hat; denn er ist der einzige Sohn eines in guten finanziellen Verhältnissen lebenden Bürgers und wird von seiner Mutter so verzärtelt und verzogen, daß jeder seiner Wünsche für die Mutter Befehl ist. Wollte doch die gute Frau ihren Liebling im vorigen Winter allen Ernstes in die Tanzstunde schicken, damit er sich dort die feineren Manieren des Lebens so früh als möglich aneigene! Je ungünstiger demnach die Ver-

hältniſſe ſind, um ſo mehr hat der Lehrer auf ſeiner Hut zu ſein, daß er nicht durch unzeitiges Lob oder unzeitigen Tadel die Fehler des Elternhauſes noch vergrößert. In den letzten Monaten hat das Verfahren der Lehrer entſchieden gute Früchte gebracht, ja wir haben ſogar die Freude erlebt, daß er uns neulich auf einem Spaziergang erzählte, daß ihm ſein aufloderndes heftiges Weſen manchmal höchſt ärgerlich ſei und daß er ſeine beiden Nachbarn gebeten habe, ihn in vorkommenden Fällen doch ja rechtzeitig zu warnen. Das Schlimmſte, was man unſerem Tiefmann anthun kann, iſt, daß man ihn langweilt. Wenn man von Leſſing geſagt hat, daß er einem Pferde gleiche, welches doppeltes Futter brauche, ſo gilt das auch von unſerem Pflegebefohlenen. Die geiſtigen Portionen müſſen für ihn ſtärker bemeſſen werden als bei anderen, insbeſondere muß ſein außerordentlich reger Thätigkeitstrieb immer genügende Beſchäftigung finden. Beim Beginn des letzten Schuljahres hatte man dieſe Mahnung nicht gehörig befolgt und infolge deſſen höchſt unangenehme Erfahrungen gemacht. Intereſſiert ihn der Unterricht nicht, dann wird der Knabe ein ſo unruhiger Störenfried, daß die Klagen über ihn kein Ende nehmen. In jedem Falle iſt Tiefmann für den Lehrer das Barometer des intereſſanten und anregenden Unterrichtes. Iſt er aufmerkſam, dann iſt der Unterricht gut; zeigt er ſich dagegen zerſtreut, dann thut der Lehrer beſſer, wenn er dem Knaben eine *ſchriftliche* Arbeit giebt. Im höchſten Grade zu beklagen bleibt der Umſtand, daß es unſerem Tiefmann an der nötigen *Charakterfeſtigkeit* fehlt. Er iſt eine Schmetterlingsnatur und gleicht in ſeinen Grundſätzen einem Rohre, das der Wind hin- und herweht. Nicht *er* beherrſcht die äußeren Eindrücke, ſondern ſie beherrſchen *ihn*. Darum kann ihn auch heute das Elend einer armen Familie zu Thränen rühren, während er morgen imſtande iſt, über einen blinden Mann zu ſpotten. Je unbeſtändiger der Knabe iſt, deſto mehr müſſen wir darauf ſehen, daß *wir* ihm gegenüber immer nach feſten Grundſätzen zu handeln. Vor einer Autorität, vor der Kraft der Selbſtbeherrſchung beugt er ſich willig und nur der Charakterloſigkeit gegenüber erlaubt er ſich Ausſchreitungen. Witze ſind ihm gegenüber durchaus am unrechten Platze. Nur ein ernſtes und gemeſſenes, ruhiges und beſonnenes Verfahren flößt ihm Reſpekt ein. Wo ein Verweis notwendig erſcheint, muß dieſer mit Ernſt und Würde erteilt werden, und wo eine Strafe nötig iſt, wird es immer geraten ſein, darüber erſt das Urteil der Konferenz zu hören.

Was das ſpätere Leben aus dem Knaben machen wird — wer will das wiſſen? Vielleicht ſpielt der Knabe, wenn ſeine köſtlichen Anlagen nicht von den Dornen überwuchert werden, in der Zukunft noch einmal eine bedeutende Rolle, vielleicht wird aber ſeine Eitelkeit und ſein Mangel an feſtem Charakter für ihn zum Fallſtrick, oder vielleicht wird auch ſeine Schönheit für ihn zum Verführer — wer will das wiſſen? — In jedem Falle muß ſeitens des Lehrers dem Knaben gegenüber eine ernſte Zucht eingehalten werden. „Gebändigte Jugend giebt ſtarke Männer, Jugendfrechheit dagegen läuft in ein knechtiſches Alter aus.“ Auch das muß der Lehrer unſerem Tiefmann entgegenbringen, was Herder in ſeinem köſtlichen Gedichte „Der gerettete Jüngling“ fordert: „Ein Sankt-Johannes-Glaube, Zutrauen, Feſtigkeit und Lieb' und Wahrheit!“

Die Pädagogik ist nicht imstande, gute Menschen zu schaffen, aber sie kann die Kinder anleiten, daß sie unter dem Beistande Gottes solche werden.

Hoffentlich giebt es keinen Leser, der da sagt: „Das geht zu weit, — das ist zu viel!“ Hat nicht schon der alte Juvenal gesagt: „Puero maxima reverentia debetur“? Und ist es nicht so recht eigentlich die Tradition der deutschen Lehrer-Bildungsanstalten, die individuelle Erziehung zu betonen, denn stammt nicht aus der Mutteranstalt der deutschen Schullehrerseminare, aus den Franckeschen Stiftungen, jenes beherzigenswerte Wort: „Um jeden Schüler auf die rechte Art zu behandeln, wird dem Lehrer zur Pflicht gemacht, die Zöglinge genau zu beachten und die judicia über pietatem, studia, affectus, mores et constitutionem corporis aufzusetzen und hernach in ein Buch einzutragen, damit man jeden nach seinem Zustande desto besser erziehen könne“? In jedem Falle ist und bleibt es eine Wahrheit: Soll das Seminar wirklich das sein, was sein Name sagt, eine „Pflanzschule“, da muß es auch seinen Schülern, den künftigen Arbeitern im Garten der Schule, die erforderliche Anleitung geben, die Kinder, diese Pflanzen im Garten Gottes, kennen und nach ihrer Individualität behandeln zu lernen. Wo diese Kenntnis fehlt, da fehlt das Beste, was ein Seminar seinen Schülern für den Lehrerberuf mitzugeben verpflichtet ist. Die Pflege der pädagogischen Seelsorge wird daher auch im Seminare allezeit ein Hauptstück des erziehenden Unterrichtes sein und bleiben müssen.

# VIII.

# Über den Lehrermangel und die Mittel zu seiner Abhilfe.

(Zwei Betrachtungen).

---

## I.

## 1872.

Der Ausdruck Lehrermangel hat eine doppelte Bedeutung. Es kann sich dabei um den Mangel der Lehrer, d. h. um ihre finanzielle Not handeln, oder um den Mangel an Lehrern, d. h. um die fehlende Zahl geeigneter Persönlichkeiten zur Besetzung der vakanten Schulstellen. Die Not der Lehrer ist in den meisten Fällen erst die Ursache der Not um Lehrer und beide Ausdrücke verhalten sich deshalb auch zu einander wie Ursache und Wirkung, wie Grund und Folge. Es ist das eine so einfache und unbestreitbare Wahrheit, daß es kaum nötig erscheint, sich auf weitergehende Erörterungen einzulassen. Trotz alledem wollen wir indes der Sache doch einmal etwas tiefer auf den Grund sehen und die Ursache dieser Krankheit unseres Volkslebens zu erforschen suchen.

Die Klage über den Mangel an Lehrern ist heutzutage eine ganz allgemeine. Wir hören sie zunächst aus Preußen. Nach den statistischen Erhebungen, die der preußische Kultusminister im Abgeordnetenhause im Jahre 1872 mitteilte, fehlten nicht weniger als 4151 Lehrkräfte; 1073 Schulstellen waren ganz unbesetzt, 1836 wurden von Präparanden verwaltet und 1242 waren in der Gründung begriffen. In Schlesien sind 103 Stellen vakant, im Regierungsbezirk Wiesbaden 100, in Ost- und Westpreußen 595 ꝛc. In Oberschlesien hat man sich, von der Not getrieben, veranlaßt gesehen, sogenannte Laufschulen einzurichten. Die an denselben thätigen Hilfs-

lehrer halten am Morgen in dem einen Orte und am Nachmittage in dem andern Orte ein paar Stunden Schule und wandern bald da-, bald dorthin. Sollten aber bei dieser Einrichtung auf 100 Kinder ein Lehrer kommen, so müßte man dort zu den vorhandenen Wanderlehrern noch 361 neue anstellen. Also auch selbst bei Benutzung dieser Vaganten fehlt es noch an Lehrkräften. Wenn man indes gemeint hat, die Erscheinung sei ein spezifisch preußisches Übel, so ist diese Auffassung eine nicht berechtigte, denn die Klage bezüglich des Lehrermangels kommt nicht allein aus Preußen, sondern auch (mit Ausnahme von Schwarzburg-Rudolstadt) aus allen anderen deutschen Ländern, aus Sachsen und Württemberg, aus Hessen und Baden, aus Mecklenburg und Braunschweig, aus Gotha und Oldenburg ꝛc. In Baden giebt es 148 unbesetzte Lehrerstellen; im Bezirk Dresden fanden sich zu 58 Stellen nur 19 Bewerber, in Zwickau zu 50 Stellen nur 28 Bewerber; in Württemberg hat das Ministerium die Gemeinden gebeten, es mit dem Verlangen nach Lehrern zu verschonen und Geduld zu haben, bis das neue Seminar seine ersten Zöglinge entlassen könne, d. h. bis 1875; auch das Herzogtum Gotha hat sich genötigt gesehen, bei dem Mangel an einheimischen Lehrern eine große Zahl von Schulstellen mit Lehrerinnen zu besetzen oder auswärtige Lehrkräfte zu berufen. Das Übel ist demnach kein spezifisch preußisches, sondern ein allgemein deutsches, Ja man kann noch weiter gehen und getrost behaupten: es ist ein europäisches. Nach dem neuesten Berichte des ungarischen Kultusministers fehlen in Ungarn, wenn dort die schulgesetzlichen Bestimmungen strikte zur Durchführung gebracht werden sollen, ca. 8000 Lehrer. Auch Östereich ist nicht imstande, den Bestimmungen seines neuen Schulgetzes zu genügen, denn dort nimmt der Mangel an Lehrern von Jahr zu Jahr in so steigenden Progressionen zu, daß nach einem mir vorliegenden Exposé des Professors Sueß aus Wien vom 9. September 1872 jetzt in Niederösterreich allein 900 Lehrer fehlen. — Man ist so gern geneigt, die Franzosen und Russen, die Italiener und Serben zu verspotten, wenn die Regierungen jener Völker Schulgesetze einführen ohne die Forderung des Schulzwanges, oder ohne eine nähere Bestimmung der Maximal-Schülerzahl einer Klasse oder einer Schule. Giebt es doch sogar Leute, welche bei der Forderung in eine nicht geringe Entrüstung geraten, wenn manche Schulgesetze die Schülerzahl einer Schule auf achtzig normieren! Allein man sei doch nur gerecht! Was helfen denn die schönen papiernen Gesetzesbestimmungen, wenn man zur

Durchführung derselben keine oder wenigstens nicht die genügende Zahl von Lehrern hat! Was nützen denn die vielfach mit so großem Jubel begrüßten Paragraphen freisinniger Schulgesetze, wenn dieselben unausführbar sind und sich als trügerischen Schein erweisen! Ideal und Wirklichkeit — ach, wie weit liegen doch beide oft auseinander!

Man sagt, daß es Leute gäbe, welche sich über den Mangel an Lehrern freuten; sie meinen, die Sache müsse erst recht böse werden, ehe sie gut werden könne. „Ein Herz für unser Volk" können indes diese freudegestimmten Leute wohl nicht haben, denn unter der in Rede stehenden Erscheinung leiden in der empfindlichsten Weise nicht allein die Kinder, die Gemeinden und das Volk, sondern auch die Schule, der Fortschritt und — die Lehrer. Es leiden darunter die Lehrer; denn infolge des Lehrermangels schleichen sich Subjekte in den Lehrerstand ein, welche diesen Stand in der öffentlichen Meinung allmählich degradieren und um alles Ansehen bringen. Ist der Lehrerstand aber erst einmal in der öffentlichen Achtung heruntergebracht, dann ist es auch kein Wunder, wenn Gemeinden, die längere Zeit keinen Lehrer gehabt haben, schließlich auf den Gedanken kommen, daß es ja auch ohne Lehrer gehe, oder daß für ein geistig so niedrig stehendes Lehrerindividuum die gegenwärtig übliche Besoldung noch viel zu hoch gegriffen sei. Und welch unsäglichen Schaden bringt der Lehrermangel den Gemeinden, dem Staate und der Kirche! Welch eine Fülle von Unglück hat doch die Vernachlässigung des Schulwesens im Gefolge, wenn die Kinder ohne Schulbildung aufwachsen, der intellektuellen und sittlichen Verwahrlosung anheimfallen, oder sich später den hirnverbrannten Theorieen sozialistischer oder kommunistischer Agitatoren zugänglich erweisen. Ist es schon ein großes Unglück, bezüglich der Unterrichtslosigkeit, so ist es ein noch ungleich größeres betreffs der Erziehungslosigkeit. Freue sich doch daher ja niemand über den Mangel an Lehrern. Der Lehrermangel ist und bleibt ein Unglück, ein großes und schweres Unglück für unsere Jugend, für unsere Lehrer, für alle beteiligten Erziehungsfaktoren und für die gesunde Entwickelung unseres gesamten Volkslebens.

Wer diese Ansicht teilt, wird sich aber auch der weiteren Zustimmung nicht verschließen können, daß jeder dabei beteiligte Faktor die heilige Verpflichtung hat, dann auch an der Beseitigung des Übels mitzuhelfen. In einer Frage, bei der nicht nur die eine oder die andere Partei beteiligt ist, sondern in der es sich um das Wohl des großen Ganzen handelt, erscheint es geradezu mehr als Thorheit, wenn nicht

alle egoistischen Nebenrücksichten, alle konfessionellen, politischen oder sozialen Differenzen zum Schweigen gebracht werden. Die Fabel des Menenius Agrippa, durch welche derselbe die römischen Plebejer mit den Patriziern wieder aussöhnte, sollte im vorliegenden Falle allen Beteiligten mit eindringlicher Stimme ins Gewissen gerufen werden.

Soll aber dieses chronische Leiden geheilt werden, dann muß man vor allem seine Entstehungsursachen kennen; denn so lange man nicht weiß, woher und wie es gekommen ist, daß der Mangel an Lehrern besonders in den letzten zehn Jahren überall so riesige Dimensionen angenommen hat, so lange wird man auch das Heilmittel zur Beseitigung des Übels nicht finden. Glücklicherweise sind die Entstehungsursachen bekannt, denn eine eingehende Untersuchung hat zur Genüge dargethan, daß die Gründe der in Rede stehenden Erscheinung außerordentlich komplizierter Natur sind und sich auf die verschiedenste Weise erklären lassen. Wir nennen hier nur in aller Kürze: die Anstrengungen und Beschwerlichkeiten des Lehrerberufes — die hohen und oft sich widersprechenden Anforderungen an die Kraft und Arbeitsfähigkeit der Lehrer — die durchschnittlich karge Besoldung — die Aussicht auf Vereinsamung in einem ferngelegenen Dörfchen — die Schattenseiten der sozialen Stellung des Lehrers — die mangelnde Anerkennung in der Gesellschaft — die geringe Aussicht auf Avancement — das in nicht wenigen Fällen unfreundliche Verhältnis zwischen Ortsgeistlichen, Lehrern ꝛc. Nach unserem Dafürhalten läßt sich indes der gesamte Übelstand auf zwei Grundursachen zurückführen, nämlich auf die ungenügende Besoldung der Lehrer und auf die in unserem Volke immer mehr um sich greifende Abnahme der idealen Bestrebungen. Was das erste, die Besoldung unserer Lehrer, anbelangt, so besteht darüber wohl kaum noch ein Zweifel, daß die Lösung der Gehaltsfrage in den bei weitem meisten Fällen eine noch durchaus ungenügende ist. Wir wollen nicht an jene Lehrer erinnern, deren Besoldung bis heute noch nicht einmal den Minimalsatz von 100 Thalern erreicht hat, auch nicht an die, deren Stelle 200 Thaler und etwas mehr oder weniger beträgt — die Zahl solcher Lehrer geht hoch in die Tausende (in Preußen von 36 294 Lehrern 20 577) —; wir wollen nur die Frage aufwerfen: Wie kann bei der gegenwärtigen Teurung aller Lebensmittel mit 300 Thalern (mit noch nicht täglich 1 Thlr.) ein Familienvater sich, seine Frau und vier bis fünf Kinder ordentlich ernähren, sich und die letzteren einigermaßen anständig kleiden und seine Kinder einen ordentlichen Beruf

erlernen lassen? Der Kriegsminister v. Roon hat im deutschen Reichstage gesagt: „Mit 225 Thalern kann heutzutage kein Bedienter auskommen.“ Das ist vollständig richtig; aber wenn man die Richtigkeit dieses Satzes nicht bestreitet und nicht bestreiten kann, warum fordert man denn das Unmögliche von den Lehrern? Die Tagelöhner, die heute draußen vor meinem Hause an einer Wasserleitung arbeiten, bekommen pro Person 25 Sgr. Tagelohn (im Accord entsprechend mehr), also mindestens durchschnittlich ebenso viel als ein Lehrer, an dessen Leben, wie an dessen Vor- und Weiterbildung doch ganz andere und ungleich höhere Ansprüche gestellt werden. Und welche Einnahmen haben jetzt durchschnittlich unsere Gewerbetreibenden! Man biete ihnen doch nur einmal im Ernste eine Lehrerbesoldung an, und man wird überall die Erfahrung machen, daß sie sich für den Tausch höflichst bedanken. Oder man erkundige sich nach der Besoldung eines Amtsboten, eines Gensdarmen, eines Eisenbahnschaffners, eines niederen Subalternbeamten u. s. w. und frage diese Leute, ob sie in der jetzigen teuren Zeit, in der alle Lebensmittel gegen früher um ein Dritteil, manche sogar um das Doppelte im Preise gestiegen sind, mit der Besoldung eines Lehrers auskommen können. Aber vom Lehrer verlangt man's und schilt ihn einen unzufriedenen Menschen, wenn er über die Not seiner Lage klagt, ja man findet es sogar übertrieben, wenn, wie z. B. in Hessen, die Lehrer gebeten haben, daß man (vgl. auch Jüttings „Geschichte des Rückschrittes in der Lehrerdotation“) ihre Besoldung doch nur wenigstens wieder auf den Satz von vor 30 Jahren bringen möge! Zwar erklärt schon ein preußisches Ministerialreskript vom 31. Juli 1868, also aus einer Zeit, in der die Not noch nicht die gegenwärtige Höhe erreicht hatte, „daß eine erhebliche, den veränderten Preisverhältnissen und der fortschreitenden Entwickelung auf den übrigen Gebieten des Lebens entsprechende Aufbesserung der unzulänglich dotierten Lehrerstellen im allgemeinen ein höchst dringendes Bedürfnis und unerläßlich ist, um beizeiten von dem nationalen Schulwesen und von der Nation selbst die Gefahren fern zu halten, die sonst bei dem immer fühlbarer werdenden Lehrermangel ꝛc. zu besorgen stehen“, — zwar muß auch dankbar anerkannt werden, daß in den letzten Jahren seitens der Regierungen zur Verbesserung der Lage der Lehrer manches geschehen ist und daß man sich hie und da recht redlich bemüht hat, die Versäumnisse der Vergangenheit wieder einigermaßen gut zu machen. Allein wenn die Verbesserung keine gründlich-durchgreifende ist, dann

ist auch mit einer einmaligen Erhöhung den Lehrern nicht geholfen. Ohne Inbetrachtnahme der entsprechenden Weiterhilfe sind gegenüber der fortschreitenden Preissteigerung aller Lebensmittel die Verbesserungen nur *scheinbare*; sie stehen dann als tote Ziffern auf dem Papiere; in der Wirklichkeit bleibt die Sache beim alten. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an Preußen, dessen neuer Unterrichtsetat soeben veröffentlicht worden ist. Der Fond „Besoldungen und Zuschüsse für Lehrer und Schulen", welcher 1872 um 500 000 Thaler erhöht wurde, soll nach der gedruckten Vorlage pro 1873 um 750 000 Thaler erhöht werden und wird damit den Betrag von rund 2 Millionen erreichen. Für Schullehrerseminare sind 548 251 Thaler (174 028 Thaler mehr als im Vorjahr, exkl. der mit 755 856 Thaler veranschlagten Neu- und Erweiterungsbauten), für Präparandenanstalten 71 290 Thaler (35 800 Thaler mehr als 1872) angesetzt und für Elementarschulen folgende vier Posten aufgestellt: a) An Besoldungen und Zuschüssen für Lehrer und Schüler 2 052 540 Thaler (gegen 1872 ein Mehr von 735 807 Thaler); b) an Pensionszuschüssen für emeritierte Lehrer 36 072 Thaler (23 072 Thaler mehr als 1872); c) zur Vermehrung der Schulaufsichtskräfte 69 000 Thaler (49 000 Thaler mehr als 1872); d) Dispositionsfonds für das Elementarunterrichtswesen 64 500 Thaler (52 500 Thaler mehr als 1872). Der gesamte Etat schließt mit 9 172 846 Thaler (beinahe 1 952 387 Thaler mehr als im Vorjahre) und mit 2 416 628 Thaler (387 228 Thaler mehr als 1872) ab. Vergleicht man diesen Etat des Ministers Falk mit dem letzten Etat Mühlers, so ergiebt sich eine Mehrausgabe von 2¼ Millionen oder 25% (früher 9¼ Million, jetzt 11½ Million), und zieht man dabei lediglich und allein den *Unterrichts*etat in Betracht, so ist derselbe in den zwei Jahren 1872 und 1873 verdoppelt worden (von 3 800 000 Thaler auf 7 600 000 Thaler gestiegen). Man müßte im höchsten Grade undankbar sein, wenn man diese Verbesserungen nicht bestens anerkennen und sich derselben nicht aufrichtig freuen wollte. Aber bei aller Anerkennung, die wir dem Vorgehen des Kultusministers Dr. Falk und des Finanzministers Camphausen zollen, können wir doch nicht umhin, zu gestehen, daß die bisherigen Verwilligungen noch lange nicht imstande sein werden, dem Notstand in genügender Weise abzuhelfen. Die Frage: „Was ist das unter so *viele*?" bleibt nach wie vor eine berechtigte. Machen wir uns die Sachlage doch einmal deutlich! Es sind im vorigen Jahre 500,000

Thaler für Zulagen verwilligt worden. Das ist für den Staat allerdings eine ziemlich bedeutende Summe, aber auf den Kopf des Einzelnen der 36,000 preußischen Lehrer gerechnet, würde diese Zulage durchschnittlich nur die Kleinigkeit von täglich ca. 1½ Sgr. betragen. Ist das genügend? Und dann bedenke man, wie bedeutend im Laufe dieses Jahres einerseits die Entwertung des Geldes und anderseits die Preissteigerung der Lebensmittel vorgeschritten ist — was 1871 hier 20 Groschen kostete, kostet heute 1 Thaler —; wer kann solchen Thatsachen gegenüber noch behaupten, daß durch die staatlichen Bewilligungen die Lage der Lehrer wirklich eine wesentlich bessere geworden ist? Unsere sozialen Verhältnisse fangen in der That an, in hohem Grade bedrohlich zu werden. Nach der Magdeburger Zeitung bedarf die preußische Volksschule, wenn das Durchschnittsgehalt der Volksschullehrer auf dem Lande auch nur bis 200 Thaler und nur weniges darüber steigen soll, eines jährlichen Staatszuschusses von 4 Millionen Thaler — also das Achtfache der vorjährigen Verwilligung. Ein Artikel über die Lehrernot ꝛc. von F. Perrot in Freytags „Im neuen Reiche“ (1872, Nr. 46) sagt aber mit Recht: „Damit ist bei weitem dem Bedürfnisse noch nicht genügt, denn wenn auf den Elementarlehrer ca. 70 Schulkinder kommen, so ist dies ein geradezu unsinniges und kulturverderbliches Verhältnis. Die Hälfte dieser Kinder auf den Lehrer wäre nach den Begriffen des gesunden Menschenverstandes mehr wie genug. Wir müßten also, wenn wir unsere gesunde Vernunft zurate ziehen, auch mindestens doppelt so viel Lehrer haben. Damit steigt der Mehrbedarf an Gehalten schon auf 21 Millionen jährlich. Denken wir ferner an die damit verbundene, zugleich notwendig werdende Erweiterung der Schulräume, an die überhaupt längst nötigen Neu- und Umbauten von Schulen, an die nötige Verbesserung und Vervollkommnung der Lehrmittel, an die ausgedehnte Anlage guter Kindergärten ꝛc., — so würde eine einmalige Ausgabe von 50 bis 60 Millionen Thaler diesen Zwecken vielleicht genügen. In all diesen Forderungen ist nichts, was dem einfachsten gesunden Menschenverstande nicht als selbstverständlich erscheinen müßte.“ — Ja wohl — als ganz „selbstverständlich“ erscheinen müßte, aber ich bitte — die Feder auf einige Augenblicke hinlegen zu dürfen. — — —

Es ist eine bekannte Lebenserfahrung, daß ein Unglück selten allein kommt; eins erzeugt immer das andere. So ist es auch im vorliegenden Falle. Daher pflegt man jetzt auch, wenn die Rede auf

die ungenügende Dotation der Volksschule kommt, in nicht wenigen Fällen die ganze Schuld auf die ungenügende Lehrerbildung und auf die ungenügenden Leistungen in den Schullehrerseminare zu schieben. Du lieber Himmel! Die guten Leutchen scheinen gar nicht zu wissen, wie schwer die Schullehrerseminare selbst unter den gegenwärtigen Zuständen zu leiden haben. Diesterweg hat einmal gesagt: „Die Lehrerbildungsanstalten leisten viel mehr, als man gegenüber den Verhältnissen der Zeit mit Recht von ihnen verlangen kann.“ Hat Diesterweg recht oder unrecht? — Es mag ja nicht ohne Grund sein, daß die Schullehrerseminare noch mannigfacher Verbesserungen bedürfen; aber man sei doch auch nur gerecht und richte die Klage nicht fort und fort an die falsche Adresse! Man gehe doch lieber vor die rechte Schmiede und greife das Übel an der Wurzel an! Man bezahle doch nur erst die Lehrer einigermaßen anständig, damit sie sich eine genügende Vorbildung verschaffen können und damit die Lehrerbildungsanstalten eine größere Zahl Seminaristen mit besseren Talenten und aus besseren Ständen erhalten. Man bilde sich doch nicht ein, das Schulwesen allein durch höhere Anforderungen an die Lehrerbildung zu verbessern, wenn man nicht auch zugleich eine Erhöhung der Besoldung bieten kann! Geschieht letzteres nicht, so gehen die jungen Leute eben einfach nicht in die Seminare, oder der Lehrerberuf wird nur von Leuten aus den unteren Volksklassen erwählt, von Menschen, die auf der Stufe des Tagelöhners stehen. Die höheren Anforderungen haben also dann keine andere Folge als die, daß die Zahl der Lehrer sich von Jahr zu Jahr verringert und daß die Frequenz der Seminare in fallenden Progressionen abnimmt. Man sieht, daß man sich dabei in einem verhängnisvollen Zirkel bewegt, der schlechterdings nur durchbrochen werden kann, wenn höhere Geldbeiträge, sei's vom Staate oder von der Gemeinde, beschafft werden. Man darf nicht an der einen Seite des Übels einen Zoll abschneiden, wenn man weiß, das an dem anderen zehn Ellen anwachsen!

Das Schlimmste an der Sache ist uns aber doch immer die Unzufriedenheit gewesen, die unter den Lehrern infolge ihrer traurigen Lage jetzt mehr und mehr um sich greift. Unter dieser Unzufriedenheit leiden zunächst in der empfindlichsten Weise die Kinder. Der Tagelöhner, der Handwerker, der Landwirt, der Schreiber und viele andere können ihre Nahrungssorgen, können Kummer und Ver-

bissenheit wenigstens zeitweilig in ihrer täglichen Arbeit vergraben, ohne daß die letztere selbst dadurch erheblich beeinträchtigt oder anderen Menschen Schaden dadurch zugefügt wird; aber ein von Nahrungs- und anderen Sorgen völlig darniedergebeugter Lehrer muß absolut den allerverderblichsten Einfluß auf seine Umgebung, auf die frische, fröhliche, bildungsfähige Kinderschar üben. Nicht minder schlimm ist der andere Umstand, daß sich diese Unzufriedenheit der Lehrer in nicht wenigen Fällen auch auf die reifere Jugend fortpflanzt und dadurch indirekt Veranlassung wird, daß wir in die Seminare nicht genug Schüler bekommen. Verwundern kann uns das nicht; denn wenn die Knaben sehen, daß ihr Lehrer für seinen Beruf begeistert ist und in demselben das höchste Glück seines Lebens findet, dann steckt die Begeisterung an und pflanzt sich auf die Jugend über; betrachtet aber der Lehrer seinen Beruf als verfehlt, so ist die Sorge um des Lebens Nahrung sein täglicher Tisch- und Hausgenosse, und lagern sich die Wolken des Unmutes auf seiner düsteren Stirn, dann fühlen sich auch seine Schüler zurückgeschreckt, den Lehrerberuf zu erwählen. Der Lehrer braucht dann gar niemandem zu sagen, wie unglücklich er ist; auch ohne seine Worte fühlt man, daß er den Lehrerberuf als ein Unglück und sich als das Opfer desselben betrachtet. Die wehmütige Klage des Dichters klingt dann gleich einem „Liede ohne Worte" durch sein ganzes Wesen hindurch:

„Verloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst die trunkne Brust geschwellt."

Armer Lehrer! Armer Schüler! Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht — Gift ausgenommen —, und ihr, ihr Armen, ihr müßt nun eure Tage in trübseligen Stimmungen und niederdrückenden Empfindungen verbringen! — Wenn es die Welt doch erkennen wollte, daß durch diese Lehrerunzufriedenheit, durch diesen Mangel an freudiger Begeisterung dem Lehrerstande eine Menge sehr tüchtiger Kräfte verloren gehen, resp. daß darin ein Hauptgrund zu suchen ist, warum unsere Seminare so wenig Schüler haben! Der schlagendste Beweis dafür ist in unseren Seminaren die Abnahme der Lehrersöhne. Das sind Zeichen der Zeit! Ihre Deutung weist auf den Sitz des Übels hin! Wer Ohren hat, zu hören, der höre! —

Aber so erklärlich der Mangel an Lehrern durch die ungenügenden

Besoldungen auch wird, so wenig darf behauptet werden, daß dieser Umstand die alleinige Quelle des Übels sei. Wenn man gerecht sein will, dann darf man auch den zweiten Faktor nicht übersehen: die Abnahme des idealen Sinnes in dem Volksleben der Jetztzeit. Man bedenke doch, daß es nicht allein an Lehrern in der Volksschule, sondern auch an Lehrern in der Kirche fehlt. So hat z. B. die Zahl der Theologie Studierenden in Preußen in den letzten Jahren um 2800 abgenommen. Man wird uns vielleicht entgegenhalten, daß diese Erscheinung auf anderen Ursachen beruhe. Man sagt z. B., wenn man die Geistlichen nicht mehr zwinge, veraltete Kirchendogmen u. s. w. zu lehren, dann würden sich diese Verhältnisse sehr bald ändern. Es mag in diesem Einwurfe unter Umständen vielleicht etwas Richtiges sein, aber für ganz richtig können wir ihn doch nicht bezeichnen. Im Herzogtum Gotha ist die Geistlichkeit bekanntermaßen vorwiegend freisinnig, und die von anderwärts beigebrachten Erklärungsversuche treffen deshalb in ihrer Anwendung auf die gothaischen Verhältnisse durchaus nicht zu; aber trotzdem hat doch auch Gotha einen höchst empfindlichen Mangel an jungen Theologen, so daß sich das Staatsministerium bei Besetzung vakanter Pfarrstellen oft in die peinlichste Verlegenheit versetzt sieht. Aber gesetzt auch, jener Einwand wäre richtig, wie will man dann die Erscheinung erklären, daß auch die Gymnasien Mangel an Lehrern leiden? Die Gymnasiallehrer gehören doch der großen Mehrzahl nach zu den besser situierten Leuten, denen im Vergleich zu den Volksschullehrern auch ein recht anständiges Honorar an Geld und Ehre geboten wird. Trotz alledem herrscht aber auch auf diesem Gebiete bei Besetzung neuer Stellen Mangel. Wie will man also diese Erscheinung erklären? — Nein, nein, man drehe und wende sich, wie man will, man wird schließlich doch in die Notwendigkeit versetzt sein, anzuerkennen, daß diejenigen Lebensgebiete, welche einem idealen Zuge zu folgen haben, jetzt mehr und mehr der Gefahr der Vernachlässigung entgegengehen. An den Kindern des armen Volkes sich den Himmel zu verdienen und in einem abgelegenen Dörfchen unter Mühe und Entsagung, unter Arbeit und Selbstverleugnung die Rolle eines Missionärs zu übernehmen, dort um der Wahrheit willen, wenn es sein muß, sogar Verfolgung und Schmach zu leiden und den guten Kampf im Interesse der Menschheit und zur Ehre Gottes zu Ende zu führen: wie viele begeistern sich heute noch für eine solche „mittelalterliche" Idee! Man will in unserer Zeit genießen und in möglichst kurzer Frist,

auf möglichst leichte Weise reich werden. Daher erklärt es sich auch, daß diejenigen Berufsarten, welche vorwiegend im Dienste der materiellen Lebensinteressen stehen, bezüglich junger Kandidaten nicht an Mangel, sondern an Überflutung leiden. Junge Kaufleute giebt es heute in Überfluß, und in Bankgeschäften, gewerblichen Etablissements und Aktienunternehmungen finden sich so viele Stellenbewerber, daß die Prinzipale sich genötigt sehen, Dutzende und Hunderte von Absagebriefen zu schreiben. Oder man durchblättere einmal die Anmeldungslisten für den Post-, Bahn-, Telegraphen-, Bau- und Ingenieurdienst: welch ein ganz anderes Bild bekommt man da im Vergleich zu den Inskriptionslisten der Seminare! Ja, wenn man das Volksschul- und Seminarwesen auf Aktien gründen und den Teilhabern möglichst hohe Prozente in klingender Münze sichern könnte, dann würden sich in kurzer Zeit gar viele Leute vom Stamm „Nimm" finden und der Volksschule ihre Teilnahme darbieten. Aber das ist ja das Charakteristische unserer Zeit, daß man das Ideale nicht mehr schätzt und nicht mehr liebt. Man hält sich an das Reale, oder richtiger gesagt: man wendet sich an den entarteten Sohn des Realismus, an den Materialismus, und schließt mit diesem jene Bündnisse auf hohe Prozente, die in den vielfachen Aktienunternehmungen und Börsenspekulationen jetzt so reichlich dargeboten werden. Wie schade ist's doch, daß die Schule idealen Zwecken huldigt und daß sie Güter erstrebt, welche weder Motten noch Rost fressen und denen die Diebe nicht nachgraben! Man braucht unsere Zeit nicht durch die schwarze Brille anzusehen und sich nicht pessimistischen Anschauungen hinzugeben; das eine ist aber durch die mannigfachen Erfahrungen doch unwiderleglich erwiesen, daß die Berufsarten, welche den materiellen Interessen dienen, in ungleich glänzenderer Weise honoriert werden als diejenigen, welche die Kultur der geistigen Interessen zu fördern haben. Unsere Minister z. B. erhalten eine weit geringere Besoldung als die Direktoren mancher Banken! Ebenso ist es festgestellt, daß wir eine Menge Leute haben, welche die Schule und mit ihr die geistigen Interessen nur insoweit fördern, als diese geistigen Güter in den Kram ihrer materiellen Interessen passen. Wo diese letzteren aufhören, da hat man schöne Worte, hochtönende Phrasen, wohlwollende Versicherungen, aber — — — kein Geld. Es ist diese Abnahme des idealen Sinnes in unserem Volke (zum Teil auch unter den Lehrern) jedenfalls eine überaus tief zu beklagende

Erscheinung. Der Steuermann, der in dunkler Nacht sein Schiff richtig lenken will, muß nach den Sternen schauen, und wer in der Welt etwas Ordentliches leisten will, muß Ideale haben. Wem diese Ideale fehlen, dem fehlt eben alles. Selbst das Glück und der Glanz der Zivilisation ist dann nur ein wertloser Schein. Seien wir aber nur gerecht und fragen wir nur immer unsere Erfahrung, ob dieser bedauerliche Mangel idealer Bestrebungen nicht konsequent großgezogen wird entweder durch die Genußsucht und den Überfluß an Reichtümern, oder anderseits durch die Not und die Sorge des Lebens. Die Not macht manchen Lehrer zum Sozialisten, der ohne sie den heiligen Idealen seiner Jugend mit begeisterungsreicher Liebe nachstreben würde. Man denke sich an die Stelle der armen Lehrer und — man wird gerechter gegen sie werden.

Dazu muß freilich auch noch ein zweites kommen.

Während im Bisherigen der Erhöhung der Anforderung an die Lehrerbildung in Verbindung mit der entsprechenden Verbesserung der Lehrerbesoldung das Wort geredet wurde, muß auf der anderen Seite auch dafür gesorgt werden, daß der Eintritt zum Lehrerberuf erleichtert wird. Ich meine das nicht so, daß man prüfungslos in die Seminare mangelhaft vorgebildete junge Leute aufnehmen und die Anforderungen an die Lehrerbildung auf ein Minimum zurückschrauben solle, im Gegenteil — wenn es mit unserem Schulwesen besser werden soll, dann müssen wir nicht allein die genügende Zahl, sondern auch die genügende Zahl gut vorgebildeter Volksschullehrer haben. Die jetzt hie und da ergriffene Maßregel, durchgefallene Seminar-Präparanden oder abgewiesene Seminaristen zur vikariatsweisen Verwaltung von Lehrerstellen zu benutzen, kann gar nicht scharf genug verurteilt werden. Mit solchen Quacksalberkunststückchen kann man den kranken Organismus nur noch mehr herunterbringen! Das, was auf diesem Gebiete allein helfen kann, ist 1) die Gründung einer genügenden Zahl staatlicher Präparanden-Anstalten mit zweckmäßiger Ausstattung und gut gebildeten, begeisterten Lehrern, damit die in diese Anstalt eintretenden und durch nicht zu karge Benefizien unterstützten jungen Leute eine wirklich zweckmäßige und sachgemäße Seminarvorbildung bekommen. Zum zweiten ist dann aber auch notwendig, daß die so vorgebildeten Seminarzöglinge im Seminare nicht zu große Geldopfer für ihren künftigen Beruf bringen müssen Auch hier muß der Staat helfend eintreten und zwar teils durch

Gewährung von finanziellen Unterstützungen, teils durch die Gründung von Seminar-Internaten.

Indem wir an die heikle Frage, ob Internat oder Externat, herantreten, lassen wir es ganz unberührt, welche Einrichtung die unter allen Umständen beste ist; wir wollen sogar noch einen Schritt weiter gehen und gern zugeben, daß eine gute Familienerziehung in einem anständigen Pensionate den Vorzug vor jeder anderen Einrichtung verdienen möchte. Allein was helfen derartige prinzipielle oder ideale Erörterungen, wenn die Eltern der Seminaristen nicht die nötigen Geldmittel besitzen, um die besonders in größeren Städten sehr bedeutenden Pensionskosten beschaffen zu können! Gute Externate kosten den künftigen Seminaristen resp. deren Eltern Geld, viel Geld, denn eine anständige Bürgerfamilie will die Zöglinge nicht allein anständig verpflegen, sondern will auch, weil dadurch die Ansprüche an den eigenen Haushalt erhöht werden, eine genügende Entschädigung für den eigenen Mehrbedarf haben. Daher kommt es auch, daß sich die sogen. „besseren Bürgerfamilien" mit Pensionären überhaupt nur sehr selten befassen und daß sich deshalb die jungen Leute nun genötigt sehen, in dem dritten oder vierten Stockwerke irgendeines Hintergebäudes ein Stübchen zu mieten und hier in einem stillen Einsiedlerleben sich so gut oder so schlecht wie möglich einzurichten. Sie sind sich dann selbst überlassen und führen, je nach den Umständen, ein Leben voller Wonne oder voller Trübsal. Man muß nur in größeren Städten gesehen haben, wie kümmerlich manches Seminaristenlogis ausgestattet ist und wie hoch die Mietpreise, die Kosten für Nahrungsmittel u. s. w. gestiegen sind. Die deutsche Kaiserstadt Berlin hat uns dafür im vorigen Jahre (1871) ein ebenso anschauliches als trauriges Bild geliefert, und nach allem, was darüber die Zeitungen berichten, steht wohl zu befürchten, daß die Verhältnisse in anderen großen Städten nicht wesentlich andere sein werden. Dazu kommt, daß wir persönlich Gelegenheit gehabt haben, im vorigen Jahre eine Anzahl von Internaten kennen zu lernen, in welchen von den so oft gerügten und so viel geschmähten Übelständen auch nicht die geringste Spur zu finden war. Die Seminaristen hatten eine gute Wohnung, gesunde, nahrhafte und billige Kost, erfreuten sich einer freundlichen Behandlung und des nötigen Maßes von Freiheit, wurden zu einer soliden Ordnung und Pünktlichkeit, sowie zu einem sittlichen Wohlverhalten erzogen, so daß unser Urteil über die Internate ein vielfach anderes geworden ist,

als früher. Früher kannten wir die Internate nur aus gefärbten Zeitungsberichten, heute kennen wir sie aus eigener Anschauung. Und was das Auge sieht, das glaubt das Herz. Im Seminar zu Gotha haben wir kein Internat, und es ist bei der Aussichtslosigkeit eines Neubaues auch keine Aussicht vorhanden, ein solches zu bekommen. Aber gerade um deswillen können wir die in Rede stehende Frage um so unparteiischer beurteilen und die aufrichtige Versicherung geben, daß unsere hiesigen Seminaristen im Externate 1) viel teurer und 2) viel weniger angenehm leben, als dies bezüglich der Seminaristen in den Internaten zu Weißenfels, Zschopau, Friedrichstadt-Dresden, Halberstadt, Reichenbach, Bromberg ꝛc. der Fall ist. Man sehe sich die dortigen Einrichtungen doch nur einmal selbst an und fälle dann ein auf eigene Anschauung begründetes Urteil! Wir sind felsenfest überzeugt, daß die Gegner dieser Einrichtung, wenn sie diese Internate einmal selbst gesehen hätten, auch der Wahrheit die Ehre geben und ihre Vorurteile schwinden lassen würden. Genug, unsere Ansicht geht dahin: kann man die Seminaristen nicht in sittlich-guten und genügend gebildeten Bürgerfamilien als Pensionäre unterbringen, oder mit anderen Worten: sind die Eltern der Seminaristen nicht so reich, um ein anständiges Pensionat bezahlen zu können, dann halten wir ein gut eingerichtetes und gut geleitetes Internat entschieden für eine Wohlthat. Dr. Engel aus Berlin hat neulich in Eisenach einen höchst belehrenden Vortrag über die gegenwärtige Wohnungsnot (besonders der größeren Städte) gehalten und bei dieser Gelegenheit u. a. die Ansicht ausgesprochen, daß dem Staate mit der Zeit nichts anderes übrig bleiben werde, als für seine Beamten und Lehrer Amtswohnungen zu bauen, — was aber sind denn Internate anders als Amtswohnungen für angehende Lehrer? Was man den Internaten gewöhnlich nachredet, bezieht sich meist gar nicht auf das Internat an sich, sondern nur auf die schlechten Einrichtungen oder auf die schlechte Leitung desselben. Genügen die letzteren nicht, dann ist allerdings das Internat kein Segen, sondern ein Fluch, es ist dann keine Bildungsstätte der Humanität, sondern ein Grab der Freiheit und der Charaktertüchtigkeit. Letzteres kann es sein, muß es aber nicht sein und ist es thatsächlich auch nicht in den uns bekannten Seminaren. Gegen das Internat in Schnepfenthal, wo die Söhne der reichsten Leute Europas erzogen werden, haben wir noch nie eine Klage gehört, und auch von den sächsischen Fürstenschulen ist uns

stets nur Rühmliches berichtet worden. Pestalozzi, Basedow und Fellenberg haben Internate gehabt; Pitt, Peel, Palmerston, Lessing, Ritter ꝛc. sind in Internaten erzogen worden, und Fichte forderte in seinen Reden an die deutsche Nation Internate zur Pflege des freien und nationalen Geistes: — warum will man es heute als ein Zeichen der Reaktion ansehen, gute Internate für Seminaristen zu schaffen, d. h. gut eingerichtete und gut geleitete Internate, wie sie ein Dinter hatte und ein Diesterweg wollte?*)

Wenn freilich das Internat diesen Anforderungen entsprechen soll, dann darf der Staat mit der Verwilligung von Geldmitteln nicht geizen wollen. Zur Hebung des Schulwesens gehört eben Geld und noch einmal Geld und zum drittenmale Geld. Das Wort des Professors Gneist in Berlin hat vollauf seine Berechtigung: „Die Schulfrage ist eine Geldfrage; es giebt nur eine Probe für den ernsten Willen, der Volksschule zu helfen; diese Probe liegt in dem Entschlusse, Geld für die Volksschule zu schaffen. Das Philosophieren über die Trennung von Kirche und Schule, Staat und Schule, Staat und Kirche, konfessionelle und konfessionslose Schulen ist diesem wirklichen Bedürfnisse gegenüber nur eine andere Form des Nichtsthuns." Freilich muß dann der Staat auch weiterhin dafür sorgen, daß die Direktoren der Lehrerbildungsanstalten pädagogisch gebildete und human denkende Männer sind. Wenn in der Wahl dieser Personen Mißgriffe begangen werden, dann kann nicht allein das Internat, sondern auch das Externat leicht gefährlich werden. Man wähle darum nicht die billigsten, sondern die besten Kräfte. Ein zweites Erfordernis besteht weiterhin darin, daß außer dem Direktor auch einige Seminarlehrer im Seminargebäude Amtswohnungen haben und die Verpflichtung erhalten, das sittliche Leben der Internatsseminaristen in väterlich-ernster, jedoch freundlicher Weise zu überwachen und zu leiten. Zum dritten endlich darf die Zahl der zugewiesenen Internen eine nicht zu große sein; mehr als acht junge Leute sollten pro Stube einem Lehrer zur Aufsichtsführung nicht überwiesen werden. Wird diese Forderung nicht erfüllt, dann hört das Internat auf, Erziehungsanstalt zu sein, es wird — Kaserne. Indem wir also unsere Meinung dahin aussprechen, daß

*) „Die Ultras der rechten Seite verlangen das Internat, die der linken das Externat; ich meinerseits stimme unter guten pädagogischen Verhältnissen für jenes, unter schlechten für dieses." (Diesterweg.)

wir unter Erfüllung gewisser Bedingungen kein Bedenken gegen die Einrichtung zweckmäßiger, nicht zu großer Internate haben, möchten wir zum Schlusse nur noch darauf aufmerksam machen, daß wir nicht dafür stimmen können, den Internen die Verpflichtung aufzuerlegen, dem Staate später eine Anzahl Jahre als Lehrer zu dienen. Denn werden die Internen tüchtige Seminaristen und tüchtige Lehrer und haben sie Lust und Liebe für ihren Beruf, dann bedarf es keines solchen Reverses, und ist jenes nicht der Fall, dann kann der Revers nur schädlich sein. Die mehrjährige Zwangsarbeit ist dann ein Unglück für die Schule und für den Staat. Wer keine Lust zum Lehrerberufe hat, darf auch nicht gehindert werden, ihn zu quittieren, — nicht um seinetwillen, nicht um der Kinder, nicht um der Schule und nicht um des Staates willen. Der Mann mag gehen; die Schule kann dabei nur gewinnen! Genug, es müssen auf der einen Seite die erhöhten Anforderungen an die Lehrerbildung mit der entsprechenden Erhöhung der Lehrerbesoldung Hand in Hand gehen und auf der anderen Seite müssen auf dem Wege staatlicher Fürsorge Erleichterungen zum Eintritt in den Lehrerberuf eintreten, so daß wir die genügende Anzahl gut vorgebildeter Lehrer bekommen, welche imstande sind, unserem Volke in wirklich segensreicher Weise mit den Gaben des Friedens dienen zu können.

Und nun noch ein letztes Wort im Anschluß an die Bemerkung Dinters: „Das Schulwesen ist ein Wagen, der auf vier Rädern rollt, sie heißen: Bildung, Besoldung, Aufsicht und Freiheit.“ Von den beiden ersteren haben wir bereits gesprochen, und bezüglich der letzteren bedarf es hier nur der kurzen Bemerkung, daß durch das rechte Maß von Aufsicht und Freiheit dafür gesorgt werden muß, daß die Lehrer dem Herzen des Volkes wieder nahe gebracht und der Lehrerberuf in der öffentlichen Achtung gehoben wird. Mag das nun in der Weise geschehen, daß die Vertreter der aufsichtsführenden Behörden ein freundlich-wohlwollendes Wort über den Lehrer in der Gemeinde sprechen und dadurch kundgeben, daß ihnen die Schule und der Lehrer derselben durchaus nicht gleichgültig ist; oder mag das in der Weise geschehen, daß die Organe der Schulaufsicht dem Lehrer selbst von Herzen nahe treten und sowohl seine geringe Besoldung wie seine vielfach gedrückte gesellschaftliche Stellung durch erhöhte amtliche Anerkennung zu heben suchen; in jedem Falle werden die aufsichtführenden Organe dem Staate, der Kirche und

dem Volke einen großen Dienst erweisen, wenn sie die ideale Auffassung des Lehrerberufes durch einen herzlichen und freundlichen Umgang mit dem Lehrer zu fördern suchen. Nicht das kalte Vornehmthun und das herablassende, demütigende Wesen, sondern nur die aufrichtige Liebe und die freundliche Handreichung können hier helfen. Das Volk selbst wird dann bald erkennen, daß der Lehrerberuf denn doch nicht ein so verachteter und so gar niedrig stehender Beruf ist, und mancher Vater und manche Mutter werden dann auch zu dem Entschlusse kommen, ihren Sohn Lehrer werden zu lassen. Es giebt vielerlei Ursachen, durch welche der Lehrermangel erklärlich wird; aber es giebt, im Grunde genommen, nur ein Mittel zu seiner Abhilfe, das ist die Liebe zum Volke, das Erbarmen mit den Armen. Daß diese Liebe in allen beteiligten Kreisen mehr und mehr wachsen möge, das ist unseres Herzens innigster Wunsch und aufrichtigstes Gebet.

---

## II.
## 1881.

Es sind nun beinahe 10 Jahre verflossen, seitdem ich die obigen Betrachtungen niedergeschrieben habe. Wenn ich dieselben heute hier wieder reproduziere, so glaube ich in der Annahme nicht fehl zu gehen, daß derartige kulturhistorische Darlegungen für viele, welche jene Zeit mit durchlebt haben, von um so größerem Interesse sein werden, als sie willkommene Veranlassungen zu mannigfachen Vergleichungen und Gegenüberstellungen geben.

Was hat sich doch im Laufe dieser 10 Jahre nicht alles geändert! Ende 1871 standen die gewerblichen, industriellen und merkantilen Verhältnisse des Deutschen Reichs in höchster Blüte; es hatte sich damals alles vereinigt, um die glänzendsten Aussichten für die Zukunft erhoffen zu lassen, — heute dagegen liegen Handel und Wandel danieder, und bange Sorge lastet wie ein Alp auf vielen Gemütern. Dazumal bildeten die großen gewerblichen Etablissements mit ihren verlockenden Aktienunternehmungen einen gewaltigen Strudel, der alles, was seiner Peripherie zu nahe kam, unwiderstehlich in seine Tiefe zog, — heute dagegen hat der Strudel die wildschäumenden Wogen seiner trüben Fluten wie grollende Geister zurückgeworfen, und an der Stelle, wo ehedem die Wirbel brausten und tosten, ist jetzt eine unheimliche Stille getreten. Dazumal brauchte man eine so große Anzahl Gewerbetreibender, Geschäftsleute,

Buchführer, Banquiers, Maschinenbauer, Architekten und Ingenieure, daß es den Anschein hatte, als ob der Stand der Juristen, der Philologen, der Theologen und Lehrer für alle Zeit auf den Aussterbetat gesetzt wäre, — heute dagegen ist bei vollständig anderen politischen Temperaturverhältnissen das Queckſilber im Weltbarometer des Materialismus so rapid gefallen, daß die Skala desſelben schier geradezu entgegengesetzte Gradverhältnisse zeigt. Man befürchtet jetzt bereits Überschwemmungen. Tausende von Fabriken, Werkstätten und Verkaufsläden stehen leer oder fristen wenigstens ein kümmerliches Dasein, die Universitäten dagegen sind jetzt mit Studenten der Jurisprudenz so überflutet, daß die staatlichen Behörden behufs Sichtung des überreichen Personals sich bereits genötigt sehen, die strengsten Prüfungsanforderungen zu stellen. Betreffs der Philologen ist es ja bekannt, daß es schon jetzt seine Schwierigkeiten hat, einem jungen Probanden eine mit Besoldung versehene Gymnasialhilfslehrerstelle zu verschaffen, wenn er in seinem Prüfungszeugnisse nicht seine drei „Oberlehrer“ aufweisen kann. Und hat sich doch der Generalpostmeister Stephan infolge des kolossalen Zudrangs junger Leute zum höheren Postdienste sogar veranlaßt gesehen, die pyramidale Anforderung zu stellen, fernerhin nur solche Bewerber zu berücksichtigen, welche infolge hervorragender Fähigkeiten oder besonderer Glücksumstände im Maturitätsexamen von der mündlichen Prüfung dispensiert worden sind. Auch die Theologie wird jetzt, wenigstens in Preußen, wieder so stark frequentiert, daß die Zahl der Predigtamts-Kandidaten von Jahr zu Jahr in progressiven Steigerungen begriffen ist. — Solchen allgemein auftretenden Erscheinungen gegenüber kann es uns auch nicht wundernehmen, daß auch auf dem Gebiete des Volksschulwesens ein gewaltiger Umschwung stattgefunden hat. Die Zahl der Bewerber für das Schulfach hat sich jetzt in so außerordentlicher Weise gesteigert, daß man sich in manchen deutschen Staaten bereits mit dem Gedanken vertraut zu machen sucht, in den nächsten Jahren der Überproduktion der Lehrerbildungsanstalten einen festen Riegel vorzuschieben. In jedem Falle läßt sich nicht in Abrede stellen, daß staatlicherseits alles Mögliche geschehen ist, um den früheren Übelständen bezüglich des Lehrermangels Einhalt zu thun. Es sei in dieser Beziehung z. B. nur daran erinnert, daß das verhältnismäßig kleine Königreich Sachsen vor einigen Jahren die Einrichtung getroffen hat, die sämtlichen Zöglinge der obersten Klasse seiner sechsklassigen Schullehrerseminare um ein Jahr früher wie sonst zum Volksschuldienst zu entlassen, um dadurch

dem Lehrermangel mit einem Schlage ein Ende zu machen. Es hat nicht an Leuten gefehlt, welche sich über diese Maßregel bitter beklagt haben; aber der Zweck derselben ist doch erreicht worden. Das ergiebt sich schon daraus, daß das Königl. Kultusministerium zu Dresden an die einzelnen Kreishauptmannschaften neuerdings die Verfügung erlassen hat, im Königreich fernerhin nur noch sächsische Seminaristen resp. Schullehrer anzustellen. Sachsen hat sich damit der preußischen Regierung jedenfalls zu Dank verpflichtet; denn in früheren Jahren wurde in der preußischen Provinz Sachsen immer ein volles Schullehrerseminar für das Königreich Sachsen gehalten, da von dort jährlich circa 30 junge Lehrer nach dem Königreich Sachsen übersiedelten. Wie in Sachsen und Württemberg, so hat der Lehrermangel auch im Herzogtum Gotha sein Ende erreicht. Das dortige Seminar, welches seit 1863 durch den Torso der Gymnasial- und Realschulvorbildung in seiner Frequenz bis auf 30 Zöglinge heruntergesunken war, hat sich mit Hilfe der früher wie ein Gespenst gefürchteten und nach 1873 dort schließlich doch gegründeten Präparandenanstalt jetzt bis zu der Zahl von 87 Zöglingen aufgeschwungen, so daß auch dort das Bedürfnis betreffs der Besetzung von Lehrerstellen nun vollständig gedeckt ist. Nur in einem Lande des Deutschen Reiches hat der Lehrermangel sein Ende noch nicht erreicht; dieses Land ist Preußen. Die Frage, wie das kommt, und woran das liegt, ist darum eine sehr naheliegende. Die Sache hat zu so vielfachen Mißverständnissen, ja Übelwollen Veranlassung gegeben, daß es schon um deshalb nicht ohne Interesse sein dürfte, die Angelegenheit hier einmal etwas näher zu beleuchten.

In erster Linie muß zur Steuer der Wahrheit konstatiert werden, daß die betreffenden Verhältnisse im Laufe der letzten 10 Jahre auch in Preußen ganz andere und ungleich bessere wie früher geworden sind. Eine Erscheinung ist in dieser Beziehung vor allem charakteristisch. Vor circa 10 Jahren gehörte es nämlich in manchen Kreisen noch quasi zum guten Tone, die Seminare für den Lehrermangel verantwortlich zu machen und den Grund der ungenügenden Lehrerbesoldung in den ungenügenden Leistungen der Lehrerbildung zu suchen. Die Tonart, in welcher diese Klagelieder seiner Zeit gesungen wurden, war zum Teil eine so häßliche, daß sich das Ehrgefühl aller anständigeren Lehrer dagegen empören mußte. Was mußten doch die Seminare nicht alles verschuldet haben! Für was alles wurden sie doch verantwortlich gemacht! Bald sollten dieselben die Schuld des

Schulmeisterdünkels und der Überhebung des Lehrerstandes tragen, bald wieder unter den Volksschullehrern unterwürfiges Wesen und knechtischen Sinn groß ziehen. Demokratie und Orthodoxie, geistlicher Hochmut und weltlicher Sinn, Reaktionsgelüste und Fortschrittsüberstürzung: die Seminare sollten eben an allem schuld sein. Suchte man nach dem tieferliegenden Grunde dieser seltsamen Erscheinung, so fand man denselben in nicht wenigen Fällen darin, daß diejenigen am meisten schimpften, welche die Seminare am wenigsten kannten, oder daß diejenigen am konsequentesten schwiegen, welche am ersten die Pflicht gehabt hätten, zu reden und der Wahrheit die Ehre zu geben. Es zeugte ja von einem ganz respektabeln Unbefriedigtsein, wenn gerade die besten und tüchtigsten unter den deutschen Lehrern nach einer höhern Bildung, nach „mehr Licht“ verlangten. Solche Stimmen waren deshalb auch für die deutschen Lehrerseminare kein Schandpfahl, sondern ein Ehrenzeugnis; denn sie bewiesen, daß die Mutteranstalten in ihren geistigen Söhnen ein höheres Bildungsbedürfnis und ein edles Weiterstreben geweckt und damit das Beste erreicht hatten, was eine Lehrerbildungsanstalt überhaupt erreichen kann. Leider kamen aber auch nicht wenige Fälle vor, bei denen die Klage über ungenügende Bildung das Zeichen des eitelsten Hochmuts oder der unedelsten Absichten war. Man gab vor, dadurch den Lehrerstand in die Höhe bringen zu wollen, und setzte ihn in der öffentlichen Achtung doch nur herab. Wenn ein tüchtiger Lehrer zu der Erkenntnis kommt, wie viel ihm noch fehlt, so ist das, wie gesagt, eine Ehre für ihn; wenn aber einer, der im Seminare wegen ungenügenden Fleißes mit der niedrigsten Zensur entlassen worden ist, an den Wirtshaustafeln dem Trommelfell der Bauern seine Beschwerden über die ungenügende Seminarbildung in allen Tönen vororgelt und durch seine Erzählungen den Lehrerstand um Achtung und Ansehn bringt, so kann man ein derartiges Verfahren nicht scharf genug brandmarken. Über das Beste sollten eben nur die Besten urteilen! Im ganzen war es übrigens jedenfalls ein eigentümlicher Widerspruch, daß die meisten jener Leute sich vermöge ihrer Bildung über die wichtigsten Angelegenheiten zu reden für befähigt hielten, während sie sich doch selbst in demselben Atemzuge als durchaus ungebildete Menschen an den Pranger stellten.

Zur Ehre des Lehrerstandes muß es gesagt werden, daß derartige widerwärtige Ausschreitungen von der Tagesordnung der Zeit ver-

schwunden sind, oder doch wenigstens nicht mehr als Schreckmittel benutzt werden, um junge Leute vom Eintritt in die Seminare abzuhalten. Die letzte Attaque auf die Seminare wurde vor einigen Jahren von Pommern aus versucht. Dort hat sich aber Hauffe in Cammin in seinen Pommerschen Blättern der ohne Grund und Ursache verurteilten Anstalten in einer so energischen Weise angenommen, daß die geschlagenen Gegner das Kampffeld geräumt haben. So ist denn also jetzt in dieser Beziehung gegen sonst ein vollständiger Umschlag eingetreten, denn während man früher den preußischen Seminaren nachredete, daß sie zu wenig leisteten, beschwert man sich jetzt in nicht wenigen Fällen über die Höhe der Anforderungen, und besonders über die Strenge der Prüfungen. Das Blatt hat sich also in recht seltsamer Weise gewendet. Im übrigen darf man betreffs des gegenwärtigen Standes der preußischen Lehrerbildung wohl das Urteil eines Mannes gelten lassen, der die betreffenden Verhältnisse nicht allein genau kennt, sondern auch als ein treuer Sohn der römisch-katholischen Kirche bei seinen Glaubensgenossen als unverdächtiger Zeuge in Ehren steht, es ist dies der katholische Seminardirektor Velten in Elten (Rheinprovinz). „Unsere Lehrer" — sagt derselbe — „haben jetzt eine wohlfundierte formale Bildung, die ihnen und den Schulkindern die Schularbeit erleichtert, die sie über den Bildungsstand der mittleren Bevölkerungsklassen emporhebt, und welche sie befähigt, an mancherlei höheren Anstalten zu wirken; eine Bildung, auf und mit welcher fortbauend gar manche sich zu höheren Stellungen emporgeschwungen haben. Unsere jetzigen Volksschullehrer bilden die Mehrzahl derjenigen, welche bei den Prüfungen für Mittelschulen erscheinen und das Examen mit bestem Erfolge bestehen. Eine nicht geringe Anzahl von Lehrern hat sich einen Namen in der litterarischen Welt als Herausgeber periodischer Zeitschriften, als Jugendschriftsteller, Dichter, Komponisten und als Verfasser wissenschaftlicher Werke auf dem Gebiete der allgemeinen Pädagogik und in anderen Fächern erworben. Kurz, die jetzigen Lehrer sind durchgehends durchaus ihrer Aufgabe gewachsen und haben sich eine feste Stellung in der gebildeten Welt erobert, die ihnen niemand streitig machen kann. An diesen Thatsachen ändern nichts jene betrübenden Erscheinungen im Lehrerleben und der Lehrerwirksamkeit, welche hin und wieder in den Zeitungen bekannt gemacht werden." Ich führe dieses Urteil hier nur um deswillen an, um den Beweis zu liefern, daß der Grund des in Preußen jetzt noch bestehenden Lehrermangels durchaus nicht in einer

ungenügenden Lehrerbildung gesucht werden darf und daß es deshalb auch ein durchaus falsches Zeugnis ist, wenn gewisse Leute der Welt weiszumachen suchen, daß das preußische Schulwesen ungleich tiefer stehe, als das aller anderen Länder. Wer so etwas schwatzt, kennt die Verhältnisse entweder nicht und urteilt deshalb ins Blaue hinein, oder hat durch den unglückseligen Parteifanatismus die Befähigung zu urteilen bereits ganz verloren.

Ebenso wenig berechtigt ist sodann auch der zweite Vorwurf, daß die preußische Schulverwaltung nicht das Ihre betreffs der Vermehrung der Seminare und der Gründung hinreichender Seminar-Vorbereitungsanstalten gethan habe. Auch hier hat der blinde Parteifanatismus den Versuch gemacht, aus der Luft gegriffene Verdächtigungen in den Faltenmantel der Wahrheit zu kleiden; allein gegen die notorisch und geschichtlich feststehenden Thatsachen der Seminarvermehrung kann er denn doch schließlich auch hier ein- für allemal nichts ausrichten. Was uns auf diesem Gebiete die Statistik lehrt, ist eben unanfechtbar. Es verlohnt deshalb vielleicht auch der Mühe, sich die folgenden Zahlen*) einmal etwas genauer anzusehen:

1) Das Königreich Preußen hatte in den Jahren

| | 1846 | 1866 | 1876 | 1879 |
|---|---|---|---|---|
| Schullehrer-Seminare | **40** | **76** | **100** | **110** |

2) Die Durchschnittszahl der Zöglinge betrug pro Seminar

| 1846 | 1861 | 1870 | 1879 |
|---|---|---|---|
| **54** | **59** | **63—68** | **90** |

3) Die Zahl der Seminaristen betrug

| | | | | mithin 1879 mehr gegen | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1870 | 1876 | 1878 | 1879 | 1878 | 1876 | 1870 |
| **5008** | **7199** | **8125** | **9404** | 1279 | 2205 | 4396 |

4) Es kommen auf einen Seminaristen Einwohner:

| 1846 | 1870 | 1876 | 1878 | 1879 |
|---|---|---|---|---|
| **7113** | **4727** | **3575** | **3169** | **2737** |

5) Es kommen auf einen Seminaristen Schulkinder:

| 1846 | 1855 | 1861 | 1864 | 1870 |
|---|---|---|---|---|
| **1073** | **1007** | **816** | **782** | **750** |

*) Die statistischen Mitteilungen, welche in der vorliegenden Betrachtung benutzt worden sind, finden sich im „Preußischen Centralblatt" 1871 S. 644 ff., 1874 S. 210 ff., 1876 S. 52, 1877 S. 505—607, 1878 S. 507, 1880 351 ff., 1881 S. 290 ff.

Wenn man mit diesen höchst interessanten statistischen Übersichten nun die Thatsache vergleicht, daß Preußen gegen 1870 jetzt jährlich 4396 Seminarzöglinge *mehr* ausbildet; daß auf 6,2 Schulstellen jetzt bereits *ein* Seminarist kommt; daß die Ausgaben für Seminare seit dem Jahre 1871 bis 1881 von = 392 025 Thaler auf = 4 333 503 Mark gestiegen sind; und wenn man ferner erwägt, was in den letzten Jahren auf diesem Gebiete bezüglich der Organisation des Präparandenwesens, der Besserstellung der Seminarlehrer, der Errichtung von Nebenseminaren und Parallelkursen Großes geleistet wurde: dann muß man gestehen, daß es ganz gewiß als ein geradezu unverzeihliches Unrecht betrachtet werden muß, wenn man leichtfertig oder böswillig die Behauptung in die Welt hinausposaunt: in Preußen ist zur Beseitigung des Lehrermangels durch Vermehrung der Schullehrer-Seminare und der Gründung staatlicher Präparandenstellen so gut wie *nichts* geschehen.

Was das preußische Kultusministerium zur Beseitigung des Lehrermangels im Laufe der letzten zehn Jahre geleistet hat, ergiebt sich ferner auch aus der ernsten Sorge desselben bezüglich der *Hebung der äußeren Stellung des Lehrers* resp. der Verbesserung der *Volksschullehrerbesoldungen*. Auch in dieser Beziehung dürfte es gut sein, die *Zahlen* reden zu lassen; es sei deshalb hier vorerst auch nur daran erinnert, daß der *Etat* des preußischen Kultusministeriums im Laufe der letzten zehn Jahre folgende Veränderungen erfahren hat:

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1871 = | 4 172 762 | Thaler, | darunter | für | Elementarschulwesen | 1 339 005 | Thaler. |
| 1872 = | 5 074 310 | „ | „ | „ | „ | 1 875 680 | „ |
| 1873 = | 7 892 086 | „ | „ | „ | „ | 3 758 356 | „ |
| 1874 = | 9 181 684 | „ | „ | „ | „ | 4 387 956 | „ |
| 1875 = | 35 711 074 | Mark | „ | „ | „ | 17 480 731 | Mark. |
| 1876 = | 36 804 853 | „ | „ | „ | „ | 18 219 072 | „ |
| 1877 = | 34 155 715*) | „ | „ | „ | „ | 18 661 037 | „ |
| 1878 = | 34 555 945 | „ | „ | „ | „ | 18 895 535 | „ |
| 1879 = | 36 663 838 | „ | „ | „ | „ | 19 133 157 | „ |
| 1880 = | 37 809 001 | „ | „ | „ | „ | 19 511 192 | „ |
| 1881 = | 38 415 007 | „ | „ | „ | „ | 19 581 913 | „ |

Welchen Einfluß diese Etatserhöhungen gehabt haben, lehrt schon eine Vergleichung der im Jahre 1867 erschienenen statistischen Nachrichten über das preußische Elementarschulwesen mit der im März-

*) Einmalige *Extra*-Ausgaben betrugen im Jahre 1877 fast über 3½ Million Mark.

und Aprilhefte 1875 befindlichen Übersicht über den Stand der Elementarlehrer-Besoldungen. Nach jener Statistik betrug Ende 1864 das Durchschnittsgehalt der Lehrer in den Städten 294 Thlr., auf dem Lande 185 Thlr. Für beide zusammen 218 Thlr. Dagegen betrug nach der späteren Tabelle für 1874 der Durchschnitt der Gesamtbesoldung neben freier Wohnung und Brennmaterial auf einen Stadtlehrer schon 399 Thlr. und auf einen Landlehrer 279 Thlr., also zusammen 316 Thlr. 1864 belief sich der Gesamtbetrag der Besoldung der Lehrer und Lehrerinnen an den öffentlichen Elementarschulen noch auf

3265383 Thlr. und 11234 Fl. in den Städten
4776857 „ „ 42349 „ auf dem Lande

Zus. 8042257 Thlr. und 53583 Fl.

Im Jahre 1874 dagegen betrug die Summe der Gehalte neben freier Wohnung und freiem Brennmaterial für Lehrer und Lehrerinnen schon

in den Städten 6358490 Thlr.
auf dem Lande 8725896 „

in der Monarchie 15084386 Thlr., wobei die Alterszulagen von bzw. 30 und 60 Thlr. jährlich noch nicht mit eingerechnet sind. Dies war der Standpunkt des Jahres 1874. Wenn man nun erwägt, was seit 1874 für gewaltige Summen zur Aufbesserung dieser unglückseligen Verhältnisse verwendet worden sind (1875 allein auf einmal 3053733 Mk.): dann *kann* man nicht in Abrede stellen, daß sich diese Verhältnisse im Vergleich zu früher um ein bedeutendes *gebessert* haben.

Und doch muß man sagen, daß das, was der *Staat* auf diesem Gebiete leistet, bei aller Anerkennung seiner Bestrebungen noch verhältnismäßig *gering* ist gegen das, was die gesamten *Kommunen* in Dörfern und Städten zur Erhaltung und Förderung ihres Schulwesens aufwenden. Ich habe Gelegenheit, allerdings nur die Etats der *größeren* Städte kennen zu lernen, aber was ich in dieser Beziehung gesehen habe, erklärt die Klage des Bürgermeisters Brecht in Quedlinburg in dessen Broschüre „Die wirtschaftliche und finanzielle Lage der Stadtgemeinden" zur Genüge, daß es auf diesem Verwaltungsgebiete sich meist noch immer um eine *Nachholung* der in den letzten 20 Jahren fast *unglaublichen* Versäumnisse handelt. „Hundert, ja 200 Kinder" — sagt Brecht S. 24 — „waren oft verurteilt, in der engen und dumpfen Klasse des Küsterhauses durch die

Glut des eisernen Ofens oder den scharfen Zug des klappernden Fensters die zweifelhaften Bemühungen um die Bildung ihres Geistes durch unzweifelhaften Schaden an ihrer körperlichen Entwickelung zu erkaufen . . .; es ist deshalb auch ein Ruhm der deutschen Städte, daß diese nach Erkenntnis der weiteren Ziele des wiedergeborenen Staatslebens und nach Erkenntnis der Stellung, welche der Bürger darin einzunehmen hat, aus eigener Bewegung Hand ans Werk gelegt haben, um die alten Versäumnisse nachzuholen. Und es gab viel nachzuholen!" — Daß Brecht recht hat, das beweisen die Etats vieler Städte! Aus der großen Menge des mir vorliegenden Materials greife ich nur einzelnes heraus und lasse die stummen Zahlen ihre eigene beredte Sprache führen. So zahlt z. B. für das städtische Schulwesen jetzt jährlich:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Duisburg | 233 600 | Mk. | Witten | 141 350 | Mk. |
| Düsseldorf | 329 175 | „ | Magdeburg | 424 000 | „ |
| Potsdam | 196 222 | „ | Erfurt | 298 424 | „ |
| Crefeld | 439 928 | „ | Altona | 391 241 | „ |
| Liegnitz | 124 882 | „ | Aachen | 311 317 | „ |
| Frankfurt a. M. | 890 407 | „ | Königsberg i. O. | 558 560 | „ |
| Bochum | 101 370 | „ | Kassel | 520 047 | „ |

und die Haupt- und Residenzstadt Berlin 5 120 292 Mark (501 580 Reichsmark mehr als im Vorjahre).

Wo solche Zahlen reden, da soll man doch um alles in der Welt nicht sagen, daß es in Preußen an gutem Willen oder an thatkräftiger Hilfe zur Beseitigung altgewordener Übelstände, oder zur Anbahnung besserer Verhältnisse handele. Das ist einfach undankbar und — unwahr! —

Gegenüber solchem Kraft- und Geldaufwande, von dem im Obigen nur ein schwaches Bild zu geben möglich war — (denn wie groß mag wohl der Geldzuschuß aller Städte und Dörfer der gesamten preußischen Monarchie sein?) —, ist es erklärlich, daß die Verhältnisse sich gegen früher jetzt allmählich besser gestaltet haben. Die Denkschrift über den Lehrermangel, welche im Jahre 1880 dem Abgeordnetenhause vorgelegt wurde, giebt deshalb auch über die erzielten Erfolge einigermaßen erfreuliche Aufschlüsse. Aus dem reichen Inhalte derselben teilen wir hier nur mit, daß 1879 in Preußen in 57176 ordentlichen Schulstellen (7467 mehr als 1873) 6720 vorschriftsmäßig geprüfte Lehrer mehr thätig waren als im Jahre 1873,

daß 1879 in den Seminaren 9404 Zöglinge ausgebildet wurden (also 4396 mehr als im Jahre 1870) und daß im Jahre 1880 650000 preußische Schulkinder mehr einen besseren Unterricht erhielten als im Jahre 1873.

Wer es mit unserem Volke ehrlich meint, wird sich über die Erreichung dieses günstigen Resultates gewiß nicht allein in aller Aufrichtigkeit seines Herzens freuen, sondern im Geiste auch den Männern in herzlicher Dankbarkeit die Hand drücken, welche ihre Zeit und Kraft an die Beseitigung des unglückseligen Lehrermangels gesetzt haben. Diesem Gefühle der Dankbarkeit thut der Umstand durchaus keinen Eintrag, daß die Schulverwaltung einen Bundesgenossen zur Seite gehabt hat, ohne dessen Mitwirkung wir heute vielleicht noch nicht die Hälfte dessen erreicht hätten, was erreicht worden ist. Dieser Bundesgenosse ist die schlechte Geschäftslage unserer heimischen Industrie gewesen. Wenn man bedenkt, daß Tausende von Vätern, die früher ihren Sohn für den Betrieb eines industriellen Geschäftes oder für den Kaufmannsstand bestimmten, nach den Jahren des Börsenkrachs alles Mögliche gethan haben, um den Sohn von dem unglücklichen Gedanken, Geschäftstreibender oder Kaufmann zu werden, abzubringen, ihn auf die Unsicherheit des gegenwärtigen Geschäftslebens, auf die so vielfach vorkommenden Bankrotte, auf den großen Aufwand und den geringen Verdienst, auf die von allen Seiten her ertönenden Klagen hinzuweisen und schließlich dem Sohne den wohlmeinenden Rat zu geben, Lehrer zu werden — „der Verdienst ist zwar nicht hoch und die Stellung nicht gerade glänzend, aber das Amt bietet doch ein sicheres Einkommen, und Sicherheit ist ja jetzt mehr wert, als alles andere“ —; wer erwägt, daß die sozialen Verhältnisse ungleich mächtiger und gewaltiger sind, als die schwachen Menschen: der wird die obige Behauptung auch durchaus erklärlich finden. Tausende von jungen Leuten haben sich dadurch dem Lehrerberufe zugewendet, sich in irgendeiner der seit 1874 so zahlreich gegründeten Präparandenanstalten angemeldet und sind dann, wenn ihnen das Glück günstig war, Lehrer geworden.

So erklärt sich denn also aus den Bemühungen der Staatsverwaltung einerseits und der schlechten Geschäftslage der Zeit anderseits, daß jetzt die sämtlichen Präparandenanstalten in Preußen nicht allein vollständig besetzt, sondern zum größten Teile sogar überfüllt sind, und daß das Zuströmen junger Leute zu den Schullehrerseminaren eine so

gewaltige Höhe erreicht hat, daß man sich in den preußischen Lehrerbildungsanstalten ganz außerstande sieht, die angemeldeten und in der Aufnahmeprüfung bestandenen Aspiranten sämtlich aufnehmen zu können.

Unter den dargelegten Verhältnissen sollte man nun allerdings meinen, daß der Lehrermangel, wenn nicht schon jetzt, so doch in der allernächsten Zukunft sein Ende erreichen müßte. Ist doch alles geschehen und hat doch alles dazu beigetragen, um dieses Unglück von unseren Schulen zu entfernen! Je länger und eingehender man sich aber mit dieser Frage beschäftigt, je mehr lernt man auch erkennen, daß man es hier mit einem tiefen Brunnen zu thun hat, der um so tiefer erscheint, je länger man in denselben hineinschaut. Es darf uns deshalb auch nicht wundernehmen, daß die oben erwähnte Denkschrift in aller Ehrlichkeit die Thatsache bestätigt, daß in Preußen der Lehrermangel sein Ende bis jetzt noch nicht erreicht hat.

Die erwähnte Denkschrift von 1880 giebt in dieser Beziehung ganz dankenswerte Zusammenstellungen. Nach diesen stellt sich das Verhältnis folgendermaßen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1873 | waren besetzt an ordentlichen Lehrerstellen | 52 046 | |
| | nicht vorschriftsmäßig besetzt, bzw. vacant waren | | 3616 |
| 1875 | waren besetzt | 54 496 | |
| | nicht vorschriftsmäßig besetzt waren | | 4508 |
| 1877 | waren besetzt | 56 680 | |
| | nicht vorschriftsmäßig besetzt waren | | 4581 |
| 1879 | waren besetzt | 57 176 | |
| | und Hilfslehrstellen | 1665 | |
| | nicht vorschriftsmäßig besetzt | | 2938 |
| | Hilfslehrerstellen | | 572 |

Diese Zahlen beweisen zur Genüge, daß wir mit dem Lehrermangel noch lange nicht am Ende sind, ja daß es sogar recht zweifelhaft erscheint, ob es überhaupt möglich sein wird, ihn in den nächsten Jahren ganz beseitigen zu können. Für den Fernerstehenden erscheint diese Behauptung auf den ersten Augenblick vielleicht ganz unbegreiflich, aber es spricht doch so vieles für die Richtigkeit dieser Befürchtung, daß es jedenfalls nichts schaden kann, dieser interessanten Frage noch einmal auf einige Augenblicke recht fest ins Auge zu schauen. Freilich muß man dabei vor allem den Irrtum ablegen, als ob es sich hierbei nur um ein augenblickliches Bedürfnis handle; die Sache

liegt vielmehr so, daß der Lehrermangel nicht allein in die Gegenwart, sondern auch in die Vergangenheit und Zukunft eingreift oder, um mich deutlicher auszudrücken, daß die Schulverwaltung nicht allein den erforderlichen Ersatz für die eben verstorbenen resp. abgehenden Lehrer zu schaffen, sondern auch die Schäden der Vorzeit auszubessern und zugleich auch die gestellten Ansprüche für die Zukunft zu befriedigen hat. Die Verwaltung muß deshalb zu gleicher Zeit nach drei Seiten hin thätig sein!

Um sich die Richtigkeit der eben erwähnten und manchem vielleicht befremdend erscheinenden Thatsache einigermaßen zu veranschaulichen, muß man zunächst bedenken, daß die Volksschule in Preußen eine verhältnismäßig noch junge Institution ist. Bildungsanstalten, die man zur Zeit der Reformation und vor der Reformation Volksschulen nannte, waren nicht Volksschulen im jetzigen Sinne des Wortes; es waren kirchliche Hilfsanstalten, gegründet von der Kirche und für die Kirche, und deshalb auch von ihr beaufsichtigt und durch sie erhalten. Die Volksschulen im jetzigen Sinne des Wortes datieren in Preußen, streng genommen, erst seit der Zeit Eberhard v. Rochows oder, noch bestimmter ausgedrückt, erst seit der Pestalozzischen Periode, aus der Zeit des Ministeriums Altenstein. Wir haben es demnach im vorliegenden Falle auch mit einem vor noch nicht zu langer Zeit aus dem Boden der Vergangenheit hervorgesprudelten Bächlein zu thun, das im Laufe von noch nicht 100 Jahren zu einem Strome angeschwollen ist, und zwar zu einem verhältnismäßig so riesenhaften Strome, daß jetzt alle Strombauleute alle Hände voll zu thun haben, um die immer breiter und breiter werdenden Ufer desselben in einer dem Segen des Landes entsprechenden Weise zu regulieren. Daher erklärt sich denn auch die Erfahrung, daß die vorhandene große Zahl von Schullehrerseminaren jetzt noch lange nicht ausreicht, um den Bedarf an Lehrkräften zu decken, und daß es noch ganz gewaltiger Kraftanstrengungen bedürfen wird, um die in einer größeren Anzahl von Bezirken noch ziemlich reich bemessene Zahl von unbesetzten Schulstellen ausfüllen zu können. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist es darum auch als ein dankenswertes Bemühen des Kultusministers v. Puttkamer anzuerkennen, daß er zu den bisherigen, von seinen Amtsvorgängern gegründeten Schullehrerseminaren überall noch Nebenseminare und Parallelkurse eingerichtet und auf diesem Wege dem Übelstande abzuhelfen gesucht hat.

Dazu kommt sodann aber auch noch ein zweites, nämlich die verhältnismäßig rasche Zunahme der gesamten Bevölkerung der preußischen Monarchie. Nach der letzten Volkszählung von 1880 hatte das gesamte Deutsche Reich 45194172 Einwohnern. Davon kamen allein auf Preußen 27251067. Da nun Preußen 1875 nur 25742404 Einwohner hatte, so ergiebt sich daraus in den wenigen Jahren eine Bevölkerungszunahme von 1508663 Einwohner. Und nun berechne man doch einmal selbst, welche Anforderungen diese gesteigerte Bewohnerziffer seit zehn Jahren an die Schulverwaltung stellt, wenn man dabei den Berechnungsmodus der Schulstatistik zugrunde legt, daß 17,2 Prozent der Gesamtbevölkernng die schulpflichtige Jugend bilden, daß 92 Prozent derselben die Volksschule besuchen und daß auf je 80 Kinder nicht mehr als ein Lehrer kommen soll! Und außer Ansatz darf man diese Verhältnisse doch nicht lassen!

Noch ungleich einschneidender als diese Gesamtzunahme ist aber einerseits auch das rasche Emporblühen fast aller größeren und mittleren Städte und anderseits das durch die Teilung der Schulen überall bedingte Anwachsen der Schulklassen und des Lehrerpersonals. Einige Beispiele mögen auch in dieser Beziehung zur Begründung des Behaupteten genügen. So hatte z. B. die Stadt Berlin

Ende 1870 in 53 Gemeindeschulen 615 Klassen
„ 1880 „ 114 „ „ 1742 „
gegenwärtig „ 118 „ „ 1827 „

Daß mit der Zahl der Klassen resp. der Vermehrung der Kinder auch die Zahl der Lehrer entsprechend gewachsen ist, versteht sich ganz von selbst. In welch rapider Weise das aber geschehen ist, zeigt die Thatsache, daß Berlin 1865: 300, 1871: 705, 1875: 1096 fest angestellte Gemeindeschullehrer hatte, und gegenwärtig 1826 hat. In jedem der letzten Jahre hat Berlin durchschnittlich 140 neue Lehrer mehr nötig gehabt. Nach dieser Berechnung würde der Staat 4—5 vollständig organisierte Seminare mehr nötig haben, um nur den jährlichen Mehrbetrag der Lehrer für diese eine Stadt zu decken. Ähnlich ist's aber auch in anderen großen Städten der preußischen Monarchie. In den städtischen Schulen zu Magdeburg z. B. hatte man

Ostern 1870 in 165 Klassen 10128 Schüler mit 252 Lehrern,
„ 1881 „ 240 „ 12404 „ „ 345 „

so daß sich also in dem genannten Zeitraum die Zahl der Schüler um 2376, die der Klassen um 75 und die der Lehrer um 93 vermehrt

hat. Selbst unser Halberstadt braucht bei seiner Einwohnerzahl von 32 000 Seelen jetzt jedes Jahr gegen früher 4 neue Lehrerstellen mehr.

Dazu kommt dann noch der weitere Umstand, daß nicht allein in den größeren und mittleren Städten, sondern auch in den größeren Dörfern überall auf Teilung der Klassen resp. auf Verminderung der Schülerzahl derselben gesehen wird. Wo in den Dorfschulen sonst ein Hirt und eine Herde war, da stehen jetzt 3 oder 4 Lehrer am Werke. Man kann nicht sagen, daß diese Maßregel eine überflüssige wäre, denn es haben trotz alledem die betr. Lehrer vielfach noch jetzt so vollgefüllte Klassen, daß man nicht absehen kann, wie es möglich sein sollte, mit einer geringeren Anzahl von Lehrerkräften auszukommen. In den kleineren Dörfern aber, von denen aus sich die Freizügigkeit nach den größeren Städten wendet, werden die Lehrer dadurch nicht entbehrlich, und so hat denn die Schulverwaltung auch immer ihre liebe Not, um neben der Befriedigung älterer und früherer Ansprüche auch den fort und fort neu auftauchenden gerecht zu werden. Wenn man bedenkt, daß im Jahre 1880 — wie die oben erwähnte Denkschrift mitteilt — Ostpreußen noch 669 überfüllte Klassen, Westpreußen 448, Brandenburg 552, Pommern 500, Posen 869, Schlesien 1509, Sachsen 761, Schleswig-Holstein 106, Hannover 555, Westfalen 827, Hessen-Nassau 414, Rheinprovinz 825, Hohenzollern 12, die gesamte preußische Monarchie also in Summa 8047 überfüllte Klassen hatte, zu deren Beseitigung noch 8477 neue Lehrkräfte nötig sein würden; wenn man ferner erwägt, wie viel Schulstellen in unserer Provinz Sachsen noch als sogenannte Halbtagsschulen eingerichtet sind, und wieviel Schulen, besonders in den beiden Regierungsbezirken Merseburg und Magdeburg noch von sogenannten (ungeprüften) Schulbewerbern verwaltet werden: dann wird man sich über die oben geschilderten Erscheinungen nicht mehr wundern, sondern einfach zugestehen, daß die große Zahl der Schullehrerseminare und der Nebenkurse noch bedeutend vermehrt werden müßte, ehe man sagen könnte, daß der Lehrermangel bei uns ein überwundener Standpunkt sei. Es läßt sich ja durchaus nicht verkennen, wie schwer dabei der Schulverwaltung besonders die Frage auf dem Herzen liegt, was sie nach der Beseitigung des Lehrermangels mit der großen Zahl von Seminarlehrern, die beim Eintritte normaler Schulverhältnisse resp. nach Wiederauflösung der provisorisch eingerichteten Nebenseminare doch einmal überflüssig werden müssen, anfangen soll; allein

gegenüber den großen Gefahren des Volksschullehrermangels wird sich ja wohl auch dieses Bedenken überwinden lassen. In Summa: es werden noch Riesenanstreugungen nötig sein, ehe man das seither erstrebte Ziel ganz und vollständig erreicht. Diejenigen, welche jetzt dem Reichskanzler so schwer grollen, weil er mit seinen neuen Steuersystemen manche Gemüter beunruhigt, werden sich deshalb auch wohl oder übel mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß derartige Fragen denn doch endlich einmal eine gedeihliche Lösung finden müssen. Es muß Geld geschafft werden, das hat ja auch schon einmal ein Kriegsminister gesagt! —

Aber wenn das Ziel der Beseitigung des Lehrermangels auch einmal erreicht sein sollte, dann würde damit doch immer nur erst der Not um Lehrer vorgebeugt sein. Ob damit auch der Not der Lehrer? Das würde wiederum eine ganz andere und von der vorigen durchaus streng zu scheidende Frage sein.

Zwar muß man ja auch in dieser Beziehung gerecht sein und dankbar anerkennen, daß die Verhältnisse jetzt gegen früher ungleich bessere geworden sind; denn während am Ende des Jahres 1864 von 36 296 preußischen Lehrern nur 20 517 eine Besoldung von über 200 Thlr., 3673 Lehrer nur 100—125 Thlr. und 1926 Lehrer sogar nur 50—100 Thlr. Einkommen hatten, haben die meisten Städte jetzt für ihre Schulstellen eine Besoldungsskala von 300—700 Thlr. eingeführt, und auch bezüglich der Dorfschullehrerstellen sind seitens der einzelnen Regierungen Minimalgehalte mit der Bestimmung fixiert worden, daß unter diesem Besoldungssatz kein Lehrer in einer Gemeinde angestellt werden darf. Das alles sind, wie gesagt, in hohem Grade dankenswerte Maßnahmen. Leider bin ich nicht in der Lage, das Durchschnittsmaß der jetzigen preußischen Lehrerbesoldungen feststellen zu können, weil mir hierfür nicht das erforderliche statistische Material zur Verfügung steht. In Ermangelung zuverlässiger Unterlagen muß ich mich deshalb bei meinen Betrachtungen auch nur auf die nächsten Verhältnisse meiner Umgebung, soweit ich dieselbe kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, beschränken, und kann deshalb in dieser Beziehung auch nur mitteilen, daß wir in unserm Regierungsbezirk Magdeburg jetzt wohl Dorfschullehrerstellen mit 3000 Mk., 2700 Mk., 2400 Mk., 2100 Mk., 1800 Mk., 1500 Mk. Besoldung haben — (die betreffenden Besoldungen sind meist Naturalbesoldungen, die sich mit der Höhe des Ackerpachtes durch die in der Nähe liegenden Zuckerfabriken stei-

gern)*) —; aber im ganzen sind doch derartige „fette“ Stellen recht dünn gesät. Bei weitem die meisten Landstellen haben das Minimalgehalt, welches die Königliche Regierung in Magdeburg auf 300 Thlr. festgestellt hat, und die meisten Dorfgemeinden gehen über diesen Besoldungssatz ohne Anwendung äußerer Zwangsmittel nur in den allerseltensten Fällen hinaus. Wenn das aber eine nicht wegzustreitende Thatsache ist, dann muß man doch fragen: Sind denn unter den gegenwärtigen Preisverhältnissen diese 300 Thlr. wirklich eine so beneidenswerte Besoldung, daß der Dorfschullehrer, wenn er weder von Hause aus noch durch seine Frau einiges Vermögen besitzt, damit die Kosten eines mit mehreren Kindern gesegneten Haushaltes ordnungsmäßig bestreiten und die Zukunft der Seinen sicher stellen kann? Man mache sich derartige Verhältnisse doch nur einmal recht klar und deutlich, ehe man in die Steine greift und den Lehrer mit Vorwürfen und Verdächtigungen überhäuft. Und dann bedenke man doch auch noch ein zweites. Jetzt liegen die Verhältnisse so, daß infolge der schlechten Geschäftslage ein großer Teil unserer konfirmierten Jugend in die Präparandenanstalten strömt, um sich von da aus, wenn irgend möglich, in die Seminare hineinzubringen; aber man soll sich dabei doch nicht täuschen und nicht etwa glauben, daß der Idealismus des Herzens die Leute zur Wahl des Lehrerberufs treibe. Es ist noch immer der alte Materialismus, nur in anderer Form. Die Veranlassung ist nicht in der Höhe der jetzigen Lehrerbesoldungen zu suchen, sondern in der Sicherheit einer, wenn auch geringen, doch festen Einnahme. Man braucht kein Prophet künftiger Zeiten sein zu wollen, aber man wird trotzdem doch auf vielseitige Zustimmung rechnen dürfen, wenn man dem Gedanken Ausdruck giebt, daß mit der Wiederkehr besserer industrieller und merkantiler Verhältnisse unsere

*) Manche Gemeinden sorgen beizeiten für die Zukunft ihrer Schulen. So hat z. B. eine Nachbargemeinde die Zeit der Separation benutzt, um für 2 neue Schulstellen, die bei der stetigen Zunahme der Bevölkerung in späteren Jahren voraussichtlich doch einmal geschaffen werden müssen, je 25 Morgen Land zu reservieren. Für jetzt werden diese durch die Zusammenlegung früherer nutzloser Raine entstandenen 50 Morgen à Morgen mit jährlich 15 Thlr. = 750 Thlr. verpachtet; aber wenn die Zeit einmal herankommt, dann hat doch die Gemeinde ohne große Anstrengung, einfach durch eine sachgemäße Erwägung, für eine feste Dotation ihrer neuen Schulstellen gesorgt. Ein anderer Ortsvorstand hat zu diesem Zwecke eine große Obstplantage angelegt.

Präparandenanstalten und Schullehrerseminare sich ebenso rasch wieder entvölkern werden, wie sie sich in den letzten Jahren gefüllt haben. Die höhere Einnahme und der schnellere Erwerb wird dann dem kleineren und sicheren Einkommen wieder vorgezogen werden, der Strom der jetzigen Bewegung wird dann, wie das im Königreich Sachsen bereits der Fall sein soll, seine Fluten wieder nach einer anderen Richtung hinsenden und dann — können wieder Zustände eintreten, wie wir sie vor zehn Jahren bereits einmal erlebt haben. Und was dann? — — —

Es ist eine sehr ernste Sache, die in den beiden vorstehenden Betrachtungen in Anregung gebracht worden ist. Wenn ich mich bemüht habe, dieselbe in durchaus ernster und ruhiger Weise zu behandeln, so bin ich darin dem Gefühle gefolgt, daß man ernste Sachen auch in ernster Weise behandeln soll. Es ist darum auch ein durchaus tadelnswertes Beginnen zu nennen, wenn man in manchen Kreisen so überaus undankbar gewesen ist und die hervorragenden Bemühungen des früheren Kultusministers Dr. Falk um die Beseitigung des Lehrermangels nicht allein nicht anerkannt, sondern auch geradezu verdächtigt hat. Diesen Undank hat der Mann ganz gewiß nicht verdient. Nicht minder ungerecht ist es, wenn man das, was der Nachfolger Falks, der Kultusminister v. Puttkamer, auf diesem Gebiete während seiner kurzen Thätigkeit Gutes geleistet hat, absichtlich verschweigt und z. B. nicht einmal anerkennt, daß er durch die Gründung einer bedeutenden Anzahl von Seminar-Parallelkursen dem vorhandenen Übelstande redlich zu steuern gesucht hat, und in der Rheinprovinz, wo der Lehrermangel jetzt einigermaßen gehoben zu sein scheint, denjenigen, welche diese Gelegenheit zu einer Subtraktion der an und für sich noch sehr kärglich bemessenen Lehrerbesoldungen haben benutzen wollen, mit der entschiedenen Erklärung entgegengetreten ist, daß er eine solche Maßregel nicht billigen könne und sich der Ausführung derselben widersetzen werde. Ebenso widerwärtig ist aber endlich auch der Hohn und Spott, den man in manchen Zeitungen über die Lehrer ausgegossen hat, wenn dieselben auf gesetzlichem Wege und mit ruhiger Besonnenheit ihrer Sorge um die Zukunft der Ihren Ausdruck gegeben haben. Es ist sicherlich nicht schön, wenn manche Zeitungen von allen Lehrern so ohne alle Ausnahme gesagt haben, daß die Lehrer „ein unzufriedenes Volk seien", „bei denen neue Konzessionen nur neue Klagen in gesteigerten Progressionen hervorrufen",

daß „die Klagemanie“, die von „politischen Falschmünzern“ in Scene gesetzt werde, eine „Pertinenz des Lehrerstandes“ sei, weil es ja so „interessant“ erscheine, immer den „Schmerzenssohn“ spielen zu können. Wenn diejenigen, welche über den gesamten preußischen Lehrerstand mit einer so lieblosen Härte urteilen, nur einmal auf einige Jahre nichts weiter als die trotz aller Bemühungen der Staatsbehörden und Kommunen noch verhältnismäßig recht gering gebliebene Einnahme eines armen Dorfschullehrers hätten, dann würde sich das Blatt wohl bald wenden.

Ich habe den vorstehenden Gedanken Ausdruck gegeben nicht allein zu dem Zwecke, um derartige Dinge einmal ruhig und sachgemäß, ohne Parteileidenschaft und Voreingenommenheit, zu besprechen, sondern auch aus dem Grunde, um Veranlassung zu der Erkenntnis zu geben, daß man gerecht sein und das, was auf diesem Gebiete Gutes und Großes geschehen ist, dankbar anerkennen, aber auch Gerechtigkeit nach der andern Seite hin üben und zugestehen soll, daß auf diesem Gebiete noch viel Verdienst übrig bleibt und daß noch Riesenaufgaben für eine ganze Reihe kommender Jahre zu lösen sein werden. Es ist ja ganz richtig, daß es ein namenloses Unglück sein würde, wenn unsere Volksschullehrer ihr Amt lediglich und allein um der Besoldung willen verwalteten und den Grad der Treue nach der Höhe des jeweiligen Gehalts bemessen wollten; sie würden dann nicht gewissenhafte Arbeiter im Reiche Gottes, sondern lohnsüchtige Tagelöhner und selbstsüchtige Mietlinge auf dem Acker der Welt sein; die Achtung aller Edeldenkenden würde ihnen verloren gehen. Aber anderseits kann es uns in den Lehrerbildungsanstalten, in denen wir das Unsere ehrlich thun, um jede neue Lehrergeneration mit dem lebendigen Bewußtsein der schweren Verantwortlichkeit des Lehrerberufs auszurüsten und im Interesse der gesamten Nation, wie zur Förderung des Reiches Gottes auf Erden, jedem Zögling das Ideal der erbarmenden und selbstlosen Liebe ins Herz einzupflanzen suchen, nicht gleichgültig sein, ob der Same einer idealen Pädagogik draußen im Leben auch wirklich Wurzeln schlägt und dem Vaterlande und dem Volke die erwünschten Früchte des Segens bringt, oder ob die Sorgen um des Lebens Nahrung und Notdurft in dem harten Boden einer oft mehr als rauhen Wirklichkeit die zarten Pflanzen ersticken. Wie wir daher den Lehrern im Hinweis auf den langsamen, aber trotz alledem doch sicher vorwärts schreitenden Stundenzeiger der Schuluhr allezeit und

zwar in ihrem eigenen Intereſſe abreden werden, etwa durch ungerechte oder ungeſtüme Forderungen der geſegneten Wirkſamkeit ihres Berufs Abbruch zu thun oder Schaden zuzufügen, ſo werden wir es anderſeits auch allezeit für unſere Pflicht erachten, Kommunen und Behörden freundlichſt die Bitte ans Herz zu legen: Werdet nicht müde in der opferwilligen Liebe für die Volksſchule; denn ihr nützt dadurch nicht allein den Lehrern, ſondern auch und zwar noch ungleich mehr auch euren Kindern, euren Gemeinden, der geſamten Nation und ſchließlich euch ſelbſt. Wer für die Schule ſorgt, ſorgt für die Zukunft. Der Lehrer iſt ja hierbei nicht der Zweck, ſondern nur ein Mittel zum Zweck. In jedem Falle gebe ich mich aber der Hoffnung hin, daß durch die vorſtehenden Betrachtungen die Sache, wenn nicht vollſtändig erſchöpft, ſo doch wenigſtens inſoweit gründlich erörtert worden iſt, daß jedermann zu der Einſicht kommen kann, wie unendlich ſchwierig und kompliziert ſolche an ſich ſehr einfach ſcheinende Verhältniſſe in einem Großſtaate zu regulieren ſind, und welche rieſigen Anſtrengungen auf die Dauer erforderlich werden, um das Schulweſen eines Staates mit Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe nicht allein auf eine beſtimmte Höhe zu bringen, ſondern es auch auf derſelben zu erhalten. Das letztere iſt oft noch viel ſchwieriger, als das erſtere.

# IX.

# Unter welchen Bedingungen läßt sich im Seminare eine tüchtige Ausbildung der Seminaristen in der praktischen Pädagogik ermöglichen?

Vortrag
1874.

---

Das Schullehrerseminar soll sein: 1) eine Erziehungsanstalt, 2) eine Lernanstalt, 3) eine Lehranstalt. Eine *Erziehungsanstalt*; denn das Seminar soll dem Volke und der Jugend desselben tüchtige *Volksschullehrer*, gewissenhafte Männer und zuverlässige Charaktere erziehen. Das Seminar soll sein 2) eine *Lernanstalt*. Unter „Lernen" ist hier nicht die gedächtnismäßige Aneignung toter Kenntnisse zu verstehen, sondern die klarbewußte Erfassung und selbstthätige Verarbeitung gediegener Wissensstoffe. Wenn manche Leute mehr gelernt hätten — wenn sie vor allem das *Arbeiten* und das *Denken* gelernt hätten —, dann würden sie auch besser *lehren* können. Unsere Seminare sollen endlich sein 3) *Lehranstalten* — nicht in *dem* Sinne, daß in ihnen nur die *Lehrer* lehren (denn in diesem Sinne würde *jede* Schule eine Lehranstalt genannt werden müssen), sondern in dem anderen, daß in ihnen die *Schüler* — wenn ich so sagen darf — das Lehren *lernen* und das Lernen *lehren**).

*) Über diesen dreifachen Zweck der Lehrerbildungsanstalten vergl. das Weitere in meiner Antrittsrede zu Halberstadt am 5. August 1873 (Gotha, E. F. Thienemann).

Unser heutiges Thema faßt das Seminar nur als Lehranstalt auf, betrachtet also nur einen Teil des Seminarzweckes, ich glaube aber auf Ihre Zustimmung rechnen zu können, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß man mit diesem Thema das Schwarze in der Scheibe trifft. Oder was wäre denn ein Schullehrerseminar, wenn in ihm die Schüler nicht das Lehren lernten? Wenn in ihm nicht Lehrer gebildet würden, die da wissen, was sie wollen, und die da können, was sie sollen? Wo die Erfüllung dieser Aufgabe versäumt wird, da gleicht das Seminar einer Schwimmanstalt ohne Wasser. Man könnte ja dann die Schüler auch in jede beliebige höhere Unterrichtsanstalt schicken und die Thore der Seminare schließen. In der Forderung: „das Seminar muß eine Lehranstalt, und zwar eine Lehranstalt für Volksschullehrer sein", ruht sein Charakter als Fach- oder Berufsschule.

Aber unser Thema scheint auch diese Forderung noch einzuschränken, denn es fordert nicht allein die Bildung von Lehrern resp. von Volksschullehrern, sondern auch von praktischen Volksschullehrern. Was sind denn praktische Volksschullehrer? Man begegnet im Leben manchmal einer Auffassung, welche die praktische Bildung der wissenschaftlichen Bildung entgegensetzt. Ich kann mich damit nicht befreunden. Denn wäre diese Auffassung richtig, dann müßte man konsequenterweise auch behaupten: jeder praktische Lehrer ist ein nicht wissenschaftlich gebildeter Mensch, und: jeder wissenschaftlich gebildete Mensch ist ein unpraktischer Lehrer. Eine solche Behauptung wäre ein vollständiger Unsinn! Praktische und wissenschaftliche Bildung sind an sich durchaus keine Gegensätze, sondern in nicht wenigen Fällen kongruente Erscheinungsformen. Das Charakteristikum der praktischen Bildung aber ist jedenfalls das Können. Nun giebt es freilich kein Können, das nicht ein Wissen zur Voraussetzung hat. Ich verstehe darum auch unter praktischer Bildung nichts anderes, als ein auf solides Wissen gegründetes Können, speziell die erworbene Fähigkeit, sich mit Erfolg in die verschiedensten Verhältnisse des Lebens hineinfinden und eine geschickte Auswahl und Anwendung der zur Erreichung des vorgesetzten Zweckes führenden Mittel treffen zu können. Der unpraktische Mensch vergreift sich entweder in den Zwecken oder in den Mitteln, oder in beiden zugleich, der praktische dagegen trifft in beiden das Rechte. Auf den Volksschullehrer angewendet, würde demnach die Forderung so lauten: Wisse stets genau, was du in jedem gegebenen

Falle in deinem Berufe als Jugenderzieher und Jugendlehrer zu thun hast, wie du es zu thun hast, und warum du es so und nicht anders zu thun hast, und **thue** das Rechte zur rechten Zeit, am rechten Orte und in rechter Weise. Fehlt das Was, so fehlt das Ziel; fehlt das Wie, so fehlt die Methode; fehlt das Warum, so sinkt die Praxis zur bloßen Routine herab, und fehlt das Thun, so fehlt alles. Je mehr ich mich darum in das Wesen der Praxis hineinversenke, je mehr werde ich in der Überzeugung bestärkt, daß die Ausbildung der Seminaristen zu praktischen Volksschullehrern entschieden die Hauptaufgabe der Seminare ist. In dem einen liegt alles! Ein unpraktischer Volksschullehrer ist, streng genommen, gar kein Volksschullehrer. Er hat nur den Titel eines Lehrers, aber nicht das Wesen desselben. Darum kann sich der Unterricht im Seminar aber auch nicht damit begnügen, den Seminaristen etwa einige pädagogische Rezepte auf den Lebensweg mitzugeben und ihnen einige methodische Kunstgriffe beizubringen, sondern er muß auf den Grund gehen und in die Tiefe steigen. An der Wurzel muß das Werk angefaßt werden, wenn wahre und wirkliche Praxis, die Blüte und Frucht des gesamten Seminar- und Schullebens, erzielt werden soll.

Gestatten Sie mir deshalb, daß ich mein Thema so formuliere:

**Unter welchen Bedingungen und durch welche Mittel läßt sich im Seminare eine tüchtige Ausbildung der Seminaristen in der praktischen Pädagogik ermöglichen?**

Lassen Sie uns die Frage nach drei Richtungen hin beleuchten, indem wir

1) die Forderungen an die allgemeine Bildung unserer Zöglinge betrachten;
2) die Ansprüche an die pädagogische Tüchtigkeit der Seminarlehrer kennen lernen;
3) die inneren und äußeren Einrichtungen des Seminars und der Seminarschule näher charakterisieren.

Zu Nr. 1 gestatte man mir die folgende These zu stellen: Die praktische Bildung läßt sich nur ermöglichen, wenn die in das Seminar eintretenden Schüler für ihren künftigen Beruf innerlich qualifiziert und zweckmäßig vorgebildet sind, so daß sie außer dem nötigen Grade geistiger Anlagen und der Gabe des natürlichen Lehrgeschickes das erforderliche Maß tüchtiger Kenntnisse und Fertigkeiten

besitzen. Besonders wünschenswert ist eine tüchtige Bildung in der Muttersprache.

Die These fordert also ein dreifaches: a) das erforderliche Maß tüchtiger Kenntnisse und Fertigkeiten; b) den nötigen Grad geistiger Anlagen; c) die Gabe des natürlichen Lehrgeschickes. Wir müssen diese drei Forderungen streng von einander scheiden.

Was zunächst das Maß der erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten anbetrifft, so glaube ich an dieser Stelle einer tieferen Begründung dieser Forderung überhoben zu sein; denn es liegt ja in der Natur der Sache, daß man andere nicht bilden kann, wenn man nicht selbst gebildet ist. Nur auf das eine möchte ich an dieser Stelle aufmerksam machen, daß wir von den in das Seminar eintretenden Zöglingen vor allem eine sichere Grundlegung in den Elementen der Bildung fordern müssen. Das ist ja das Schlimme, was uns Seminarlehrer oft der Verzweiflung nahe bringt, daß in der Bildung unserer Seminaraspiranten in nicht wenigen Fällen die Elemente nicht fest, die Fundamente nicht dauerhaft gelegt sind, und daß wir deshalb in der Thätigkeit des Auf- und Weiterbauens so oft innehalten und uns mit der Reparatur des schlechten Baugrundes beschäftigen müssen. Wir machen nicht selten die Erfahrung, daß die Quantität der Kenntnisse gar nicht so karg bemessen ist, daß es aber an der rechten Qualität in erschreckender Weise fehlt. Wo aber letzteres der Fall ist, da werden die Seminaristen nie praktische Volksschullehrer werden, nie eine gute Schule schaffen, nie ihrem Stande wahrhaft Ehre machen. Der Elementarlehrer muß vor allem in der Beherrschung der Elemente fest und sicher sein.

Vor allem muß eine solide Bildung in der Muttersprache gefordert werden. Die Sprache ist des Lehrers Organ und Werkzeug. Wenn es ihm darum auf diesem Gebiete fehlt, so fehlt ihm das Hauptmittel zum erfolgreichen Betriebe seines Berufes. Wir fordern darum auch mit Recht: der deutsche Lehrer muß deutsch reden, deutsch lesen, deutsch schreiben können. Damit ist, wie es scheint, sehr wenig gefordert; im Grunde genommen ist es aber doch sehr viel. „Kann Er auch lesen?“ fragte der alte Fritz einen seiner Hauptleute. „Majestät“, erwiderte derselbe sichtlich verletzt, „ich werde doch lesen können?“ „Nun, nun, sei Er nur nicht böse“, entgegnete der König, „lesen heißt verstehen.“ Ja verstehen, — die Sprache verstehen, ihre Gedanken, ihre Formen verstehen, gut zu lesen, schön zu sprechen, streng ortho-

graphiſch zu ſchreiben, einen einfachen, aber guten Aufſatz zu fertigen: welch' eine ſimple Forderung, und doch welch weites Gebiet, welch' große Aufgabe! Gutes Sprechen und logiſches Denken ſind korrelate Begriffe. Wir erfahren es darum auch tagtäglich, daß in den Schulen oft nur deshalb die Zucht des Geiſtes fehlt, weil es an der Zucht der Sprache mangelt. Was ließe ſich darum z. B. erreichen, wenn man in der Schule weniger über die deutſche Nationallitteratur redete und lieber die Zeit auf eine geiſt- und gemütbildende Einführung in dieſelbe verwendete! Ich hoffe darum auch nicht mißverſtanden zu werden, wenn ich ſage: man müßte im Jugendunterrichte weniger auf die Ausdehnung und mehr auf die Tiefe der Kenntniſſe ſehen. Man treibt jetzt mit der Jugend auf einmal zu vielerlei; ſie ſoll alles Mögliche lernen und womöglich noch etwas mehr, aber man überſieht dabei, daß man ſich auf dieſem Wege nur oberflächliche Menſchen groß zieht, die an allem Möglichen nippen und naſchen, von allem etwas wiſſen, aber von keinem etwas Rechtes haben. Die Bildung iſt zwar ein aus vielen Bächen zuſammengeſetzter Strom und braucht als Strom ein breites Strombett. Aber nicht am Anfange! Die Quelle darf nicht ein Strombett haben, denn ſie würde ſich ſonſt in der Breite verlieren und den Strom nie erreichen! Es iſt in der That Zeit, daß wir ſeitens der Seminare mit aller Macht auf einen gediegenen Unterricht in der Mutterſprache dringen, denn das Übel klettert bereits, gleich einer Schlingpflanze, am Baume des Lebens immer höher und höher, und ſchon werden in dieſer Beziehung, ſelbſt auf den Univerſitäten, bedenkliche Klagen laut. „Es iſt auffällig" — erklärt die mediziniſche Fakultät Halle (in ihrem akademiſchen Gutachten vom Jahre 1870, S. 76) —, „wie wenig die Studenten der Jetztzeit ihre Mutterſprache beherrſchen, und wie oft das, was ſie in deutſcher Sprache ſchreiben, ſtiliſtiſch und logiſch einen ſchülerhaften Eindruck macht." Alſo nochmals: alles recht einfach, aber recht klar, recht feſt und recht ſicher, vor allem Sicherheit in der Kenntnis und Beherrſchung aller Wiſſenselemente, beſonders in der Kenntnis und Handhabung der Mutterſprache. Laſſen Sie uns vor allem die Oberflächlichkeit und den Schein vermeiden, denn die Oberflächlichkeit und der Schein, das iſt in unſerer Zeit der Fluch der böſen That, die fortzeugend Böſes muß gebären.

Gründliche Bildung: das alſo iſt die erſte Station auf dem Wege zur praktiſchen Bildung unſerer Seminariſten.

Aber mit den Kenntnissen und Fertigkeiten allein ist's noch nicht gethan. Wer hätte nicht schon das Wort Goethes bewahrheitet gefunden: „Es giebt seichte Köpfe, die erstaunlich viel wissen." An diesen Vielwissern kann uns aber nichts gelegen sein. Wir müssen Rechtwisser haben. Darum Menschen, welche die nötige Begabung besitzen. Ein von Natur dummer Mensch wird nie und nimmermehr ein praktischer Lehrer werden. Er mag sich ein noch so reiches Wissen einpauken oder eingepaukt haben, er wird trotz alledem ein unpraktischer Mensch, ein Pfuscher in seinem Berufe bleiben. Es ist das natürlich, — ihm fehlen die erforderlichen geistigen Anlagen, er ist nicht imstande, seinen Lehrstoff zu beherrschen, er hat nicht die Fähigkeit, über seine mühselig erworbenen Kenntnisse frei zu verfügen; es fehlt ihm das klare Denken, — er bleibt ein unpraktischer Mensch. Man wende mir nicht ein, daß es im Lehrerberufe doch viel mehr auf die Treue, als auf die gute Beanlagung ankomme. Was es mit der Treue auf sich hat, das weiß ich auch. Aber wenn man die Treue zum alleinigen Kriterium des Lehrers machen wolle, dann würde man entweder die Dummheit privilegieren, oder es in der Ordnung finden müssen, wenn Chamisso seine alte Waschfrau zur Bekleidung einer Schulstelle vorgeschlagen hätte. Treue muß sein — gerade den Volksschullehrer macht groß die Treue im Kleinen —, aber die erforderlichen Kenntnisse und das genügende Maß von Begabung müssen auch sein. Menschen ohne die erforderlichen Talente und Anlagen lassen sich nun ein- für allemal nicht zu praktischen Lehrern heranbilden.

Und auch noch ein drittes ist nötig: ich meine das Vorhandensein des zur Ausübung des Lehrerberufes erforderlichen natürlichen Lehrgeschickes. An diese Forderung wird bei der Wahl des Lehrerberufes leider in den seltensten Fällen gedacht. Man ist zufrieden, wenn die jungen Leute eine einigermaßen genügende Portion Kenntnisse haben und das mitbringen, „was man so ins Haus braucht". Aber wenn sie dann in die höheren Seminarklassen kommen und in der Schule vor die Kinder gestellt werden, dann tritt der Mangel an Lehrbefähigung zutage. Sie haben etwas gelernt, aber sie sind nicht imstande, ihr Wissen zu popularisieren und an den Mann zu bringen; sie haben recht hübsche Kenntnisse, aber sie besitzen nicht die Gabe, dieselben für ihre Kinder nutzbar zu machen. Sie sind in der Schule so abstrakt, als ob sie statt der Kinder Männer zu unterrichten, und

so steif, als ob sie einen Ladestock verschluckt hätten. Sie sind gescheite Menschen, aber schlechte Lehrer; es fehlt ihnen das praktische Geschick. Was für ein großes Verdienst könnten sich darum doch unsere Volksschullehrer erwerben, wenn sie dem Lehrerstande Knaben zuführten, welche dieses praktische Geschick schon von Natur besitzen. Und solcher Knaben giebt's ja nicht wenige! In jeder Dorfschule finden sich unter den Monitoren solche kleine Schulmeister von Gottes Gnaden. Sie sind imstande, ihren Mitschülern eine Sache so deutlich und so plausibel zu machen, daß man eine wahre Herzensfreude an ihnen hat. In dem alten sächsischen Visitationsbüchlein aus dem Ende des 16. Jahrhunderts war deshalb auch die Frage zur Beantwortung gestellt: „Ob unter den Knaben sonderliche Ingenien, geschickt zum Lehrerberufe, vorhanden seien?" Jene Verordnung wird leider nicht mehr zur Ausführung gebracht. Die Neuzeit hat in dieser Beziehung ein anderes Prinzip aufgestellt. Tempora mutantur! Jetzt sucht man befähigte Knaben nicht mehr zum Eintritt in den Lehrerberuf zu veranlassen, sondern sie davon abzuhalten, denn man erblickt in dem Mangel an Lehrern das einzige Mittel, die ungenügenden Besoldungen zu erhöhen. Es gehört nicht zu der mir gestellten Aufgabe, tiefer auf diesen Gegenstand einzugehen, allein das eine darf ich an dieser Stelle wohl aussprechen, daß ich dieses Mittel weder für richtig noch für erfolgreich halte. Ich befürchte fast, daß damit weiter nichts erzielt wird, als daß die Zahl der Lehrerinnen sich von Jahr zu Jahr vermehrt, und daß die Seminare gezwungen werden, mit mehr und mehr mittelmäßigen Köpfen fürlieb zu nehmen. Vor allem wird man die Aufnahmebedingungen für die Seminare tiefer stellen. Wenn man dann aber Krethi und Plethi in die Seminare bekommt, dann sinkt der Volksschullehrerstand in der allgemeinen Achtung schließlich so tief, daß die Gemeinden zu der Ansicht kommen, die bisher gezahlte Besoldung sei noch viel zu hoch. Dann werden die Lehrer intellektuelle und moralische Proletarier und finanzielle dazu. Ich habe den Stand der Volksschullehrer von Herzen lieb und halte es deshalb auch für meine Gewissenspflicht, ihn vor dem Fortschreiten auf einem Wege zu warnen, der nach meiner festen Überzeugung ihm nichts nützen, wohl aber sehr viel schaden kann. Viel richtiger würde es mir erscheinen, wenn unsere Volksschullehrer sich für ihren Beruf überall die tüchtigsten Knaben aussuchten, die befähigtsten Köpfe und die besten Kräfte, und diese zur Hebung ihrer Berufsinteressen ins Feld des

Kampfes schickten, um durch diese Pioniere die Festung althergebrachter Vorurteile erobern zu helfen. Die Dummen können uns und ihnen nichts nützen. Wir müssen befähigte und geschickte Lehrer haben, auch im Interesse der Lehrer.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so ergiebt sich die unabweisbare Forderung, daß auf eine zweckmäßige und gediegene Seminarvorbildung das größte Gewicht gelegt werden muß. In diesem Punkte sollten deshalb auch die deutschen Staaten doch ja recht treu das Ihrige thun. Wie sich indes die verschiedenen Regierungen zu dieser Frage auch stellen mögen, in jedem Falle ist es unsere Pflicht, mit aller Bestimmtheit zu erklären, daß ohne eine tüchtige allgemeine Bildung keine gediegene Fachbildung erzielt werden kann und daß ohne jene besonders keine tüchtige praktische Volksschullehrer-Bildung möglich ist.

Das ist das, was ich zur ersten These zu sagen hätte.

Wir kommen nun zum zweiten Teile unserer Betrachtung:

2) Die praktische Ausbildung der Seminaristen läßt sich nur ermöglichen, wenn die Seminarlehrer mit den thatsächlichen Verhältnissen, den praktischen Bedürfnissen und den Mitteln zur Hebung des Volksschulwesens auf das genaueste bekannt sind und den Seminarunterricht so viel als möglich im Hinblick auf den künftigen Lehrerberuf ihrer Schüler in methodisch-musterhafter Weise erteilen, überhaupt in ihrer gesamten Persönlichkeit und Erziehungs- und Lehrthätigkeit für ihre Schüler vorbildlich sind und bleiben.

Wie in allen Verhältnissen des Lebens, so kommt auch hier auf die Persönlichkeit das meiste an. Was helfen uns die besten Schulgesetze, wenn die Persönlichkeiten, welche mit ihrer Durchführung betraut sind, nicht die Kraft oder nicht den Willen ꝛc. haben, sie durchzuführen? Was helfen uns die schönsten Regierungsverordnungen über Seminarbildung und Lehrerfortschritt, wenn sich in den Seminaren nicht Männer finden voll treuer Lehrerliebe, eingehender Fachkenntnis, edlen Willens und rüstiger Energie? Es unterliegt keinem Zweifel: Gute Gesetze und Verordnungen sind gut, aber tüchtige Persönlichkeiten sind besser. Gesetze sind und bleiben nur tote Buchstaben, wenn ihnen nicht durch die betreffenden Persönlichkeiten Geist und Leben eingehaucht wird. Das ist in allen Verhältnissen so, davon

macht auch das Seminarwesen keine Ausnahme. Darum gilt auch uns Seminarlehrern das Wort in 1 Tim. 4, 12—13: „Sei ein Vorbild den Gläubigen im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Geist, im Glauben, in der Keuschheit. Halte an mit Lesen, mit Ermahnen, mit Lehren, bis ich komme.“ Darum muß auch von jedem Seminarlehrer, welcher die Verpflichtung übernimmt, Volksschullehrer zu bilden, gefordert werden, daß er nicht allein ein warmes Herz für die Volksschule und ihre Lehrer habe, sondern daß er auch mit den Verhältnissen des Volksschulwesens auf das genaueste vertraut sei, daß er nicht allein die Volksschule und ihre Bedürfnisse, sondern auch die Hindernisse und Schwierigkeiten der Arbeit in der Volksschule kenne, daß er nicht allein wisse, wie viel in der Volksschule zu leisten ist und auf welchem Wege das zu Leistende am besten erreicht werden kann, sondern daß er auch selbst ein Meister auf dem Gebiete des Volksschulunterrichtes ist und in musterhafter Weise zur Ausführung zu bringen weiß, was er von den Volksschullehrern verlangt. Das Vormachen giebt ja in der Welt immer den meisten Respekt, und das Vorbild ist immer das beste Mittel zur Nachfolge. Je mehr wir uns darum in die Aufgabe unseres Berufes vertiefen, desto mehr erkennen wir auch, daß unsere Hauptverpflichtung vor allem darin zu suchen ist, daß wir unserem Volke durch tüchtige Volksschullehrer gute Volksschulen und durch diese eine tüchtig gebildete Jugend schaffen. Darum muß auch eines treuen Seminarlehrers erste Frage an jedem Schultage die sein: Was muß ich thun und welche Mittel muß ich in Anwendung bringen, um unseren Gemeinden Volksschullehrer heranzubilden, die mit geistiger Frische und klarer Erkenntnis, mit festem Willen und praktischem Geschicke, mit pädagogischem Takte und idealer Begeisterung die schwere, aber schöne Aufgabe ihres Berufes lösen? Je klarer wir uns diese Frage machen, je mehr wir den Wert eines guten Seminars nach der Zahl der guten Volksschulen seines Bezirkes taxieren, desto praktischer werden wir dann auch in unseren Seminaren werden, denn, wenn ich mich nicht ganz täusche, entstehen auf dem Gebiete des Seminarwesens die meisten unpraktischen Ideen der Neuzeit meist nur dadurch, daß man an alles Mögliche denkt, aber nicht an das, woran man immer zuerst denken sollte: nicht an die armen Kinder, nicht an das arme Volk, und nicht an die vielfach noch niedrig stehenden Volksschulen. Man ergeht sich in hohen Dingen, und denkt nicht an das eine, was

not thut. Es ist darum auch die in Preußen eingeführte Einrichtung, daß die Seminardirektoren und Seminarlehrer jedes Jahr eine Anzahl Volksschulen besuchen müssen, von so eminenter Wichtigkeit. Wenn man bei dieser Gelegenheit in die Dorfschulen kommt und sie in ihrem wirklichen Bestande kennen lernt, da sieht man die Früchte seines Thuns, da sieht man auch die Folgen seiner — Fehler. Da wird jeder, der sehen will, mit Macht und Gewalt auf die Thatsache hingeführt, daß man im Seminarunterrichte niemals praktisch genug sein kann, da wird auch jedem die Berechtigung der Forderung klar, daß unsere Volksschullehrer im Seminare die rechte Methode — die Methode der Anschauung und der genetischen Entwickelung — niemals dadurch lernen, daß man vor und mit ihnen über die Methode redet, sondern dadurch, daß man ihnen am eigenen Unterrichte die rechte Methode zeigt, d. h. daß man in allem so logisch klar, so genetisch entwickelnd, so sprachlich präcis und so praktisch anwendbar unterrichtet, daß sie diese Methode ohne weiteres in die Volksschule überpflanzen können. Das Reden über die Sache ist das Unglück unserer Zeit, auch auf dem Gebiete der Pädagogik und Methodik. Man legt ja sonst immer so großen Wert auf die Anschauung: — gut denn, so lassen Sie uns immer nur recht fleißig dafür Sorge tragen, daß auch die Art und Weise, wie wir den Seminarunterricht erteilen, für die künftigen Volksschullehrer mustergültig ist, so daß sie den Unterricht in ihren Volksschulen in derselben Weise geben, wie sie es im Seminare gelernt und erfahren haben. Ich weiß recht wohl, daß man über die Richtigkeit dieses Satzes gestritten hat; aber ich weiß auch, daß der Streit nur auf einem Mißverständnisse beruhen kann. Es handelt sich ja hier nicht darum, daß die Seminaristen bezugs des Stoffes nicht höher gehen und nicht mehr lernen sollen als das, was sie ihre Kinder einst zu lehren haben — darüber noch ein Wort zu verlieren, ist hier überflüssig —, sondern es handelt sich hier nur um die Forderung, daß Seminar und Volksschule bezugs der Methode auf gleichem Boden stehen sollen: hier wie dort gesunde Pädagogik, klare Anschauung, haarscharfe Entwickelung, strenge Disposition, präcise Fragestellung, strammes Denken und charakterbildende Zucht, vor allem aber eine Gewissenhaftigkeit und Treue, eine Begeisterung und eine Berufsliebe, der kein Hindernis zu groß und keine Arbeit zu schwer ist. In dieser Beziehung ist mir der altehrwürdige, nun heimgegangene Hentschel in Weißenfels immer Muster und Ideal. Man muß ihn ge-

ſehen und gehört haben, dieſen Meiſter, wie er mit den Seminariſten die ſchwierigſten Gleichungen des zweiten Grades in vollſtändig elementar-volkstümlicher Weiſe aus dem Kopfe rechnete und wie dabei die Schärfe des Denkens geübt, die Kraft des Urteils geſtählt, die Präciſion der Sprache gefördert und der ganze Menſch geiſtig durchgearbeitet wurde. Da war kein Wort zu viel und kein Wort zu wenig, keine Frage zu hoch und keine Frage zu tief, da war alles, wie es ſein mußte. Das iſt Volksſchulmethode, volkstümlicher Unterricht, das iſt das einzig richtige Verfahren, bei welchem die Seminariſten nicht allein für ſich etwas Tüchtiges lernen, — ſondern auch an den höheren Lehrſtoffen ſich hinaufarbeiten lernen zu einer Geiſtesbildung, deren ſie ſich in ihrem ſpäteren Leben vor niemandem zu ſchämen haben, bei der ſie auch als einſtige Volksſchullehrer ſofort wiſſen, wie ſie den betreffenden Unterricht einſt in ihrer Schule zu erteilen haben. So vorgebildete Seminariſten werden einſt auch tüchtige Volksſchullehrer werden, denn es ſcheint mir unmöglich zu ſein, daß ſie ratlos vor ihren Kindern ſtehen und nicht wiſſen, was und wo ſie anfangen ſollen.

Geſtatten Sie mir, bei dieſer Gelegenheit noch eine alte Lieblingsidee zur Sprache zu bringen. Je länger ich im Seminardienſte thätig bin, deſto mehr werde ich in der Überzeugung beſtärkt, daß uns ein Seminar für Seminarlehrer fehlt. Wie jetzt die Sachen liegen, bekommen wir die Seminarlehrer aus allen möglichen Arten von Schulen — Theologen und Philologen, Gymnaſial- und Real-, Mittel-, und Volksſchullehrer. Zwar muß nach den in Preußen geltenden neueren Beſtimmungen jetzt jeder in den preußiſchen Seminardienſt eintretende Lehrer mindeſtens ſein Mittelſchulexamen beſtanden haben; allein aus dem Befunde dieſes Examens folgt doch nach meinem Dafürhalten noch durchaus nicht, daß ſich der betreffende Mann auch zum Seminarlehrer eignet. Es kann das ſein —; aber eine Garantie bietet das Examen an ſich dafür noch nicht, denn die Prüfung kann nur den Grad des Wiſſens ermitteln, nicht aber das praktiſche Geſchick, nicht die hervorragende Befähigung für den Seminarlehrerberuf. Mir würde es darum auch viel richtiger erſcheinen, wenn man ein Normalſeminar gründete, dieſe Anſtalt mit den beſten Lehrmitteln ausrüſtete, an derſelben die tüchtigſten und erfahrenſten Seminarlehrer des Deutſchen Reiches anſtellte und an jeden in den Seminardienſt eintretenden Lehrer die Anforderung ſtellte, in dieſem Normalſeminare nicht allein

eine Zeit lang zu hospitieren, sondern auch unter Anleitung der betreffenden Seminarlehrer in seinen Lehrfächern Probelektionen zu halten. Es ist hier nicht der Ort, mich mehr in diesen Gedanken zu vertiefen und ihn ausführlicher darzulegen. Aber ihn verschweigen mochte ich um so weniger, je mehr ich überzeugt bin, daß dadurch viele Umwege erspart, viele Fehlgriffe vermieden und viele trübe Erfahrungen verhütet werden. Heute findet vielleicht mein Vorschlag noch nicht überall Anklang und Zustimmung, aber ich werde mich dadurch nicht in der Überzeugung irre machen lassen, daß einst eine Zeit kommen wird, in der man es unbegreiflich findet, daß man so lange ohne eine Bildungsanstalt für Seminarlehrer hat durchkommen können*).

In Summa: Wenn man von den Volksschullehrern fordert, daß sie praktische Lehrer sein sollen, so muß diese Forderung vor allem von den Seminarlehrern, den Lehrern der Lehrer, erfüllt werden.

Aber die Seminarlehrer allein — und wenn sie auch noch so erfahrene und praktische Pädagogen wären — können bei ihren Schülern das gesteckte Ziel nicht erreichen, wenn nicht auch 3) durch zweckmäßige Seminareinrichtungen das Werk gefördert wird. Darum sagt auch meine letzte These:

Die praktische Ausbildung der Seminaristen kann nur ermöglicht werden, wenn die gesamten inneren und äußeren Einrichtungen des Seminars dem Zwecke einer gediegenen praktischen Lehrerbildung dienstbar gemacht werden, wenn insbesondere

a) die nötige Anzahl von Seminarübungsschulen vorhanden und die Einrichtung derselben eine musterhafte ist;
b) wenn der gesamte Lehrplan der historischen, theoretischen und praktischen Pädagogik darauf angelegt ist, die Zucht und den Unterricht in der Seminarschule musterhaft zu gestalten;
c) wenn die Vorbereitungsstunden, die Muster- und Probelektionen, die Hospitier- und Kritikstunden, sowie die Konferenzen mit den Lehrseminaristen so eingerichtet werden, daß die jungen Leute die

*) Wann werden wir wohl in Preußen einmal für jede Provinz ein Mittelschullehrer-Seminar bekommen?

Überzeugung gewinnen, daß ohne angestrengte Arbeit und ohne gewissenhafte Treue echte Praxis nicht möglich ist.

Ich habe unter a) hervorgehoben, daß mit dem Seminare die nötige Anzahl von Übungsschulen verbunden sein muß. Ich halte diese Forderung für unbedingt notwendig, denn ein Seminar ohne Seminarschule kommt mir vor, wie eine medizinische Fakultät ohne Klinik! Ich freue mich darum auch um so aufrichtiger, daß wir auf Grund der Allgemeinen Bestimmungen in den preußischen Seminaren mindestens zwei Übungsschulen haben: eine mehrklassige, als Bild einer geteilten Schule (Bürgerschule), und eine einklassige, als Bild einer ungeteilten Dorfschule. Natürlich müssen diese beiden Schulen in ihrer gesamten Organisation, ihren Lehrplänen, Lehrmitteln bis auf die Subsellien und die Wandtafeln herab den Seminaristen die Anschauungen des Soliden und Musterhaften bieten. Mit den Kindern der Seminarschule muß der junge Lehrpraktikant seine ersten Erziehungs- und Lehrversuche machen, hier muß ihm die erste Ahnung aufgehen von der Schönheit und Herrlichkeit, aber auch von der Schwierigkeit und Verantwortlichkeit des Lehrerberufes. Hier muß aber auch auf das sorglichste die Gefahr vermieden werden, daß die Seminarschule zu einer Experimentieranstalt erniedrigt wird, — eine Gefahr, welche um so näher liegt, als die Seminaristen noch keine Lehrer sind, sondern solche auf dem Wege der Übung erst werden sollen. Wenn unsere Seminarschulen die Aufgabe hätten, Experimentieranstalten zu sein, dann würde ich zu den ersten gehören, die den Vorschlag machten, sie zu schließen. Zum Experimentieren ist der Kindesgeist zu edel. Daraus folgt aber auch zugleich, daß mit aller Umsicht alle erforderlichen Vorbeugungs- und Vorkehrungsmittel getroffen werden müssen, um die Seminarschulen vor einer derartigen Gefahr zu bewahren. Das erste dieser Vorkehrungsmittel ist in unserer Thesis unter b) bezeichnet. Der gesamte Lehrplan des Seminars nämlich, insbesondere der Unterricht in der Pädagogik, muß so angelegt sein, daß sich die Zucht und der Unterricht der Seminaristen in der Seminarschule musterhaft gestaltet. Das Seminarleben gleicht einem Baume. Der Unterricht der Seminaristen in der Seminarschule ist die Frucht. Mit Recht könnte man darum auch von den Seminaren sagen: An ihren Früchten, d. h. an ihren Seminarschulen, sollt ihr sie erkennen. Gute Seminarschulen — gutes Seminar; schlechte

Seminarschulen — schlechte Lehrbildungsanstalt! Wie darum der Baum das ganze Jahr hindurch seine Kraft auf die Bildung der Frucht verwendet; wie er im Herbste die alten Blätter abwirft, um den neuen Fruchtknospen Raum zu verschaffen; wie er seine Wurzeln immer tiefer in die Erde senkt, um der Frucht die geeignete Nahrung herbeizuführen; wie er die Blätter und Blüten treibt, um zu seiner Zeit die labenden Früchte entstehen zu lassen: so muß auch das Seminar seine gesamte Kraft darauf verwenden, die Seminaristen zu geschickten Lehrern in der Seminarschule heranzuziehen. Dafür muß schon zunächst in der Unterklasse, besonders im Unterrichte der Geschichte der Pädagogik, gesorgt werden. Ob dieser Unterrichtsgegenstand in der untersten Seminarklasse am rechten Orte ist, darüber will ich mich hier nicht streiten; es kommt darauf an, welchen Zweck man dabei vor Augen hat, — ob die pragmatische Entwickelung der philosophisch-pädagogischen Ideen in den Litteraturprodukten der pädagogischen Klassiker, oder ob die Vorführung pädagogischer Charakterbilder zum Zwecke der Weckung des pädagogischen Interesses. Aber wie der Würfel auch fallen möge, für jetzt haben wir den historisch-pädagogischen Unterricht gleichsam als ersten pädagogischen Anschauungsunterricht in der Unterklasse des Seminars und stellen ihn deshalb in den Dienst der Schulpraxis. Bei Gelegenheit der Betrachtung Rousseaus lesen wir seinen Emil und stellen dabei z. B. die Fragen: Ist der Grundsatz Rousseaus richtig: Wir müssen in der Jugenderziehung verhindern, daß etwas gethan werde? Oder: Was ist dafür und dagegen zu sagen, wenn Rousseau seinen Emil, weil letzterer ein Fenster zerbrochen hatte, im Luftzuge schlafen und ihn nach der Wiederholung des Fensterzerbrechens die Zeit in einer dunklen Stube zubringen läßt? Werden die methodischen Grundsätze Rousseaus betreffs des Unterrichtes in Physik und Geographie in unserem Seminare befolgt, oder inwieweit weichen wir davon ab? — Bei der Betrachtung Pestalozzis wird „Lienhard und Gertrud" gelesen und bei der Erziehungsweise der Gertrud verweilt. Es fehlt auch hier nicht an Fragen. Hat z. B. Glylphi recht, wenn er der Gertrud auf deren Bemerkung, „daß man in ihrer Erziehungsweise jeden Tag das nämliche finde", entgegnet: „Du könntest dich und dein Thun nicht besser rühmen"? — Es hat für die Seminaristen ein ganz gewaltiges Interesse, die Pädagogik aus den Quellen zu schöpfen, die gefundene Wahrheit von allen Seiten prüfend zu betrachten und sich immer die Frage zur

Beantwortung zu stellen: Was lernst du aus dieser Geschichte für dich und für deinen Beruf? Wovor hast du dich in dem gegebenen Falle den Kindern gegenüber später zu hüten, oder was hast du in ihrem Interesse zu thun? Den Seminaristen die berühmtesten Lehrer der Menschheit recht anschaulich-lebendig vor die Seele zu stellen, teils zur Prüfung, teils zur Nachahmung: das ist eine gar köstliche Arbeit, die — in rechter Weise betrieben — das pädagogische Urteil der Seminaristen in der besten Weise fördert und dem späteren Unterricht in der Seminarschule tausendfach zustatten kommt.

Nach einem Jahre kommen dann die Schüler in die folgende (zweite Klasse) und erhalten hier auf der Grundlage der Psychologie den Unterricht in der Erziehungs- und in der allgemeinen Unterrichtslehre. Hatte der Unterricht in der Geschichte den Zweck der Weckung des pädagogischen Interesses, so hat der psychologische Unterricht das Ziel der pädagogischen Vertiefung. Soll aber der Unterricht diesem Zwecke entsprechen, so muß nicht allein so viel als möglich von konkreten Erscheinungen ausgegangen werden, sondern es muß die erkannte und anerkannte Wahrheit auch in konkreten Fällen zur Anwendung kommen. So darf z. B. nicht vom Gedächtnisse die Rede sein, ohne daß zuletzt die Frage gestellt wird: Was würdest du demgemäß in der Schule thun, wenn du einen Schüler so und so hättest, und dir die oder jene Aufgabe gestellt wäre? Bei der Lehre von den Begriffen, den Definitionen ꝛc. müssen die Schüler angeleitet werden, nicht allein Definitionen zu bilden, sondern solche auch auf dem Wege der Frage und Antwort zu entwickeln. Durch die Verbindung mit der Logik erhält die Lehre von der Fragebildung erst ihre rechte Stellung. So muß überall das aufgefundene Naturgesetz des Geistes auf bestimmte Fälle angewendet und durch diese Anwendung das Denken geschärft, die Unterscheidung geübt und die naturgemäße Erziehung der Jugend gefördert werden. Von diesen Grundsätzen ausgehend, gebe ich auch dem Ausspruche Dörpfelds meine volle Zustimmung: es giebt nichts Praktischeres als eine gute Theorie — nämlich in ihrer richtigen Anwendung.

Von besonderer Wichtigkeit ist dann weiterhin der Umstand, daß die Seminaristen, ehe sie in die Oberklasse eintreten und als Lehrer in der Seminarschule fungieren, die erforderliche Anweisung bekommen, in welcher Weise sie eine zweckmäßige Schulzucht herzustellen und zu erhalten haben. Da muß nicht allein katechisiert und doziert,

sondern auch exerziert werden. Ohne ein strammes Exercitium geht's bei einer Schar junger Lehrer nicht ab, wenn in die 25—30 Mann unserer Lehrseminaristen ein Geist kommen und die Disziplin in allen Klassen der Schule einheitlich gehandhabt werden soll. Die Disziplin ist zu wichtig, als daß man es damit leicht nehmen dürfe. Eine Schule ohne Zucht ist wie eine Mühle ohne Wasser (Comenius).

Endlich müssen auch die Seminaristen vor ihrem Eintritt in die Seminarschule so eingehend in den Lehrplan der Seminarschule eingeführt werden, daß sie ganz genau wissen, was sie dort zu thun und zu lassen haben. Sie müssen erfahren, was sie zu lehren haben, wie sie es zu lehren haben, in welcher Weise sie sich für ihren Unterricht vorbereiten müssen (nach welchen Büchern!) und in welcher Zeit sie an ihrem Ziele angekommen sein müssen. Werden diese Vorkehrungsmaßregeln versäumt, so stehen die jungen Lehrer einst in ihrer Dorfschule ratlos und verlassen da, und wissen nicht, was sie zu thun oder zu lassen haben; sie machen es schließlich nach ihrem Gutdünken und kommen dabei leicht in die Gefahr, den Wagen ihres Schulwesens umzuwerfen. Es thut darum auch not, daß sie schon vor ihrem Eintritt in die Schule (in Klasse II) nicht allein eine Anzahl Musterlektionen des Direktors und der Seminarlehrer hören, sondern auch mit einzelnen Kindern aus der Seminarschule in bestimmten Probelektionen sich im Unterrichten versuchen und üben, um dann aus der ihrem Unterrichte nachfolgenden Kritik zu erfahren, wo sie gefehlt haben und wie sie sich noch bessern müssen. Erst wenn die Seminaristen in solcher Weise auf das sorgsamste vorbereitet sind, kann ihnen das Recht zugesprochen werden, als Lehrer in die Seminarschule einzutreten.

Die jungen Leute kommen damit in ein neues Stadium ihrer Entwickelung, denn während sie bisher den Unterricht nur einzelnen Kindern erteilt haben, werden sie jetzt vor eine Schulklasse gestellt. Das ist ein wichtiger Schritt! Ich habe immer meine herzliche Freude daran, zu sehen, wenn ein Knabe seine ersten Stiefel oder seine erste Uhr bekommt. Das ist in seinem Leben ein Ereignis. Nicht minder interessant sind aber die Beobachtungen, wenn unsere Schüler zum erstenmale als Lehrer vor eine ganze Schulklasse gestellt werden. Da mischen sich Bangigkeit und Freude gar wunderbar! Da heißt's: Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den

Schmerz! — Darf ich an dieſer Stelle eine Beobachtung ausſprechen, ſo möchte es die ſein: In den erſten vier Wochen des Schullebens kann man gegen die Lehrſeminariſten nie ſtreng genug ſein, denn ſie begehen trotz aller Gewiſſenhaftigkeit der Vorbereitung und trotz aller Sorgſamkeit der Einprägung eine ſolche Menge pädagogiſcher Fehler, daß der Wagen des Schullebens jeden Augenblick in der Gefahr iſt, umgeworfen zu werden. Was die Geſchichte der Pädagogik zu irgendeiner Zeit an Mißgriffen aufzuweiſen hat: in den erſten Wochen des neuen Schuljahres ſorgen die Lehrſeminariſten dafür, daß dieſe Mißgriffe von ihnen zur Darſtellung gebracht werden. Es ſcheint nun einmal ſo zu ſein, als ob die Summe der Irrtümer, welche die Menſchheit begangen hat, ſich in jedem Einzelmenſchen wiederholen müſſe. Fortwährende Aufſicht und ſtrengſte Überwachung thut darum not. Insbeſondere iſt mit aller Macht und Gewalt dafür zu ſorgen, daß die Lehrſeminariſten gleich in den erſten Wochen ihres Schullebens das lernen, was manche Leute in ihrem ganzen Leben nicht lernen, nämlich — Selbſterkenntnis. Sie müſſen deshalb auch fort und fort darauf hingewieſen werden, daß ſie den Grund der Fehler, die ſie begehen, nicht in den Schülern, ſondern in ſich ſelbſt zu ſuchen haben. Ihnen zu dieſer Selbſterkenntnis zu verhelfen, das iſt die ebenſo wichtige, als ſchwere, aber unbedingt notwendige Aufgabe des aufſichtführenden Lehrerkollegiums. Wo dieſe Selbſterkenntnis fehlt, da ſind die jungen Herren ſofort bei der Hand, in ihrem Eifer ihre Schüler mit dem „Puffendorf“ oder dem „Klopſtock“ zur Raiſon zu bringen. Darum muß es auch als oberſtes Geſetz der Schule gelten: die Lehrſeminariſten dürfen ihre Schüler nie ſchlagen. Ob Strafen nötig ſind, darüber hat lediglich und allein die Konferenz zu entſcheiden. In dieſer müſſen die Lehrſeminariſten erkennen lernen, daß eine Kindesſeele etwas überaus Wichtiges iſt. Darum müſſen auch im Anfange des Schuljahres die Konferenzen mit den Lehrſeminariſten unter dem Vorſitze des Seminardirektors und der Beteiligung des Ordinarius ſich ſo oft als möglich wiederholen. Giebt es irgendetwas Nützliches, ſo ſind es dieſe Konferenzen. Sie ſind das Geſchworenengericht, vor welches jeder geſtellt und jeder nach Recht und Gerechtigkeit gerichtet wird. Da bleibt kein Fehler verborgen, kein Wunſch verſchwiegen. Da wird die pädagogiſche Seelſorge mit einem Eifer geübt, der uns das Lehramt mit jedem neuen Jahre aufs neue lieb macht. Grundſatz bei allen Verhandlungen muß

freilich Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe sein. Je strenger aber der Vorsitzende dieses Prinzip befolgt, desto mehr lernen die Seminaristen auch, wie notwendig es ist, daß sie im Interesse der Schule und im Interesse der ihnen anvertrauten Kinder die Wahrheit sagen und die Wahrheit sich sagen lassen. Die Wahrheit ist eine bittere Medizin, aber ein vortreffliches Heilmittel; wer dieses Mittel verschmäht, wird nicht gesund. Sie lernen dann auch erkennen, daß — wie das ganze Leben — so auch der Lehrerberuf die gewissenhafteste Treue erfordert, und daß es keine echte und wahre Praxis giebt ohne ernste Arbeit und ohne ausdauernde Treue.

Was außer den Konferenzen, die ich für das wichtigste Stück der Einführung in die praktische Pädagogik halte, noch nötig ist, darüber kann ich mich im Hinblick auf die ausführlichen Darlegungen in meiner „Praxis der Volksschule" kurz fassen; es sind 1) besondere Vorbereitungsstunden, in denen die Lehrseminaristen erfahren, wie sie den nach Monaten genau verteilten Lehrstoff methodisch zu behandeln haben, oder in denen sie ihre schriftlichen Ausarbeitungen behufs Korrektur abgeben müssen. Schriftliche Präparationen müssen gefordert werden, denn jungen Lehrern, die sich nicht schriftlich vorbereiten, geht es wie jungen Geistlichen, die ihre Predigt nicht niederschreiben: sie werden schließlich in ihrer Sprache plebej. Ein zweites Förderungsmittel sind sodann die Muster- und Probelektionen. Die ersteren werden vom Direktor und den Seminarlehrern, die zweiten von den Seminaristen gehalten. Dabei ist bei der Auswahl der Themen besonders darauf zu achten, daß im Laufe des Jahres die sämtlichen Unterrichtsfächer in allen Klassenstufen der Seminarschule zur Vorführung kommen, und daß die den Probelektionen nachfolgende Kritik nicht allein die begangenen Fehler nachweist, sondern auch das zum Vorschein gekommene Gute freundlich anerkennt, vor allem aber jede Behauptung objektiv begründet. Ausstellungen ohne nachfolgende Begründung werden konsequent zurückgewiesen. Zum dritten sind die Seminaristen anzuhalten, in bestimmten, planmäßig festgestellten Stunden bei dem Direktor, den Seminarlehrern, dem Übungslehrer oder auch bei ihren Mitschülern zu hospitieren. Ich sehe es gern, wenn sich nach der Entlassung der Kinder an dieses Hospitieren ein pädagogisches Gespräch anknüpft, und die jungen Leute die Geister aufeinanderplatzen lassen. Je mehr Interesse für die Sache, desto mehr gesegnete Arbeit in ihr und für sie! Übrigens halte ich dafür, daß die Hospi-

tierstunden ihren rechten Wert erst im zweiten Semester bekommen. Denn so lange der Lehrseminarist sich noch nicht den Blick für das Richtige durch eigene Versuche geschärft hat, so lange hat er auch über das Verfahren und die Thätigkeit der anderen kein sicheres, maßgebendes Urteil. Ebenso halte ich dafür, daß es nicht richtig ist, die Seminaristen gleich beim Beginne des Schuljahres in die einklassige Seminarschule zu thun. Für Lehranfänger ist der Unterricht in der ungeteilten Schule viel zu schwer. Erst müssen sie in der mehrklassigen Schule in einer Klasse und womöglich nur mit einem Unterrichtsgegenstande anfangen, ehe man die Zumutung an sie stellt, in allen Klassen gleichzeitig zu unterrichten. — Was den Unterrichtswechsel der Seminaristen betrifft, so bin ich der Meinung, daß es am besten wäre, wenn sie betreffs der Klassen und der Unterrichtsfächer nur halbjährlich zu wechseln brauchten. Je länger, je lieber! Bei zu öfterem Wechsel lernen sie die Kinder weder recht kennen, noch recht behandeln. Sie wachsen nicht mit der Klasse zusammen, es findet sich nicht das Herz zum Herzen. Allein es läßt sich nicht verkennen, daß die andere Forderung denn doch auch berechtigt ist, daß die Seminaristen beim Austritt aus dem Seminare, wenn möglich nicht allein in allen Klassen, sondern auch in den verschiedenen Hauptlehrgegenständen Unterricht erteilt haben sollen. Aus diesem Grunde habe ich mich für den Tertialwechsel entschieden. — Daß neben diesen gesamten Einrichtungen in der Oberklasse des Seminars noch einige Stunden Unterricht in der Methodik und deren Geschichte erteilt wird, versteht sich ganz von selbst. Im ganzen kommen also in der Oberklasse auf den Unterricht in der praktischen Pädagogik 12 Stunden, nämlich 2 Stunden praktische Unterrichtslehre, 6 Stunden Unterrichtserteilung in der Seminarschule, 1 Stunde Musterlektion, 1 Stunde Probelektion, 1 Stunde Hospitieren und 1 Stunde Konferenz.

Was endlich die Beteiligung der Seminarlehrer am Unterrichte in der Seminarschule anlangt, so wird diese Frage in verschiedenen Seminaren verschieden beantwortet werden müssen, je nach der Individualität der Anstalt und der betreffenden Persönlichkeiten. In dem letzteren Umstande ist auch der Grund zu suchen, weshalb ich die in den meisten preußischen Seminaren übliche Einrichtung, nach welcher jeder Seminarlehrer sein Seminar-Unterrichtsfach auch in der Seminarschule vertritt und hier die Lehrseminaristen wöchentlich oder

täglich dafür vorbereitet, nicht nachgeahmt, sondern meine frühere, bereits in Gotha erprobte und von dort aus auch nach Süddeutschland (Württemberg) und Anhalt übertragene Einrichtung beibehalten habe, ohne dadurch die Seminarlehrer vom lebendigen Verkehr mit der Seminarschule und der Kinderwelt ab- und auszuschließen. In jedem Falle ist es geboten, daß zur Vermeidung von Zersplitterung ein Seminarlehrer mit der ständigen Schulaufsicht betraut und dem Direktor helfend zur Seite gestellt wird.

Ich bin am Ende. Soweit ich die Sache aus meiner Erfahrung kenne, habe ich Ihnen meine persönlichen Meinungen und unmaßgeblichen Auffassungen nicht verschweigen mögen, denn ich lebe des Glaubens, daß ohne Erfüllung der im Bisherigen aufgestellten Forderungen die Seminare überhaupt nichts nütze sind. Die Seminare sind der Volksschulen wegen da, nicht die Volksschulen der Seminare wegen. Wenn daher ein Seminar nicht imstande ist, gute Seminar- resp. Volksschulen zu schaffen, dann hat es seinen Zweck als Lehrerbildungsanstalt verfehlt. Jedenfalls müssen aber viele Umstände zusammenwirken und mannigfache Kräfte harmonisch ineinandergreifen, ehe wir es dahin bringen, aus unseren Seminaristen praktische Lehrer zu bilden. Das Werk ist schwer, die Arbeit groß, die Mühe bedeutend, aber der Lohn ist auch köstlich.

Nur über eins dürfen wir uns nicht täuschen. Um einen Menschen zu einem wahrhaft praktischen Lehrer zu bilden, dazu gehört mehr als die kurze Spanne der Seminarzeit. Dazu gehört ein ganzes langes Leben voll Arbeit und Selbstverleugnung. Dazu gehört eine fortwährende Arbeit am eigenen Geiste, eine intensive, zweckmäßige, alle Zersplitterung der Kräfte vermeidende und stets auf das Ziel direkt losgehende Weiterbildung, dazu gehört auch, daß der Lehrer sich nie zu einer ordinären Auffassung seines Berufes herabziehen läßt, sondern für alles Schöne, Edle und Große sich ein warmes Herz und einen offenen Blick bewahrt, dazu gehört endlich auch eine Liebe, die nicht das Ihre sucht, und eine Begeisterung, der keine Mühe zu groß, keine Arbeit zu gering, kein Werk zu schwer ist. In jedem Falle müssen wir dabei aber den alten Irrtum fallen lassen, als ob Bildung nichts weiter sei als Wissen. Wahre Bildung ist nicht ein Haben, sondern ein Sein! Darum ist auch nicht das Seminar das beste, das seinen Schülern die meisten Kenntnisse beibringt, sondern dasjenige, das seine Zöglinge intensiv bildet

und ihnen die heilige Begeisterung für die herrliche Aufgabe des Lehrerberufes und den lebendigen Trieb nach vernünftiger und fördernder Weiterbildung am tiefsten in die Seele senkt. Darum sage ich auch im Schlußsatze meiner dritten Thesis: Das Praktischeste ist die ideale Auffassung der Aufgaben des Lehrerberufes und die Einpflanzung eines unverwüstlichen Strebens nach tüchtiger Weiterbildung innerhalb der Grenzen des Volksschullehrerberufes. Ich könnte zur tieferen Begründung dieses Satzes darauf eingehen, daß eine Weiterbildung, die nicht innerhalb der Grenzen des Volksschullehrerberufes liegt, nur zersplittert und deshalb schädlich wirkt, ferner daß bezüglich einer zweckmäßigen Weiterbildung unserer jungen Lehrer auch unsere Kreisschulinspektoren manches zu thun haben, und daß es im Interesse der Kinder und der Hebung der Schulen die Pflicht der Gemeinden und Kreise wäre, für Gründung und Vermehrung gut ausgestatteter Lehrerbibliotheken ꝛc. Sorge zu tragen. Über den armen Lehrer, der weder eine Anregung zur Weiterbildung erhält, noch die Mittel zum Ankaufe guter Bücher hat, ohne weiteres den Stab zu brechen, das kann nichts helfen; helfen kann hier nur die Samariterliebe, die einst vor achtzehnhundert Jahren die Welt erlöst hat und die in jedem Einzelnen noch heute erlösend wirkt. Wie gesagt — es ließe sich darüber noch vieles sagen, allein es mag mit dem Gesagten genug sein. Ich habe ja nicht erschöpfen, sondern nur anregen wollen und bin vollständig zufrieden, wenn sich nur etwas regt.

# X.

# Festrede zur Jubelfeier

des 50jährigen Bestehens der

## Provinzial-Taubstummenanstalt zu Halberstadt

am 1. Juli 1879.

---

Das Schriftwort, welches wir unserer heutigen Festbetrachtung zu Grunde legen, findet sich aufgezeichnet im Evangelium des Matthäus, woselbst es im 11. Kapitel vom 2.—5. Verse folgendermaßen lautet:

> **Da aber Johannes im Gefängnis die Werke Christi hörte, sandte er seiner Jünger zween und ließ ihm sagen: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten?“ Jesus antwortete und sprach zu ihnen: „Gehet hin und saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret: die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“**

Hochverehrte Festgenossen! Als am 27. März 1813 die Freiwilligen Berlins in den Freiheitskrieg zogen, baten sie den als Patrioten und Theologen berühmten Schleiermacher, daß er ihrem ernsten Beginnen durch die Spendung des heiligen Abendmahls Weihe und Segen geben möge. Schleiermacher kam dem ausgesprochenen Wunsche gern nach und wählte zum Texte seiner ergreifenden Weihrede das eben verlesene Schriftwort. „Es ist jetzt wieder“ — sagte er — „wie zur Zeit der Erscheinung Christi! Die Kennzeichen der neuen Zeit sind dieselben, wie ehemals! Die Blinden sehen: denn langgenährte Vorurteile beginnen jetzt endlich zu schwinden; die Lahmen gehen: denn die bisher gelähmten Volkskräfte werden mit neuem

Leben durchdrungen; die Aussätzigen werden rein: denn das vom Volke tief empfundene und schmerzlich beklagte sittliche Verderben beginnt jetzt endlich zu weichen; die Tauben hören: denn tausendmal verkündigte, aber immer überhörte Wahrheiten finden jetzt endlich Eingang; die Toten stehen auf: denn an die Stelle veralteter und abgestorbener Formen tritt jetzt die frische Kraft eines neuen Lebens; den Armen wird das Evangelium gepredigt: denn die ewigen Rechte des Menschen werden jetzt wieder in jedem einzelnen Menschen, auch im ärmsten und niedrigsten, erkannt und geehrt, und die Kraft der heiligen Vaterlandsliebe dringt deshalb jetzt überall Begeisterung erweckend von unten nach oben."

Es mag eine gewaltige Predigt gewesen sein, diese Predigt voll frischer Kraft, heiliger Liebe und patriotischer Begeisterung, und wir glauben deshalb auch gern, daß die beredten Worte des berühmten Kanzelredners, besonders die symbolische Auffassung des Textes und die geistreiche Anwendung desselben auf die politischen Zustände der damaligen Zeit, auf die Herzen der Zuhörer eine zündende Wirkung ausgeübt haben mögen. Auch wir, die wir heute hier versammelt sind, um das Jubiläum des 50 jährigen Bestehens der hiesigen Provinzial-Taubstummenanstalt zu feiern, scharen uns um diesen Text und suchen Erbauung und Erhebung an dem schönen Christusworte. Aber die symbolische Bedeutung des Textes brauchen wir heute nicht in Anwendung zu bringen; denn wir können uns an der buchstäblichen Auffassung der Worte Christi um so mehr genügen lassen, als die ganze Entwickelungsgeschichte des Taubstummenwesens ein untrüglicher Kommentar und ein sprechender Beweis ist für die wörtliche Erfüllung der Antwort Christi: „Saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret: die Blinden sehen . . . . die Tauben hören . . . . . und den Armen wird das Evangelium gepredigt."

Oder ist es etwa nicht so?

Kann es vielleicht jemand in Abrede stellen, daß erst durch Christus für die armen Blinden und Taubstummen eine bessere Zeit angebrochen ist, und daß wir in Ihm eigentlich den Begründer unserer Taubstummenanstalten zu verehren haben? — Wäre er nicht gewesen, hätte er uns nicht seine Liebe vorgelebt, hätte er nicht das Erbarmen mit den Armen und Elenden, den Unglücklichen und Verlassenen zum Hauptmerkmale seines Evangeliums gemacht (Matth. 25, 33): wie ganz anders würde jetzt das Los unsrer armen Taubstummen sein!

Man schaue doch nur hin in die vorchristlichen Zeiten und sehe und höre, was für lieblose Ansichten über die Taubstummen in allen heidnischen Ländern herrschten. Ein dreifaches war es insbesondere, was dieser allgemeinen Lieblosigkeit Vorschub leistete und Nachhaltigkeit verlieh, nämlich 1) der Umstand, daß der Mensch im Altertume überhaupt noch keinen Selbstwert hatte. Das große Wort im Gleichnis vom barmherzigen Samariter: „Es war ein Mensch!" war noch nicht gesprochen. Wert hatte der Mensch nur als Bürger eines Staates, als Mitglied einer Religionsgemeinschaft, oder als Angehöriger einer Kaste Ein Leben, das durch seine körperlichen oder geistigen Fähigkeiten nicht dem einen oder dem andern Zwecke dieser Gemeinschaften förderlich und dienstlich war, wurde als nutzlos betrachtet. Einer solchen Auffassung gegenüber war es darum auch kein Wunder, daß die Spartaner ihre Taubstummen in die Abgründe des Taygeton stürzten oder daß die Römer sie in die Fluten des Tiber warfen! Dazu kam 2) die überspannte Auffassung vom Rechte der väterlichen Gewalt! Die spartanischen Gesetze des Lykurg, wie die athenischen des Solon zeigen in dieser Beziehung eine seltsame Übereinstimmung, denn überall hatte im Heidentume der Vater das gesetzlich verbürgte Recht, sein Kind, wenn dasselbe mit einem körperlichen Gebrechen behaftet war, aussetzen oder töten zu dürfen.*) Endlich bestand 3) noch der unglückselige Irrtum, daß der Taubstumme absolut bildungsunfähig sei. Die berühmtesten Gesetzgeber und die größten Philosophen des Altertums stimmten in dieser Auffassung überein. War doch selbst der berühmteste Gelehrte des Altertums, der große Lehrer Alexanders des Großen, Aristoteles, noch in dem unglückseligen Wahne befangen, daß der taubstumme Mensch mit dem blödsinnigen auf einer Stufe stehe! Es darf uns deshalb auch gar nicht wundern, daß dieser allgemeinen Auffassung gegenüber die Zweifel des berühmten Naturforschers Plinius nur eine Stimme in der Wüste waren, daß die Stimme der Humanität verhallte und die Grausamkeit blieb! O, es war eine kalte, harte Zeit, diese Zeit des vorchristlichen Lebens, — eine Zeit des finstersten Irrtums und der beklagenswertesten Herzlosigkeit! Und diese Zeit war um so trauriger, als selbst das Bundesvolk Israel, dem Gott der Herr ein so reiches Maß von Liebe erwiesen

*) Über römische Verhältnisse vgl. Lange, Römische Altertümer I, 129 und Dernburg, Die väterliche Gewalt (Zürich 1854).

hatte, in diesen [illegible]
höheren Auffassun[illegible]
Zwar stellte M[illegible]
nenswerte Forderun[illegible]
fluchen": aber [illegible]
allgemeinen [illegible]
fluchter" un[illegible]
Talmud [illegible]
und [illegible]
die Wahnsinnigen [illegible]
[illegible]

stummenanstalten die beredten Prediger der Liebe Christi sind, die aller Welt mit lauter Stimme verkünden: „Gehet hin und saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret; die Blinden sehen, . . . die Tauben hören . . . . , und den Armen wird das Evangelium gepredigt!“ Überall gilt es jetzt als ein für ganz selbstverständlich betrachteter Grundsatz: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß alle — also auch die armen Taubstummen — zur Erkenntnis der Wahrheit kommen; und überall treten auf dem gewaltigen Gottesfelde der Weltgeschichte die Spuren Dessen zutage, der nicht allein von Millionen vollsinniger Menschen als Heiland der Seelen verehrt wird, sondern der auch der Erlöser der Taubstummen geworden ist und sein „Hephata“ noch heute in die Welt hinausruft! Mit Novalis kann darum auch jeder Taubstumme des Erdbodens sagen:

„Was wär' ich ohne Dich gewesen?
Was würd' ich ohne Dich nicht sein?
Zu Furcht und Ängsten auserlesen
Stünd' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich sicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem thät' ich meine Sorgen kund?“

Das Evangelium Jesu Christi war nicht von dieser Welt, aber es kam in diese Welt — es unterlag deshalb auch dem großen Naturgesetze der allmählichen Entwicklung. Der Herr hat das im Gleichnis vom wachsenden Samen (Mark. 4, 26—29) auch selbst gekennzeichnet, indem er sagt: „Zum ersten das Gras (der Halm), danach die Ähre, danach den vollen Weizen in der Ähre.“ Wie der Frühling nicht mit einemmale kommt, und wie er die bunten Blüten und die blauen Veilchen nicht mit einemmale aus der Erde hervorzaubert, sondern wie er erst den Tauwind vorausſendet und sein Werk mit dem Schmelzen des Schnees beginnt, — oder wie die in aller Pracht und Herrlichkeit am Horizonte aufgehende Morgensonne ihre Zeit braucht, um die auf Berg und Thal lagernden Nebel mit der siegreichen Macht ihrer liebeglühenden Strahlen niederzukämpfen, also ist's auch mit dem Christentume gewesen. Lebte doch sogar noch der berühmte Kirchenvater Augustin, der beredte Verteidiger der Gnadenwahl, in dem heidnischen Irrtum, daß die Taubstummen für religiöse Erkenntnis unzugänglich seien und deshalb niemals die ewige Seligkeit erlangen könnten! Zieht sich doch der Irrtum, daß der

Taubstumme keinen Verstand habe und mit dem Blödsinnigen auf einer Stufe stehe, wie ein roter Faden noch durch die ganze Zeit des Mittelalters hindurch und bis in die letzten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hinein.

Der erste Lichtstrahl, der in dieses Dunkel fällt, kommt aus den Klöstern des Mittelalters; wenigstens haben wir keinen Grund, an der Mitteilung Mones (vgl. dessen Zeitschrift XIII, 493) zu zweifeln, daß von dorther die Zeichensprache stammt, und daß sich die Mönche der früheſten Zeit nach dem Vorgange der Römer schon des Fingeralphabets bedient haben. Durch die Einführung der Gebärdensprache entzogen sie sich einesteils der Überwachung ihrer Oberen und genügten doch andernteils den Vorschriften ihres Ordens, der ihnen das unverbrüchlichste Stillschweigen zur heiligsten Pflicht machte. Von diesen unscheinbaren Anfängen in den Klöstern des Morgenlandes bis zur Einführung der Lautsprache in den deutschen Taubstummenanstalten war freilich ein weiter Weg! Der erste, welcher einen bettelnden Taubstummen in sein Haus aufnahm und ihn so weit brachte, daß dieser ihm alle Worte vom Munde absehen lernte, soll ein Bischof zu York, Namens John de Beverley, gewesen sein. Das war in der Zeit des 8. Jahrhunderts! Von da an bleiben wir über 7 Jahrhunderte hindurch ohne alle Kunde; denn erst am Ende des 15. Jahrhunderts treten einzelne Fälle auf, in denen sich an den armen Taubstummen die barmherzige Samariterliebe treuer Christenherzen bethätigt. Die Namen eines Rudolf Agricola, Professors der Philosophie in Heidelberg († 1485), und des italienischen Arztes Cardan aus Pavia verdienen in dieser Beziehung mit Ehren genannt zu werden. Jener unterrichtete einen taubstummen Knaben; dieser schrieb ein großes Buch, in welchem er auch über die Bildung der Taubstummen redete*). In rechten Fluß kam die Sache indes doch erst im Jahre 1570, als ein spanischer Benediktinermönch, Namens Pedro de Ponce († 1584 zu Onna), drei taubstumme Kinder in sein Kloster St. Salvador zu Sahagun (im Königreich Leon) aufnahm und diesen Kindern den Unterricht im Lesen mit so günstigem Erfolge erteilte, daß dieselben — wie seine Zeitgenossen berichten — nicht allein die spanische, sondern auch die lateinische Sprache sprechen und

*) De utilitate ex adversis capienda.

verstehen lernten.*) Ein Zeitgenosse dieses Pedro de Ponce — Juan Pablo Bonet —, dem wahrscheinlich ein Manuskript des P. de Ponce vorgelegen hat, hat uns die Methode dieses berühmten Taubstummenlehrers geschildert (Madrid 1620) und uns einen Blick thun lassen in den ungewöhnlichen Scharfblick dieses seltenen Mannes**). So ist es z. B. ganz interessant, wenn Bonet in seinem Buche den Vorschlag macht, daß man zur Veranschaulichung der Hervorbringung der Laute doch eine Zunge aus Leder anfertigen und dieselbe vor den Augen der Kinder so lange hin und her bewegen möge, bis letztere imstande seien, die Zungenstellung nachzuahmen und den betreffenden Laut hervorzubringen. Leider konnte die Entwicklung des Taubstummenunterrichtes in Spanien nicht in gerader Richtung weiter geführt werden; denn die Inquisition sah die Bemühungen rationell denkender Taubstummenlehrer mit mißtrauischen Augen an und zählte derartige Lehrer zu den „Hexenmeistern". Um den Gefahren der Folter und Tortur zu entgehen, sah man sich deshalb genötigt, die Taubstummen-Lehrkunst mit der Maske der Quacksalberei zu verdecken und sie als eine Art natürlich-medizinischer Operation darzustellen. Daher erklären sich auch die seltsamen Schilderungen des Spaniers Ramirez de Carrion***), welcher erzählt, daß jeder taubstumme Schüler zunächst einen Extrakt aus Nießwurz und Lerchensporn einnehmen müsse, daß ihm dann die Haare des Kopfwirbels abgeschnitten würden und die kahle Stelle mit einer Salbe aus bitterem Mandelöle und Lilienwasser eingerieben werde; sei dies geschehen, so spreche der Lehrer zuerst das Alphabet, dann einzelne Silben und Wörter auf die kahle und präparierte Stelle des Kopfwirbels, und der Schüler spreche dann ohne weiteres das Alphabet und die vorgeschriebenen Silben und Wörter nach. Ob die Inquisition, um derentwillen solcher Hokuspokus erfunden wurde, sich mit derartigen Er-

*) In dem Buche von Neumann, Die Taubstummenanstalt in Paris (Königsberg 1827) sind die überaus günstigen Urteile von drei hervorragenden spanischen Geschichtsschreibern, Ambrosius Morales, Johannes Castannizza und Franciscus Valesius, mitgeteilt. „Was das Merkwürdigste ist bei seiner Kunst" — sagt Ambrosius Morales —, „das ist, daß seine Zöglinge sehr gut sprechen, lesen und räsonnieren."

**) Nach Brücke, Grundzüge der Lautphysiologie (Wien 1876), S. 5 hat auch Bonet in Spanien die Lautiermethode bei normalen Kindern eingeführt.

***) Vgl. Petschkes Historische Nachricht von dem Unterricht der Taubstummen und Blinden (Leipzig 1793).

klärungsversuchen zufriedengestellt erklärte, scheint mehr als zweifelhaft zu sein; in jedem Falle ist es eine historisch feststehende Thatsache, daß der Taubstummenunterricht in Spanien, wo er einen so hoffnungsreichen Anfang genommen hatte, bald wieder in Vergessenheit geriet und als eine ganz neue Erscheinung erst 1½ Jahrhunderte später von Frankreich aus nach Spanien übergeführt wurde.

Glücklicherweise traten in jener Zeit in Holland und England Männer auf, welche sich mit mehr oder weniger Erfolg der Bildung der Taubstummen annahmen. In Holland ist in dieser Beziehung besonders Helmont bekannt, der 1657 (wohl als Israelit) den Vorschlag machte, zur Grundlage des Taubstummenunterrichtes die hebräische Sprache zu wählen, und der Amsterdamer Arzt Dr. Johann Konrad Ammann (1669—1724), welcher in seinen zwei berühmten Werken „Surdus loquens" (1692) und „Dissertatio de loquela" (1700)*) den Mechanismus der Sprache und die Methode des Taubstummenunterrichtes in einer Weise entwickelte, die für die spätere Förderung der Sache von den weitgehendsten Folgen begleitet gewesen ist. „Ammann ist" — sagt Kempelen**) — „der erste gewesen, der in der Tonsprache nach rationellen Grundsätzen verfuhr." Wie die Holländer, so waren auf dem Gebiete des Taubstummenunterrichtes auch die Engländer thätig. Dr. John Bulwer gab 1648 eine Schrift („Deaf and dumbmanns friend") über mimische Zeichen und die Anwendung des Handalphabets heraus und John Wallis (1653), William Holder (1659), sowie Thomas Braidwood (1760) suchten die Ideen ihrer Zeit auf dem Wege der That zu verwirklichen. Trotz alledem ist das gute Werk weder durch die Spanier, noch durch die Holländer und Engländer wesentlich weiter gefördert worden; die genannten Völker haben mit dem ihnen verliehenen Funde nicht in der erwünschten Weise gewuchert und die gehegten Erwartungen nicht befriedigt. Es bedurfte deshalb eines neuen Anstoßes, um die ins Stocken geratene Angelegenheit wieder aufs neue in Gang zu bringen. Und dieser Anstoß kam. — Zwei zivilisierte Nationen rangen zu gleicher Zeit um die Ehre, die rechte Methode erfunden zu haben: Frankreich

*) Beide Werke sind von dem früheren Direktor des Berliner Taubstummen-Instituts, Dr. L. Graßhoff, ins Deutsche übersetzt worden (Berlin 1828).

**) Wolfgang v. Kempelen, Der Mechanismus der menschlichen Sprache (Wien 1791).

und Deutschland. Der Vertreter der französischen Methode war der Abbé de l'Epée und der der deutschen Methode — Samuel Heinicke.

Der Abbé Charles Michael de l'Epée (geb. 25. Nov. 1712, gest. 23. Dec. 1789) gehört zu den edelsten Erscheinungen in der Kulturgeschichte der Völker. Anfänglich von seinen Mitmenschen verdammt und später von seinen Glaubensgenossen als Jansenist verfolgt, stellte er nicht allein sein gesamtes, 12000 Francs jährliche Rente einbringendes Vermögen in den Dienst der Taubstummenbildung, sondern opferte der guten Sache auch seine Zeit, seine Kraft und sein ganzes Leben. Er gründete mit Überwindung der größten Schwierigkeiten 1760 die Taubstummenanstalt in Paris und lebte dort wie ein Bettler, um Bettler zu lehren, wie Menschen zu leben. De l'Epée ist daher auch durch seine uneigennützigen, aufopfernden Bemühungen der größte Wohlthäter der Taubstummen in Frankreich geworden und wird deshalb dort auch noch heute (besonders auch wegen der selbstlosen Rettung des zehnjährigen, von seiner Familie ausgestoßenen taubstummen Grafen Solar aus Toulouse) von seinen dankbaren Landsleuten wie ein Heiliger verehrt. An dem in seiner Vaterstadt Versailles ihm zu Ehren errichteten Nationaldenkmale geht kein Franzose ohne dankbare Rührung vorüber. Aber so hoch wir auch die humane Gesinnung, die edle Liebenswürdigkeit, die christliche Milde, die aufrichtige Frömmigkeit, den sittlichen Ernst und die weitreichende, alles dahingebende Opferwilligkeit dieses edlen de l'Epée zu schätzen haben, und so gern wir ihm auch die Anerkennung zollen, daß durch seine epochemachenden Bemühungen das gute Werk der Taubstummenbildung um ein bedeutendes gefördert worden ist, — wenn wir der Wahrheit die Ehre geben sollen, dann müssen wir doch sagen, daß er das Höchste auf dem Gebiete der Taubstummenlehrkunst nicht erreicht hat. Der verdienstvolle Mann war in dem seltsamen Irrtume befangen, daß die Grundlage des Verkehrs mit den Taubstummen nicht die Laut-, sondern die Gebärdensprache sei, und daß es demgemäß genüge, wenn die Taubstummen zum Verständnis des Fingeralphabets geführt würden. Die nächste Folge dieser Auffassung war, daß die Zöglinge des Abbé de l'Epée nicht reden und die Rede anderer, vollsinniger Menschen nicht verstehen lernten; sie verstanden nur ihre Lehrer oder sich unter einander und blieben auf diesen engen Verkehr für die ganze Zeit ihres Lebens beschränkt. Von einer Ent-

stummung der Taubstummen, wie sie die deutsche Methode erstrebt, konnte deshalb in den de l'Epée'schen Anstalten auch niemals die Rede sein: — die Zöglinge blieben stumm und mußten des halbauch auf die Einführung in die Gemeinschaft des kirchlichen und bürgerlichen Lebens nach wie vor Verzicht leisten.

Da kam Samuel Heinicke, unser Landsmann, von dem sein Biograph Stötzner*) sagt: „Sein Bild steht vor unsrer Seele als das Bild eines schönen, ernsten Mannes; eine Sigfriedsgestalt, hochgewachsen, breitschulterig, mit klaren, blauen Augen und freier, mächtiger Stirn; ein echter Deutscher, ohne Falsch und Heuchelei, stets bereit, der Lüge und Unnatur entschieden entgegenzutreten; ein Erforscher der Menschennatur, seiner Zeit weit voranschreitend; ein Menschenfreund, dessen Namen Tausende unserer unglücklichen Mitbrüder, die Taubstummen, segnend nennen; ein Ehrenmann, dessen edles Wirken zwar von der Kanzel herab geschmäht wurde, der aber doch hochherzig genug war, sich durch keinerlei Verdammung in seinem Streben irre machen zu lassen." Zwar waren dem verdienstvollen Sam. Heinicke in Deutschland schon eine Anzahl gelehrter Männer in dem Bemühen, den Taubstummen ein besseres Los zu verschaffen, vorangegangen. Wir erinnern hier nur an den bereits erwähnten Rudolf Agricola, Professor der Philosophie in Heidelberg († 1485), an Joachim Pascha, Hofprediger des Kurfürsten Joachim II. in Brandenburg († 1578), an den Licentiaten Kerger in Liegnitz († 1740), an den Pastor Raphael in Lüneburg († 1740), an den Superintendenten Lasius in Burgdorf bei Celle († 1772), an den Studiendirektor Leopold in Loccum († 1774), an den Pfarrer Arnoldi in Großlinden bei Gießen († 1783) u. n. a. Aber so hoch wir auch die gute Absicht dieser Menschenfreunde zu würdigen wissen, so wenig können wir doch sagen, daß es ihnen gelungen sei, über die Versuche zum Besseren hinausgekommen zu sein. Es mußte erst der Columbus kommen, der die neue Welt entdeckte, und dieser Columbus der Taubstummenbildung war — Sam. Heinicke.

Sam. Heinicke war am 10. April 1729 im Dorfe Nautzschütz bei Weißenfels als Sohn eines Bauern geboren, verlebte seine Jugend im Vaterhause, ging als 21jähriger Jüngling unter die Dresdener

*) Heinrich Ernst Stötzner, Samuel Heinicke, sein Leben und Wirken (Leipzig, bei Julius Klinkhardt, 1870).

Leibgarde, bekleidete in Dresden später das Amt eines Feldküsters, machte hier, an Ammann anknüpfend und bald über denselben hinausgehend, die ersten Versuche im Taubstummenunterrichte, wurde aber in seiner Lehrthätigkeit durch den Ausbruch des Siebenjährigen Krieges unterbrochen; von den Preußen in Pirna gefangen, entfloh er dem preußischen Korporalstocke zuerst nach Jena, dann nach Hamburg, wurde hier mit Klopstock und dem nachmaligen dänischen Hofprediger Kramer bekannt, erhielt durch Vermittelung des letzteren anfangs die Stelle eines Sekretärs beim dänischen Gesandten, dem Grafen Schimmelmann, und 1768 durch denselben die Kantorstelle in Eppendorf bei Hamburg. Hier in Eppendorf fand Heinicke einen tauben Knaben, den Sohn eines Müllers, vor. Er erbot sich, denselben zu unterrichten und brachte ihn so weit, daß derselbe Sätze sprechen und verstehen lernte. Als der Knabe konfirmiert werden sollte, verweigerte der Ortspastor zu Eppendorf, Granau, die Vollziehung dieser heiligen Handlung und schalt Heinicke von der Kanzel herab einen Frevler gegen Gottes Allmacht und Weisheit. Sam. Heinicke wandte sich deshalb an den Hauptpastor Götze in Hamburg, den bekannten Gegner Lessings, und bat diesen um Rat und Hilfe. Götze — nebenbei bemerkt, ein geborener Halberstädter*) — prüfte den taubstummen Knaben, fand die Antworten desselben befriedigend und erklärte sich zur Konfirmation des Heinickeschen Zöglings bereit. Der Streit erregte ein außerordentliches Aufsehen. In den gelesensten Zeitungen wurde die Angelegenheit besprochen, und eine Anzahl vornehmer und reicher Eltern kam infolge dessen auf den Gedanken, ihre taubstummen Kinder dem Eppendorfer Kantor anzuvertrauen! So bekam Heinicke ein Taubstummeninstitut! Die Anstalt wuchs nach einigen Jahren in so bedeutender Weise, daß sich Heinicke endlich genötigt sah, seine Kantorstelle aufzugeben und seine Kraft in den ausschließlichen Dienst des Taubstummenunterrichtes zu stellen. Die Frage der Verlegung des Instituts von Eppendorf nach einer größeren Stadt wurde in Erwägung gezogen. Anfangs war Heinicke geneigt, dem Vorschlag des Grafen Schimmelmann zu folgen und seine Anstalt nach Wandsbeck zu verlegen; als aber der sächsische Hauptmann v. Schröder kam und ihm Leipzig vorschlug, da

*) Melchior Götze ist hier am 16. Oktober 1717 geboren. Sein Vater, Johann Heinrich Götze, war Oberprediger an der hiesigen Martinikirche.

erwachte Heinickes Liebe zur alten Heimat so gewaltig, daß er sofort folgte. Der Kurfürst Friedrich August sicherte ihm eine jährliche Besoldung von 400 Thaler, und so siedelte Heinicke im April des Jahres 1778 nach Leipzig über und gründete hier (am 14. April 1778) die erste deutsche Taubstummenanstalt, die Mutter des gesamten deutschen Taubstummenlehrwesens. Heinicke stellte den Grundsatz auf: „Der Taubstumme muß und kann auf dem Wege der Lautiermethode nicht allein zum Sprechen der Ton- oder Lautsprache, sondern auch zum Verständnisse der durch die Sprache bezeichneten Begriffe gebracht und dadurch dem Verkehr mit den vollsinnigen Menschen wieder zugeführt werden.“ Diesen Grundsatz hat Heinicke trotz vieler nicht in Abrede zu stellenden Schwächen und Irrtümer*) in allen Verhältnissen seiner amtlichen Wirksamkeit gegen eine Schar erbitterter Feinde und verkappter Kritiker hochgehalten und wie ein Löwe verteidigt bis zum letzten Atemzuge seines Lebens. Am 30. April 1790 ging er zum ewigen Frieden ein, nachdem er 2 Jahre zuvor noch die Freude erlebt hatte, seine Ideen auch in der Hauptstadt der preußischen Monarchie verwirklicht zu sehen. Hier in Berlin gründete der Schwiegersohn Sam. Heinickes, Ernst Adolf Eschke, am 2. Dez. 1788 die erste preußische Taubstummenanstalt, und von hier aus wurden dann — nachdem dies Institut 1798 zu einer königlichen Anstalt und 1813 unter Eschkes Schwiegersohn, dem Direktor Graßhoff, zur Taubstummen lehrer bildungsanstalt erhoben worden war — die Ideen Sam. Heinickes wie ein fliegender Same in alle Welt verbreitet.

Wenn Preußen für die Bildung seiner Taubstummen jetzt 2 Staatsanstalten, 22 ständische, 13 Privat-Anstalten mit ständischer Beihilfe und 6 ohne solche, also zusammen 43 Anstalten hat, in denen circa 3200 taubstummen Kindern das Band der Zunge gelöst und ihnen dadurch der Verkehr mit der menschlichen Gesellschaft in bürgerlicher und kirchlicher Beziehung wieder ermöglicht wird, so hat an diesem Kulturfortschritte Sam. Heinicke einen so wesentlichen Anteil, daß es undankbar von uns sein würde, wenn wir am heutigen Jubelfeste

*) Ein Hauptirrtum Heinickes war die Meinung, daß sich die Lautsprache auf den Geschmack gründe und daß dieser die Stelle des mangelnden Gehörs vertrete. Über diesen Irrtum — sein Arcanum — bewahrte er das tiefste Geheimnis. S. Stötzner a. a. O., S. 54. Heinicke war sich demnach klar in den Zielen, vergriff sich aber in den Mitteln.

und Ehrentage unserer Schule, nicht der großen Verdienste dieses Mannes dankbar gedenken wollten. Arbeiten doch jetzt die Taubstummen aller kultivierten Staaten nach Heinickes grundlegenden Prinzipien; denn die deutsche Methode, die von Sam. Heinicke ins Leben gerufen wurde und von deutschen Taubstummenlehrern weiter ausgebildet worden ist, hat ihren Triumphzug über den ganzen Erdboden gehalten und wird jetzt nicht allein in der Schweiz und Italien, sondern auch in Rußland, Schweden, in England, Holland ꝛc. zur gesegneten Ausführung gebracht. Außer Hill in Weißenfels, dem Begründer der neu-deutschen oder neu-preußischen Schule, haben auf dem Gebiete der deutschen Taubstummenbildung sich noch besondere Verdienste erworben: Saegert in Berlin, Rößler in Hildesheim, Vatter in Frankfurt a. M., Heil in Hildburghausen, Cüppers in Brühl, Arnold in Riehen u. m. a. Von besonders hervorragendem Einflusse ist auch das „Organ für Taubstummen- und Blindenanstalten" von Dr. Matthias in Friedberg gewesen. Die Anerkennung der deutschen Methode ist darum jetzt eine so allgemeine, daß im vorigen Jahre der bei Gelegenheit der Pariser Weltausstellung in Paris versammelte Taubstummenlehrer-Kongreß mit Stimmenmehrheit den Beschluß gefaßt hat, die deutsche Methode der französischen vorzuziehen und dieselbe auch in allen Taubstummenanstalten Frankreichs einzuführen.

In Deutschland wurde dieses Interesse für das Taubstummenbildungswesen, besonders am Anfange dieses Jahrhunderts, in wesentlicher Weise durch die Begeisterung für die Ideen des edlen Schweizers Pestalozzi gefördert. Pestalozzi stellte bekanntlich zwei Prinzipien wieder auf den Leuchter der Zeit: das didaktische Prinzip der Anschauung und das ethische Prinzip der barmherzigen Liebe. Beide Prinzipien kamen auch der Taubstummenbildung zugute und wurden besonders in Königsberg in Ostpreußen, dem Sammel- und Ausgangspunkte der Pestalozzischen Bestrebungen*), mit einer Begeisterung aufgenommen, welche für die Zukunft des vaterländischen Schulwesens die besten Früchte erwarten ließ. Daher erklärt es sich auch, daß in Königsberg schon im Jahre 1809 die Gründung einer staatlichen Taubstummenanstalt angeregt wurde**). Leider mußte dort

*) S. Kehr, Geschichte des Seminars zu Halberstadt (Gotha 1878), S. 82.

**) Saegert, Das Taubstummenbildungswesen in Preußen (Berlin 1874 und 1875).

die Ausführung dieses Beschlusses infolge des Kriegs und der mit demselben verbundenen Unruhen verzögert werden. Als aber der Erzfeind des deutschen Volkes in seinem eigenen Lande niedergeworfen war und die Glocken der deutschen Städte und Dörfer den Frieden Europas einläuteten, da brachen wie die Knospen und Blüten im Frühlinge nach des kalten Winters harten Stürmen, auch die Bestrebungen für die Förderung des Taubstummen-Bildungswesens wieder liebewarm und lebenskräftig hervor und erzeugten einen pädagogischen und humanitären Wetteifer, der zu den erfreulichsten Erscheinungen jener Zeit gehört. In den verschiedenen deutschen Ländern und den verschiedensten Orten wurden von da an Taubstummenanstalten gegründet, und überall fanden sich Kräfte, denen es eine Ehre und zugleich auch eine Freude war, der guten Sache in treuer Liebe zu dienen.

Zu den Männern, welche in dieser Beziehung mit Achtung und Liebe genannt zu werden verdienen, gehört auch der frühere hiesige Seminardirektor Karl Gottlieb Friedrich Brederlow; derselbe glich dem barmherzigen Samariter, der den Halbtotgeschlagenen am Wege liegen sah, ihn liebend aufhob und in die Herberge brachte. Nach dem Vorgange des Kantors Hauer, der zuerst in Schadeleben, später in Quedlinburg einige taubstumme Kinder unterrichtet hatte, gründete Brederlow am 1. November des Jahres 1825 mit 4 Knaben und 4 Mädchen die hiesige Taubstummenanstalt. Die Lehrer der taubstummen Kinder waren die Seminaristen. Ihr Instruktor war Brederlow. Derselbe nahm sich der Sache mit einem so hingebenden Eifer an, daß nicht allein andere Seminare seinem Beispiele nachfolgten, sondern daß sich auch der erste sächsische Provinziallandtag im Jahre 1825 veranlaßt sah, das Taubstummen-Bildungswesen als einen Gegenstand besonderer Fürsorge mit allgemeiner Teilname in Betracht zu ziehen. Am 24. Oktober 1828 faßte der Provinziallandtag den Beschluß, die mit den Seminaren Erfurt, Halberstadt, Magdeburg und Weißenfels verbundenen Taubstummenanstalten als Provinzialanstalten zu übernehmen und zur Unterhaltung derselben die Summe von je 1000 Thaler zu bewilligen. Am 1. Juli 1829 wurde dieses Vorhaben hier in Halberstadt zur Ausführung gebracht*). Mit dankerfülltem Herzen feiern

*) Derzeit hat die Provinz Sachsen fünf Taubstummenanstalten: 1) Erfurt (am 2. Januar 1822 durch die dortige Loge gegründet), 2) Halberstadt (gegründet am 1. November 1825), 3) Weißenfels (seit 4. September 1829), 4) Halle (Klotzsche

wir deshalb heute den Tag des 50jährigen Bestehens unserer Provinzial-Taubstummenanstalt und schauen ebenso freudebewegt zurück in die Vergangenheit, wie hoffnungsreich vorwärts in die Zukunft. Wie einst Samuel bei Mizpa einen Stein aufrichtete und die Worte darauf schrieb: „Bis hierher hat der Herr geholfen", also betrachten auch wir den heutigen Tag als einen bedeutsamen Markstein in der Geschichte unserer Anstalt und bekennen mit dankbarem Herzen: „Ja, Herr, dein Wort ist heute erfüllt: die Blinden sehen, die Tauben hören und den Armen wird das Evangelium gepredigt."

Ich habe Ihnen einen kurzen Abriß der Geschichte der Taubstummenbildung gegeben und Sie, von fremden Ländern ausgehend und durch ferne Zeiten hindurch führend, in unsere alte Bischofsstadt Halberstadt geleitet. Eine ausführliche Geschichte des Taubstummenwesens zu bieten, hat dabei nicht in meiner Absicht gelegen und bei der beschränkten Zeit auch nicht liegen können; ich habe nur die Höhepunkte bezeichnen und nur einige charakteristische Striche zu dem Bilde liefern wollen. Immerhin wird aber die Zeichnung genügen, um erkennen zu lassen, daß das Prinzip der christlichen Liebe die heidnischen Vorurteile siegreich überwunden hat, und daß die Humanität des Christusevangeliums der Sonne am Himmel gleicht, die von den Wolken des Sturmes oder den Nebeln des Irrtums wohl auf einige Zeit verdunkelt, aber niemals ausgelöscht werden kann. Die Wahrheit kommt immer wieder zu ihrem Rechte und erringt, wenn auch spät, so doch sicher und gewiß den Sieg. Wenn darum heute Johannes der Täufer wieder zwei seiner Jünger aussendete und die Frage an Christus richtete: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten?" so würde ihm genau dieselbe Antwort wie einst vor 1800 Jahren werden: „Gehet hin und saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret: die Blinden sehen, die Lahmen gehen — die Tauben hören — und den Armen wird das Evangelium gepredigt." Ja, ja, es ist so: die Tauben hören, und die Stummen reden; sie hören sein Wort, und sie reden von seinen großen Thaten; sie preisen seine Güte und loben seinen heiligen Namen! Und ist heute auch noch nicht alles erreicht und harren auch noch eine Menge

---

Privatanstalt, am 2. Januar 1835), 5) Osterburg (gegründet am 1. April 1864). Die Magdeburger Anstalt ist 1846 aufgehoben und mit der hiesigen verschmolzen worden.

Aufgaben ihrer Lösung*) — wir sind getrost; denn der, welcher uns bisher geholfen hat, wird auch weiter helfen! Nicht vergeblich singt ja der Dichter:

„Es kann nicht Ruhe werden,
Bis deine Liebe siegt,
Bis dieser Kreis der Erden
Zu deinen Füßen liegt."

Habe ich Ihnen im Bisherigen in knapp zugemessner Zeit einen kurzen Abriß der Geschichte unseres gesamten Taubstummen-Bildungswesens gegeben und dadurch die Vergangenheit unserer Anstalt gekennzeichnet, so gestatten Sie mir, daß ich noch mit einigen Worten auf die Bedingungen hinweise, unter deren Erfüllung auch die Zukunft der Anstalt gesichert sein wird. Zu diesem Zwecke wende ich mich nun zunächst an Sie, die verehrten Herren Lehrer dieser Anstalt, und danke Ihnen recht herzlich für alle bisher bewiesene Liebe! Zum Taubstummenlehrer gehört ein ganzer Mann ganz; denn die gedeihliche Ausübung seines Berufs erfordert nicht allein ein reiches Maß technischer Kenntnisse, fachmännischer Studien und methodischer Geschicklichkeit, sondern auch einen hohen Grad echt christlicher Berufsliebe, unermüdlicher Geduld, hingebender Treue und aufopferungsvoller Selbstverleugnung. Das Wort der heiligen Schrift: „Unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein" (Jak. 3, 1) hat daher auch für den Taubstummenlehrer noch eine ganz besondere Bedeutung. Oder wer vermöchte es in Abrede zu stellen, daß der denkwürdige Ausspruch des alten Quintilian, des großen Meisters römischer Beredsamkeit: „Pectus est, quod disertos facit", d. h. das Herz macht beredt, dem Taubstummenlehrer in einem noch viel höheren Grade wie jedem anderen Lehrer gilt? Was helfen alle Kenntnisse über den Mechanismus der Sprachorgane, alle Forschungen über die Gesetze der Mundstellung, der Lauterzeugung, des Atemholens, der Artikulation ꝛc., wenn dem Lehrer das Samariterherz der Liebe fehlt, und nicht das wahre Wohl seiner Schüler, sondern nur sein Glück, seine Ehre, seinen Ruhm und seinen

*) Es sei nur daran erinnert, daß das Deutsche Reich nach der letzten Volkszählung 35048 Blinde, 38489 Taubstumme, 54519 Blödsinnige, 24430 Irre, 1917 Blödsinnige und (zugleich) Irre hatte. Welche Fülle von Elend schließen doch diese Zahlen ein! — In Preußen, wo auf 1400 Einwohner durchschnittlich 1 Taubstummer kommt, warten die Taubstummen-Bildungsanstalten noch auf den Schulzwang.

Lohn vor Augen hat? Was kann es der Welt nützen, wenn er nur nach Schaustellungen strebt, die das Urteil der Besucher blenden? wenn sein Dichten und Trachten nur darauf gerichtet ist, berühmte Männer zu bilden, die einst seines Namens Ehre verkünden*), und wenn er dabei das eine vergißt, was kein Mensch und was vor allem kein taubstummes Kind entbehren kann: die Liebe, die nicht das Ihre sucht? Ein Taubstummenlehrer, dem das Samariterherz der erbarmenden Liebe fehlt, gleicht dem Lichte des faulenden Holzes, das wohl leuchtet, aber nicht erwärmt.

In Röm. 12, 16 steht ein hochbedeutsames Wort geschrieben, das auch im Unterrichte der Taubstummen tagtägliche Berücksichtigung finden sollte: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen!“ Oder ist es etwa nicht so, daß die schwächsten Kinder unserer Liebe immer am meisten bedürfen? Ist es nicht so, daß das, was am Umfange des Lehrstoffes gewonnen ward, an der Gründlichkeit des Wissens und an der Korrektheit der Aussprache wieder verloren geht? Sorgen Sie darum in Ihrem Unterrichte doch ja immer für edle Einfachheit und für exakte Erreichung des unbedingt Notwendigen, für eine klare Erfassung der bekanntesten Elementarbegriffe des praktischen

---

*) O. F. Kruse, in seinem lesenswerten Buche: „Der Taubstumme im unkultivierten Zustande nebst Blicken in das Leben merkwürdiger Taubstummer (Bremen 1832), hat eine interessante Zusammenstellung solcher hochbefähigten und berühmten Taubstummen gegeben. Kruse selbst (geb. am 20. März 1801), viele Jahre Direktor der Taubstummenanstalt in Kiel, gehört zu diesen hervorragenden Naturen; seine zahlreichen Schriften sind dafür ein sprechender Beweis. Außerdem verdienen hier noch u. a. genannt zu werden: C. H. Wilke (1800—1876), Taubstummenlehrer in Berlin, Verfasser der auch in Volksschulen vielfach gebrauchten Wilkeschen Bildertafeln; O. H. Senß (1800—?), war Geheimer Kanzleisekretär im Berliner Ministerium, beschäftigte sich vorzugsweise mit Mathematik und Geographie und war auch der französischen Sprache mächtig; Hugo, Reichsfreiherr von Schütz, Stifter und Direktor der Taubstummenanstalt in Kamberg in Hessen-Nassau; C. W. Teutscher, Taubstummenlehrer in Leipzig, und Adolf Siebert, ein geborener Halberstädter, dessen Vater als Stadtphysikus nach Brandenburg zog, in Berlin unter Habermaß und Dr. Weidner ausgebildet, später zur Vervollkommnung seiner zeichnerischen Geschicklichkeit auf Staatskosten nach Rom gesendet wurde und durch seine ausgezeichneten Bilder großes Aufsehen erregte. Wie Deutschland, so hat auch Frankreich eine bedeutende Anzahl Taubstumme aufzuweisen, welche ihr Wissen auf eine schätzenswerte Höhe gebracht haben; es sei hier nur an Massieu, Clerc u. m. a. erinnert.

Lebens, für eine deutliche und korrekte Aussprache, für ein sicheres Absehen der Sprache vom Munde der Vollsinnigen, für eine zweckmäßige und liebewarme Einführung in das Glaubensleben und die Pflichtenlehre des Christentums, für eine harmonische Ausbildung der auch den Taubstummen in reichem Maße gegebenen Gotteskräfte und vor allem für die rechte Liebe, die ihre Kraft und ihren Trost in dem Christusworte findet: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ Die Dankbarkeit Ihrer Schüler, die ja erfahrungsmäßig bei allen taubstummen Kindern ungleich größer, herzlicher und inniger ist, als bei allen vollsinnigen Kindern, wird dann sein wie der Schatten am Nachmittage: je später, desto größer, und in Ihrem Herzen werden Sie dann auch den reichen Segen und das stille Glück treuer Pflichterfüllung mit jener hohen Befriedigung empfinden, welche Gott allen bereitet, die ihn lieb haben und in seinen Wegen wandeln. Es ist darum auch meines Herzens Wunsch und Gebet, daß unsere Anstalt für alle Zeiten Lehrer mit dieser gottgeweihten Gesinnung haben und daß es Ihnen vergönnt sein möge, in dieser Liebe in Ihrem Berufe noch recht lange zur Ehre Gottes und zum Segen der Menschheit in unserer Anstalt zu wirken. Ja, verwalten Sie Ihr Amt, wie bisher so auch ferner, mit Freuden und nicht mit Seufzen! Streben Sie nach dem Höchsten; aber vergessen Sie nie die Liebe, die des Gesetzes Erfüllung ist! Ringen Sie auf allen Gebieten um die besten Gaben; aber vergessen Sie nie die Treue, welcher Gott die Krone des ewigen Lebens verheißen hat! Gott der Herr leite und kräftige Sie, daß Sie allezeit in der treuen Ausübung Ihres Berufes die Befriedigung Ihres Lebens finden, so daß Sie mit aufrichtiger Seele in das Bekenntnis einstimmen können: „Ich habe keine größere Freude, denn die, daß ich höre meine Kinder in der Wahrheit wandeln“ (3 Joh. 4). Er vergelte auch die Liebe denjenigen Lehrern, die in frühern Jahren und in vergangenen Zeiten an der Förderung unserer Taubstummenanstalt mitgewirkt haben.*) Er segne sie alle mit jenem heiligen Herzensfrieden, den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann, und sei mit ihnen, bis er seinen Engel sendet mit dem Auftrage: „Rufe die Arbeiter und gieb ihnen den Lohn!“

---

*) Erinnerungen an Aeplinius († 9. Februar 1880) und an Steinberg († am 5. Oktober 1880).

Und wie mit den Lehrern der Anstalt, so sei der Segen Gottes auch mit den Behörden derselben*).

50 resp. 54 Jahre sind nun verflossen, und wir stehen jetzt im Begriffe, unsern Fuß auf die Schwelle eines neuen Halbjahrhunderts zu setzen! Krieg und Frieden haben in diesen 50 Jahren gewechselt; Menschen sind geboren und gestorben; Lehrer sind gekommen und gegangen! Nur die Anstalt, welche alle diese Veränderungen durchlebt hat, ist geblieben, und mit freudigem Stolze und aufrichtiger Liebe schaut daher auch die alte Mutter dieser Taubstummenanstalt, unser am 10. Juli 1778 gegründetes Schullehrerseminar, auf die segensreich, in rüstiger Gesundheit vollbrachte Wirksamkeit ihrer geliebten Tochter. Das Seminar, welches die am 15. Januar 1822 hier gegründete städtische höhere Töchterschule und die Ostern 1862 ins Leben gerufene mittlere Bürgerschule als seine lieben Kinder betrachtet, — das Seminar, welches im November 1825 auch die hiesige Taubstummenanstalt ins Leben rief, für diese Tochter von ihrer Geburt an bis heute mit Muttertreue gesorgt und das Kindlein erzogen und behütet, gepflegt und beschützt hat: — wie sollte es sich nicht von Herzen freuen, daß es ihm möglich gewesen ist, auch diese liebe Tochter bis zur Selbständigkeit zu erziehen und das Glück zu erleben, derselben heute die Segenswünsche treuer Mutterliebe in aller Aufrichtigkeit ihres Herzens darbringen zu können. Von der alten Memnonssäule erzählt die Sage, daß sie geklungen habe, wenn sie von einem Sonnenstrahle berührt worden sei; wie viel mehr müssen da wir uns heute freuen, die wir das Glück genießen, unsere Anstalt heute im strahlenden Sonnenglanze des reichsten Segens zu sehen. Es haben sich daher heute auch die Lehrer und Schüler des Seminars freudebewegt hier versammelt und vereinigen ihre Wünsche mit den meinen zum Besten der Anstalt und zum Segen ihres Gedeihens für alle Zukunft. Schon erheben sich drüben in der Wilhelmsstraße die Mauern des Prachtgebäudes, in welchem die Provinzial-Taubstummenanstalt ferner ihre dauernde Wohnung finden soll. Bald wird dann auch die Stunde schlagen, in der das Seminar seiner Tochter die Hand zum Abschiede reichen und zu ihr sagen wird**): „Das Seminar hat dich geboren, das Seminar hat dich erzogen, das Seminar hat dich bis zur Selbständig-

*) Im Originale folgt hier der Dank gegen die einzelnen Behörden der Anstalt ꝛc.

**) Ist inzwischen am 5. April 1880 geschehen.

keit geführt, nun, liebes Kind, gehe hin in Frieden, wirke Gutes und schaffe Segen!“ Die Hände werden sich dann scheiden, aber die Liebe, die uns bisher verbunden hat in Lust und Leid, in Leid und Freud, sie wird bleiben. . . . . .

Und nun lassen Sie uns aufblicken zu Gott, dem Geber aller Gaben, von dem das Leben wir und allen Segen haben! Lassen Sie uns Ihm danken für seinen gnädigen Schutz und seinen allmächtigen Beistand! Lassen Sie uns Ihm geloben, alle Kraft in Seinen Dienst zu stellen und allezeit Gottes Mitarbeiter zu sein. (1 Kor. 3, 9.)

Und so überschreiten wir denn die Grenze des 50jährigen Bestehens dieser Provinzial-Taubstummenanstalt mit frohem Danke und freudiger Hoffnung, und mit der Bitte um Gottes reichen Segen für alle Zukunft. Wenn heute über 50 Jahre die Provinzial-Taubstummenanstalt das Jubiläum ihres 100jährigen Bestehens feiert, dann wird der Wind unsere Asche verweht haben, und unsere Namen werden vielleicht schon längst vergessen sein; aber wenn Gott der Herr sein Antlitz nicht von ihr abwendet und wenn seine Gnade nicht von ihr weicht, dann wird sie auch ohne uns in Segen bestehen und fort und fort bleiben eine reichgesegnete Wirkungsstätte christlichen Erbarmens und treuer Samariterliebe. Die spätesten Geschlechter werden sich dann noch dankbar erinnern an die Wohlthat, die ihnen durch die Gründung dieser Anstalt erwiesen worden ist, und werden mit treuem Herzen die Liebe dessen loben und preisen, der da gesagt hat: „Gehet hin und saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret: . . . Die Tauben hören und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“

Du aber, Herr, sei auch ferner dieser Anstalt mit Deiner Gnade nahe! Wir lassen Dich nicht, Du segnest sie denn! Amen.

# XI.

# Rede

zur

## Totenfeier des Schulrats Dr. Karl Schmidt in Gotha

am 11. November 1864.

---

Wir sind heute in wehmütiger Stimmung, in tiefer Trauer hier versammelt. Der Mann, der vor kaum 1½ Jahren an die Spitze unseres Volksschulwesens und unseres Seminars gestellt wurde; — er, der wie ein seetüchtiger Steuermann mit sicherer Hand das Schifflein der Schule lenkte; — er, der auf die Fahne seines Lebens das Motto geschrieben hatte: „Vorwärts in Wahrheit, Freiheit und Liebe"; — er, der mit glühender Begeisterung und mit gewaltiger Energie an der Hebung des Lehrerstandes arbeitete; — er, von dem man nicht weiß, was an ihm größer war, ob die Schärfe des Denkens, die Tiefe seines Gemütes, oder die Energie seines Willens; der Mann, der das, was er war, ganz und voll war: — unser Schulrat und Seminardirektor Dr. K. Schmidt ist nicht mehr! — —

Der starke Geist, den der schwache Körper beherbergte, hat seine Wohnung verlassen; der Mund, der in begeisternder Rede auch den Schwachen zu neuer Kraft zu entflammen vermochte, er ist verstummt; das blaue Auge, der treue Spiegel einer edlen Seele, es hat sich geschlossen; und das Herz, das für Kunst und Wissenschaft, für Erziehung und Religion, für Hohes und Heiliges erglühete, es ist gebrochen. Mitten aus des Lebens vollem Strome; mitten aus seinen Plänen, Entwürfen, Arbeiten, Hoffnungen, Wünschen, Idealen, mitten aus der

köſtlichen Säemannsarbeit, hinweg aus den glücklichſten Verhältniſſen, hinweg von dem Herzen ſeiner treuen Gattin, ſeinen lieben Kindern, ſeinen dankbaren Schülern, hinweg aus dem Kreiſe ſeiner vielen, mit ihm nach einem Ziele ſtrebenden Freunde, hinweg von allem, was ihm hienieden lieb und teuer war, hat ihn des Todes kalte Hand geriſſen: — der Träger unſerer Wünſche, das Zentrum unſerer Hoffnungen, unſer Schulrat Schmidt iſt — tot!

„Er iſt tot!“ — wie hallte das Wort am Dienſtag in der Frühe ſo ſchauerlich wieder in den Räumen ſeines Hauſes und in den Hallen unſeres Seminars. „Er iſt tot!“ — wie wird dieſes Wort, das wie ein Blitz aus heiterem Himmel in die Herzen ſchlug, lange nachhallen hier in unſerer Stadt und draußen im Lande. „Er iſt tot!“ — wie wird dies Wort alle die Herzen ergreifen und erſchüttern, die, im ganzen lieben deutſchen Vaterlande und weit über deſſen Grenzen hinaus, dem Manne warm entgegenſchlugen, der, auf der Höhe der pädagogiſchen Wiſſenſchaft ſtehend, einſt das Manneswort geſprochen: „Ich habe mein Leben eingeſetzt für die Pädagogik.“

Heute wird fern von hier, dort in dem Lande, wo ſeine Wiege geſtanden, ſeine irdiſche Hülle ins kühle Grab zur ew'gen Ruhe gebettet. Eine Deputation des Seminars, beſtehend aus drei Zöglingen des Seminars und einem Mitgliede des Lehrerkollegiums, wird Zeuge der ernſten Feier dort ſein und bei dem Manne bleiben, den wir geliebt, bis die Erde ſich über ſeinem Grabe geſchloſſen hat. Wir alle können heute nicht ſein Grab umſtehen, ihm nicht in ſeiner Heimat die letzte Ehre erweiſen, ihm nicht dort den letzten Scheidegruß zurufen. Thun wir es darum hier — feiern wir hier ſein Gedächtnis! —

Wie aber könnten wir das würdiger feiern, als dadurch, daß wir uns noch einmal ſein Bild recht klar vor die Seele führen*), an ſeinem Vorbilde uns erheben und ſo das Andenken des Heimgegangenen ehren, der in vielem groß, aber am größten in dem war, worin alle wahre Größe ihren Mittelpunkt hat: — in der **Treue.** Die Treue iſt ja nicht eine ſchnell auflodernde und ebenſo ſchnell wieder verlöſchende Begeiſterung für das Wahre, Gute und Schöne, ſondern ſie iſt das in Gott getroſte Feſthalten, Ausharren und Ausführen deſſen,

*) Ein ausführliches Lebensbild Karl Schmidts findet ſich in Berthels Allgem. deutſcher Lehrerzeitung (Leipzig, Klinkhardt), Jahrgang 1864, Nr. 50, S. 401 ff. Die Berichtigung der Druckfehler vgl. Nr. 54.

was man im Lichte ewiger Wahrheit als das allein Menschenwürdige und Menschenbeglückende, darum auch als das Gottwohlgefällige erkannt hat. Diese Treue, die wie Eisenglut anhält und ausdauert; diese Treue, die, wie die Rose von Jericho, dem Sturm und dem Wüstensande Trotz bietet; diese Treue, die des Jünglings Ehre, des Mannes Zierde, des Greises Schmuck ist: sie forderte der Heimgegangene von jedem seiner Schüler, er verlangte sie auch von allen, die unter und mit ihm am heiligen Werke der Jugendbildung arbeiteten. „Ich lege" — sagte er noch vor wenigen Wochen beim Anfang des Wintersemesters zu seinen Schülern — „großen Wert auf ein festes Wissen und auf ein sicheres Können, aber größeren Wert lege ich doch auf die Treue des Lehrers, auf den Charakter des Mannes. Charaktere sollen die Lehrer werden, nicht erbärmliche Seelen, nicht Pendel zwischen Furcht und Hoffnung, nicht Wetterfahnen, die sich nach jedem Winde der Zeit drehen, nicht Rohrnaturen, die sich von jeder Zugluft der öffentlichen Meinung hin- und herbewegen lassen, sondern Männer, Männer der Wahrheit, die wie Felsen im Meere stehen und an denen gestrandete Schiffe landen und anstürmende scheitern, Männer der Freiheit und Liebe, die das Böse überwinden mit Gutem und denen die Liebe das Leben und das Leben die Liebe ist." Was der Heimgegangene aber von anderen verlangte, das übte er auch selbst, das lebte er ihnen vor. Wir können deshalb auch getrost von ihm sagen, daß er das Wort der Schrift erfüllt hat:

**„Sei getreu bis in den Tod."**

Er war getreu bis in den Tod, getreu im Glauben, Lieben, Hoffen!

Ja, **getreu** bis in den Tod — **im Glauben!** Zunächst im Glauben an die Menschheit und an den guten Geist in ihr, der sie auf rechter Bahn zum rechten, gottgewollten Ziele führt. Dieser Glaube ist allerdings nicht jedermanns Ding, denn es giebt Menschen, welche jeden so lange für einen Teufel halten, bis sie die handgreiflichen Beweise in Händen haben, daß er ein Engel ist. Diese Glaubenslosigkeit, dieses Mißtrauen, hatte der Verstorbene nicht. Er hielt jeden für gut, bis er handgreiflicherweise vom Gegenteil überzeugt war. In diesem Glauben schenkte er jedem Vertrauen, in diesem Glauben kam er jedem freundlich entgegen, hatte er für jeden ein offenes Herz. Dabei konnte es ihm freilich nicht entgehen, daß er sich in den Menschen oft täuschte und daß er von den Menschen getäuscht

wurde. Der Kelch bitterer Erfahrung ist deshalb an ihm nicht vorübergegangen. Aber nichts hat den Glauben an das Wahre, Gute und Schöne in der Menschheit ihm rauben können, und selbst da, wo er die bittersten Erfahrungen machte, hielt er an dem tiefsinnigen Ausspruche fest: „Alles begreifen, heißt alles verzeihen.“ — Und treu wie im Glauben an den heiligen Geist in der Menschheit, so war er auch treu im Glauben an den Sieg der Wahrheit. Nicht die oder jene Autorität war ihm Wahrheit, sondern die Wahrheit war ihm Autorität. In der Wahrheit stehend, brach er lieber, als daß er sich bog. Mochten auch die Pfeile einer in Gift getauchten Kritik ihn umschwirren: er ging ruhig, in bewußter Erhabenheit, seines Weges, nicht achtend der Spötter Geschrei, nicht fürchtend den Grimm der Gegner. Wenn die Menschen — sagte er — auch die Wahrheit verfolgen, sie verurteilen, sie ans Kreuz nageln, sie ins Grab legen und das Grab mit schwerem Steine verschließen: die Wahrheit feiert doch ihr Auferstehen. Dieser Glaube an den Sieg der Wahrheit hatte bei ihm seine Wurzel in dem Glauben an Gott, dessen Wort die Wahrheit ist, und im Glauben an Den, den Gott gesandt hat, daß er als ein König der Wahrheit von der Wahrheit und für sie zeuge. Mögen andere auch sagen, was sie wollen, mögen sie den Dahingeschiedenen einen Pantheisten, einen Mystiker, einen Idealisten, einen Orthodoxen nennen — und man hat ihn so genannt —, jeder, der ihm näher stand, und wir, die wir ihm am nächsten standen, ihn so oft gehört, wir alle wissen, was er war: er war ein hochbegabter Mensch und ein gemütstiefer Christ. Ihm war das Christentum die Weltreligion der Liebe, Christus die persönlich erschienene Liebe Gottes, an dessen Liebe sich die Liebe der Menschheit entzünden muß, wenn er in Wahrheit ihr Erlöser sein soll. Er hielt es mit dem köstlichen Spruche des Angelus Silesius:

„Wird Christus tausendmal in Bethlehem gebor'n,
Und nicht in dir, so bleibst du doch verlor'n.“

Und so war ihm das Positive im Christentume die ewige Wahrheit: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm“; positiv war ihm die tiefe Lehre: „Ich und der Vater sind eins — ihr aber seid meine Brüder“; positiv war ihm die große Sittenpredigt: „Du sollst Gott lieben über alles und deinen Nächsten als dich selbst“; positiv das Leben Christi, dieses Gottmenschen, dem Genius der Religion, dem Ebenbilde der Gottheit, dem Urbilde und Vorbilde der Menschheit.“ In diesem Glauben war er „ein Feind des

verketzernden Buchstabenglaubens, dem die Religion der Liebe abhanden gekommen ist; aber ebenso ein Feind des Rationalismus, der die Religion einzig und allein in den Gehirnhöhlen sucht, sie mit der Elle des Verstandes mißt, und sie nicht im Herzen hat". Aus solchem Glauben heraus war er ein Protestant, der mit Entschiedenheit protestierte „gegen die Äußerlichkeit und den Schein, gegen die Form ohne Inhalt, gegen das Wort ohne Gefühl, gegen die Zeremonie ohne Herz". Seine Schüler sind Zeugen der heiligen Begeisterung, mit der er den Religionsunterricht im Seminar erteilte, Zeugen seines religiösen Geistes, des Geistes der Zucht, der Liebe, der Gottesfurcht, des Gehorsams, mit dem er sie zu Religionslehrern heranzubilden suchte. Auf einen guten Religionsunterricht legte er einen sehr großen Wert, einen ungleich größeren aber auf das rechte Vorleben. „Nicht der" — sagte er — „ist ein guter Religionslehrer, der anderen ein gutes Beispiel geben will, sondern der, der's ist." Und was er in heiliger Begeisterung lehrte, das lebte er auch, denn er war ein Mann der That. Felsenfest war sein Gottvertrauen, unerschütterlich sein Glaube an Den, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. In seinem Tagebuche — diesem köstlichen Schatzkästlein für seine Hinterbliebenen — hat er seine Gebete zum lieben Gott, „diese stillen Seufzer im Grunde der Seele gelegen", niedergeschrieben, wie sie ihm an den Tagen der Freude und in den Nächten der Trübsal aus dem Herzen gequollen sind. Es ist etwas Wunderbares um diesen hochbegabten Mann, der so reich an Wissen, so männlich-stark im Wollen und doch so kindlich-innig im Glauben war. „Sorgen Sie doch ja mit dafür" — so sagte er erst noch neulich zu mir —, „daß unsere Seminaristen und Schulkinder die schönsten und besten Kirchenlieder recht gut und sicher lernen, denn an solchen Liedern, wie z. B. an dem von Georg Neumark:

‚Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und auf ihn hoffet allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Not und Traurigkeit',

oder von Paul Gerhardt:

‚Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt,
Der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden, wo dein Fuß gehen kann',

haben die Jungen und die Alten und wir alle einen gar köstlichen Schatz."

Wie der Heimgegangene im Glauben an Gott und an den Erlöser gelebt hat, so ist er auch in diesem Glauben gestorben. Es ist eine wunderbare Sache mit dem letzten Worte großer Männer. Goethe, der Dichterfürst, schied mit den Worten: „Mehr Licht!“ und Herder mit dem Wunsche: „Gieb mir einen großen Gedanken, daß ich mich daran erhebe.“ Und welches war das letzte Wort unseres Schmidt, der Goethe und Herder so hoch schätzte? Mit welchen Gedanken ist er von hinnen gegangen? — — In seinen Fieberphantasieen arbeitete sein reicher, nie ruhender und rastender Geist an dem, was ihn bis zum Tage seiner Krankheit beschäftigte: am Religionsunterrichte. Er hielt Vorträge über Religion. Mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme hatte er den letzten Vortrag geendigt. Da faßte er zum Schlusse noch einmal alles, was er auf dem Herzen hatte, in dem Segenswunsche zusammen: „Aber der Herr Jesus Christus sei mit uns allen. Amen.“ Er hat's laut und vernehmlich gesprochen. Und dieser Segenswunsch war sein letztes Wort, jenes Amen war das Amen seines Lebens. Mit jenem schönen Worte ist sein Geist von der Erde hinweggegangen, treu im Glauben bis in den Tod.

**Und treu in der Liebe bis in den Tod!** Wie lieb hatte er doch die Kinder, — seine Kinder, die nun jammernd stehen am Sarge des früh heimgegangenen Vaters, und die Kinder des Volks, in den Kindergärten, wie in den niederen und höheren Schulen des Volkes. Sie haben in ihm mehr verloren, als ihr kindlicher Geist jetzt fassen kann. Leopold Schefers Wort habe ich oft von ihm citieren hören:

„Ein Kind ist göttlicher Natur. Dem Urfein
Entstiegen, bringt es in der Seele Kenntnis
Des Göttlichen und Wiedererkennen mit.
Das Höchste, das Herrlichste begreift's am leichtesten;
Frühzeitig ehr' es. Halt' es wie einen Engel.“

Und wie lieb hatte er seine Schüler! Die Seminaristen zu tüchtigen Lehrern heranzubilden — „frisch, frei, fröhlich, fromm!“ — das war ja das Ideal seines Lebens. Konnte man ihm von dem Fleiße, der Treue, dem Fortschritte der jungen Leute berichten, oder hatte er sich durch eigene Anschauungen selbst davon überzeugt, so verklärte sich sein Antlitz. Es ist wahr: seine Forderungen waren nicht gering; was er wollte, verlangte die volle Kraft eines Lehrers und die volle Hingabe an seinen Beruf. Aber es ist auch wahr: er war allezeit nachsichtig und mild, wenn man ihn überzeugen konnte, daß

der gute Wille des Schülers stärker war, als die schwache Kraft. Freilich war es ihm bei der ganzen, eigentümlichen Anlage seines Wesens nicht immer leicht, ihn davon zu überzeugen. Ist er darum irgendjemals gegen einen seiner Schüler hart erschienen, so hat das nur darin seinen Grund gehabt, daß er in der Meinung lebte, die Kraft sei da und nur der gute oder feste Wille fehle. Er wollte Lehrer, die erfüllt waren von der Hoheit und Heiligkeit ihres Berufes, gute Hirten, keine Mietlinge. Darum sagte er oft: „Nicht viele Lehrer — sondern gute Lehrer", und: „Der Schaden, den ein schlechter Lehrer anrichtet, ist zu groß, als daß man unzeitige Nachsicht üben dürfte." Von liebevollem Ernste und von ernster Liebe getragen, war er darum auch der rechte Mann zur Leitung unseres Schulwesens. Die schlechten Schüler zitterten vor ihm, die fleißigen dagegen liebten und verstanden ihn und bestrebten sich, dem Ideale nachzueifern, das er ihnen so oft vorhielt und in die Worte zusammenfaßte: „Nur der ist ein Lehrer, der in der Wahrheit denkt, in der Liebe fühlt und in der Freiheit will." Ja, diese Liebe zu seinen Schülern und zur ganzen Anstalt mit all ihren Lehrern, seine Liebe zu der Menschheit und ihren Bildnern, sie hatte bei ihm ihren Quell in der heiligen Liebe zur göttlichen Wahrheit. Wahrheit war seine Geistesnahrung, seine Sehnsucht, sein Ziel, das heilige Kleinod, nach dem er rang. Die Natur verkündete sie ihm, die Weltgeschichte zeugte ihm von ihr, die Religion gab sie ihm. In dieser Liebe zur Wahrheit war er ein ritterlicher Kämpfer gegen alle Unwahrheit, Lüge und Heuchelei, mochte sie gefunden werden auf dem Gebiete der Wissenschaft oder auf dem Gebiete der Religion. Mit dem Mute der Wahrheit sagte er der Lüge ihre Nichtigkeit scharf ins Gesicht. Mit dem Mute der Wahrheit kämpfte er gegen Dummheit und Vorurteil, Wahn und Trug. „Mensch sein" — sagte er mit Goethe — „heißt Kämpfer sein; wer nicht gekämpft hat, der hat nicht gelebt." — Und er liebte die Freiheit, die da recht frei macht, nicht die Willkür, die thut und läßt, was ihr beliebt, sondern die Freiheit von niederen Leidenschaften und sinnlichen Begierden, von angeerbten Vorurteilen und vorgefaßten Meinungen, von Rücksichten und Konvenienzen, von Aberglauben und Unglauben und von allem, was den Menschen unfrei macht. Und wie für die Wahrheit, so trat er auch für deren Tochter, für die Freiheit — „denn die Wahrheit wird euch frei machen" — mutig in die Schranken, sei's an der höchsten Stelle, sei's in der niedersten

Dorfschule. — Und er übte die Liebe. „Lieben muß der Lehrer können, sonst kann er kein Lehrer sein.“ Nirgends aber ist seine Liebe schärfer hervorgetreten, als da, wo er Gelegenheit hatte, Toleranz zu üben. Er forderte diese Tugend von jedem, „allerdings nicht die Toleranz des Indifferentismus, sondern die Toleranz, mit welcher die Rose die Distel neben sich wachsen läßt, die Toleranz, mit der am Fixsternhimmel jeder Stern seine Bahn laufen darf, wenn nur der eine nicht auf die Vernichtung der anderen ausgeht“. Welchen Wert er auf das Gottgefühl der Liebe legte, das zeigte er noch bei Gelegenheit der letzten Abiturientenprüfung, vor der er zu mir sagte: „Wir wollen doch unseren Seminaristen zum Thema der Katechese den schönsten Spruch der ganzen Bibel geben: ‚Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm.‘“ Diese Sonne heiliger Gottesliebe ließ er auch mit der ganzen Fülle ihrer Kraft hineinscheinen in sein Herz, wo sie die edlen Keime hervorrief, die sein Leben zierten und die sich in ihm zu herrlichen Blüten und Früchten gestalteten. In dieser Liebe zu Gott wurzelte auch seine Liebe zur Menschheit und zu seinem Berufe. In dieser Liebe — und man kann das ohne Übertreibung sagen — hat er sich tot gearbeitet. Was der Verstorbene geleistet und wie er gearbeitet hat — denn wer kennete nicht seine „Geschichte der Pädagogik“? — ist ja bekannt; weniger bekannt aber dürfte der Umstand sein, daß er seine beiden letzten Werke, die „Anthropologie“, von der der zweite Band in einigen Monaten erscheinen wird, und sein letztes großes Werk über „Erziehung und Religion“, dessen erste Hälfte schon in der nächsten Woche die Presse verlassen wird, angefangen und vollendet hat, als er schon den Keim des Todes in sich spürte. Er glaubte es der Menschheit schuldig zu sein, das aus sich herauszuarbeiten, was in ihm lebte. Die Warnungen seiner besten Freunde, die Bitten seines geliebten Weibes, nichts war imstande, diese riesige und ruhelose Arbeitskraft in stillere Bahnen zu lenken. Das Schreiben mit Feder und Tinte ging ihm zuletzt zu langsam, er schrieb darum mit Bleistift, um noch vor seinem Ende zu Ende zu kommen. „Wenn ich einmal sterben muß“ — so hat er an seinem letzten Geburtstage in sein Tagebuch geschrieben, — „so geschehe, Herr, dein Wille. Sorge du, o Vater, für meine Lieben und mache mein Ende kurz.“ Und der Herr hat sein Gebet erhört. Er ist sanft und ohne Kampf entschlafen wie ein Kindlein in der Wiege. Er ist hinübergegangen mit dem Bewußtsein, gethan zu haben, was

eine Menſchenkraft thun kann zur Hebung der Schule, zum Heile der Welt. Er iſt heimgegangen getreu im Glauben und getreu im Lieben bis in den Tod.

**Und getreu im Hoffen bis in den Tod!**

„Es iſt kein leerer, ſchmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirn des Thoren,
Im Herzen kündet es laut ſich an:
Zu was Beſſerem ſind wir geboren.
Und was die innere Stimme ſpricht,
Das täuſcht die hoffende Seele nicht" —

dieſes Wort unſeres Schiller hat der verewigte Schmidt oft citiert, wenn er von der Hoffnung, dieſem Grundgefühle im Leben des menſchlichen Geiſtes, ſprach. In der Hoffnung wurzelte zunächſt ſein Unſterblichkeitsglaube. Es ſind nun etwa vierzehn Tage her, daß ich mit ihm über dieſes Thema ſprach. „Beweiſe für die Unſterblichkeit" — ſagte er — „giebt es nicht; ſie ſteht hoch über allen Beweiſen. Aber ſo gewiß wir ſind, ſo gewiß iſt ſie, denn Gott kann nichts Vergängliches ſchaffen. So lange die Sonne am Himmel ſcheint, genießen wir ihre Strahlen, und ſo lange Gott die Liebe iſt, läßt er uns nicht vergehen. Sterben iſt nur Geborenwerden für eine neue Welt. Das Kindlein im Mutterleibe ſtirbt mit dem Augenblicke der Geburt dem Mutterleibe ab; die Hüllen, von welchen das Kind umgeben war, werden in die Erde gegraben, der neue Leib aber lebt in der neuen Welt und ſchaut den neuen Himmel, bis auch dieſe äußere Hülle einſt wieder in die Erde gegraben wird und der innere Menſch, der dieſer Hülle, dem Leibe, abſtirbt, für eine andere Welt geboren wird und in einer anderen Welt fortlebt." Das war ſein Glaube an Unſterblichkeit, ſeine Hoffnung fürs Jenſeits. Nicht minder ſtark war aber auch ſeine Hoffnung im Diesſeits. Es iſt bekannt, daß er ein Mann der Ideale war. „Ohne Ideale" — ſo ſagte er — „ſieht man die Welt wie an einem trüben Regentage." Aber gerade deshalb war auch ſein Herz allezeit von Hoffnungen geſchwellt und ſeine reine Begeiſterung für alles Große und Schöne jeden Tag neu. „Es wird beſſer mit unſeren Schulen", ſo jubelte ſein Herz, wenn er eine gute Schule, einen treuen Lehrer gefunden, oder wenn ein Schüler ihn durch Fleiß und Treue erfreut hatte. „Es wird beſſer werden", ſprach er auch in Augenblicken, wo andere von der Verzweiflung gepackt wurden, oder wo ſich ihm Hinderniſſe ent-

gegentürmten, die ein anderer kaum zu überwältigen wagte. Ich darf deshalb auch mit aller Wahrheitsliebe versichern, daß ich bis jetzt noch keinen Menschen gefunden habe, der so ideal gerichtet, so muterfüllt, so begeisterungsreich, so siegesgewiß und so hoffnungsselig war, wie der Heimgegangene. „Und am Grabe pflanzt' er die Hoffnung noch auf", denn noch am Nachmittage vor seinem Sterben sagte er zu den Seinen: „Seid ruhig — es wird besser mit mir werden."

Und es ist besser mit ihm geworden! Von der Qual einer durch menschliche Kunst nicht zu heilenden Krankheit ist er erlöst. Sein Geist ist zu einem reineren Lichte eingegangen. Hier suchte er die Wahrheit, dort wird er sie finden; hier säete er die Liebe, dort wird er sie ernten; hier wollte er die Freiheit, dort wird er sich in ihrem Strahlenglanze sonnen.

Wir aber blicken ihm trauernd und voll Wehmut nach, tief empfindend das Wahrwort des Dichters:

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden."

Er ist nun geschieden — wir sind geblieben! Er ist nun in der Heimat, wir in der Fremde! Er hat den Frieden, wir den Schmerz! Aber sein Andenken bleibet unter uns in Segen. Was uns die Zukunft bringen wird und wie sich die Verhältnisse unseres Schulwesens gestalten werden, ob nicht etwa das, was man jetzt Entwickelung nennt, durch das Bestreben feindlicher Mächte zur Verwickelung werden kann, das wissen wir nicht; aber mag kommen, was da will, wir halten fest an dem Glauben, den er uns vorgelebt, bleiben treu in der Liebe, die er geübt, harren aus in der Hoffnung, die ihn aufrecht erhielt, und bauen unter Gottes Schirm und Schutz weiter fort auf dem Grunde, den er gelegt. So wird dann auch an uns das Wort wahr, das er in seinem Erdenleben so oft zu uns gesprochen: „Nun aber bleibet Glaube, Liebe, Hoffnung, aber die Liebe ist die größte unter ihnen."

Zöglinge des Seminars! Lassen Sie uns die tiefernsten und heiligen Empfindungen, die der frühe Tod dieses edlen Mannes in uns wachruft, in drei kurzen Sprüchen zusammenfassen: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, und folget ihrem Glauben nach." — „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!" — „Die Lehrer werden

leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."

Mitarbeiter am Werke der Jugendbildung! Auch an Sie, auch an mich ergeht das Wort: „Seid getreu bis in den Tod", — getreu im Glauben, Lieben, Hoffen. — Heute, wo wir im Geiste am Grabe unseres heimgegangenen Meisters stehen, ergeht mehr denn je an uns die Mahnung: zusammenzustehen in Eintracht und Liebe am Werke der Jugendbildung; heute, wo wir mehr denn je erfüllt sind von der Nichtigkeit aller Erdengröße und der Vergänglichkeit alles Irdischen, halle kräftiger denn je das Wort in jeder Seele wieder:

„O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!"

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer dir seine Brust verschließt,
O thu ihm, was du kannst, zu lieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!"

Heute trete mehr denn je uns das Mahnwort des Herrn vor die Seele: „Thue Rechnung von deinem Haushalte!" Heute leuchte uns strahlender denn je das Wort der Schrift: „Die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden, und ruhen in ihren Kammern."

Du aber, du edler Geist, habe Dank für alles Gute, für alle Liebe, die du uns erwiesen, für alle Treue, mit der du den Samen deines Geistes in die Furchen der Zeit, in die Herzen deiner Schüler, auch in unsere Herzen, auch in mein Herz ausgestreuet hast! Du wurdest herausgerissen mitten aus deiner schönen Säemannsarbeit, aber Gott wird unser Gebet erhören und seinen Segen dazu geben, daß der ausgestreuete Same aufgehe, wachse und gedeihe zum Segen der Menschheit, zur Ehre Gottes und dir zur Freude! Das letzte Wort deines Lebens aber sei auch das letzte dieser Feier: **Der Herr Jesus Christus sei mit uns allen — Amen!"**

# XII.

# Worte des Abſchieds an die Seminar-Abiturienten.

## 1876.

Sie haben in der Wahlfähigkeits-Prüfung der letzten Tage mit ausdauerndem Eifer um den Lorbeer des Sieges gerungen und heute durch den Herrn Vorſitzenden der Königlichen Prüfungskommiſſion die Nachricht erhalten, daß Ihnen der Ehrenkranz der Anerkennung, das Reifezeugnis für den Volksſchullehrer-Beruf, zuerkannt worden iſt. Sie haben damit ein Ziel erreicht, das Ihnen ſeit den Jahren Ihrer Kindheit wie ein ſüßes Traumbild vor der Seele geſchwebt hat, und können deshalb nun auch in die alte liebe Heimat ziehen, um dort die frohe Botſchaft den beiden, die Sie zuerſt und zumeiſt geliebt, der lieben Mutter und dem treuen Vater, freudeerfüllt zu verkünden. Die Abendglocke unſeres Seminars hat Sie deshalb noch einmal hierher zuſammengerufen; denn es erwächſt uns jetzt die ſchwere Pflicht, Ihnen die Hand zum Abſchiede reichen und Ihnen mit tiefbewegter Seele ein herzliches Lebewohl zu ſagen.

Gemiſcht wie die Schickſale der Menſchen ſind in ſolchem Augenblicke auch unſere Gefühle. Nicht der Ton einer einzelnen Empfindung, ſondern ein voller Accord klingt durch die Seele. Täuſche ich mich nicht ganz, ſo iſt das heute auch bei Ihnen der Fall. Der Grundton im Dreiklange der Gefühle aber iſt das Gefühl des Dankes, vor allem des Dankes gegen Gott, „der uns von Mutterleib und Kindesbeinen an unzählig viel zugut und noch jetztund gethan“. Wie einſt Samuel bei Mizpa, ſo könnten auch Sie heute einen Mark- und

Merkstein aufrichten und die Worte darauf schreiben: „Bis hieher hat der Herr geholfen!“ Auf den kräftig erklingenden Grundton des aufrichtigsten Dankes gegen Gott und Menschen setzt sich dann das Gefühl der hellen Freude auf, der Freude besonders darüber, daß es Ihnen nach jahrelangem Fleiße und kraftanstrengender Arbeit nun endlich gelungen ist, eine Bergeshöhe Ihres Lebens erklommen zu haben, von der aus sich Ihnen eine lohnende Aussicht in das weite Land der Zukunft eröffnet, einer Zukunft, in der es Ihnen hoffentlich auch möglich sein wird, nicht allein die Zinsen, sondern auch das Kapital des Dankes, das Sie Ihren Eltern, dem Vaterland und Gott dem Herrn schulden, in vollkräftiger That abtragen zu können. Harmonisch kräftig erklingt der Accord Ihrer Gefühle, aber doch erst dann, wenn zu den beiden Empfindungen des ernsten Dankes und der hellen Freude auch noch als dritter Ton der Klang tiefbewegender Wehmut volltönend hinzukommt. Der Ruf des Schicksals: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden“, übt ja in jeder fühlenden Menschenbrust immer eine gar wunderbare Wirkung aus; wie sollte es darum heute bei Ihnen anders sein, die Sie jetzt vor die schwere Aufgabe gestellt sind, allem, was Ihnen hier lieb und teuer geworden ist, Lebewohl sagen müssen! Nehmen Sie doch in dieser Stunde Abschied, und zwar Abschied vielleicht auf immerdar von unserer altehrwürdigen Bischofsstadt, die Ihnen so viel Schönes geboten hat, — von unserem Seminare, in welchem Sie Ihre Vorbildung für Ihren künftigen Lebensberuf genossen haben, — von Ihren Lehrern, die Ihren Geist gebildet und auf die ewigen Ideale aller Zeiten hin gerichtet, — von den lieben Genossen Ihrer Jugend, mit denen Sie in tr euerLiebe und herzlicher Gemeinschaft des Lebens Leid und Freude brüderlich geteilt haben, — Abschied von all den glücklichen Stunden, die Sie hier verlebt, ja Abschied von der schönsten Zeit Ihres Lebens überhaupt, von Ihrer goldenen Jugend mit all ihren köstlichen Idealen und all ihren blühenden Hoffnungen. Denn darüber täuschen Sie Sich doch ja keinen Augenblick: sobald Sie Ihren Fuß über die Schwelle des Seminars gesetzt haben, beginnt für Sie der volle Ernst des Lebens und der schwere Kampf der Tage, so daß Sie noch oft und vielmals, ernst und still an unser Seminar und die schönen Jahre Ihrer hier verlebten frohen Jugendzeit zurückdenken werden.

Gemischt sind die Gefühle bei Ihnen, und seltsam verschlungen sind sie auch bei uns! An einem Tage, wie der heutige, der einem

Januskopfe gleicht, deſſen eines Geſicht in die Vergangenheit ſchaut, und deſſen anderes ſich in die Zukunft richtet, kann das wohl kaum anders ſein. Auch uns erfüllt der Blick in die Vergangenheit mit Demut, Freude und Dank; denn wir haben uns immer von der Auffaſſung leiten laſſen, daß Seminar und Volksſchule zuſammengehören, ſo daß darum auch beide nicht allein auf einander ſehen, ſondern auch für einander ſtehen und mit einander gehen müſſen, und haben es daher auch für eine unſerer erſten Amtspflichten gehalten, Ihnen das Seminar nicht zu einem Kloſter oder einer Kaſerne, ſondern zu einem Schüler-Mutterhaus freundlicher Liebe, zu einem Lehrer-Arbeitshaus friſcher Schaffensluſt und zu einem Gottes-Segenshauſe frommer heiliger Begeiſterung zu geſtalten, — Sie werden es darum auch begreiflich finden, daß heute unſer Herz höher ſchlägt bei dem Gedanken, daß uns Gott die Freude erleben läßt, in den Weinberg ſeiner Volksſchule wieder eine reiche Schar friſcher Jünglinge als Arbeiter ſenden zu können, alle von dem edlen Vorſatze beſeelt, fleißige und treue Lehrer zu werden und dem Seminare, das ſie gebildet hat, Ehre zu bereiten durch Gewiſſenhaftigkeit in ihrer Amtsführung und durch den heiligen Eifer das Gute zu mehren in Schule und Leben. Und doch iſt es uns bei aller Zuverſicht unſerer Hoffnungen trotz alledem nicht möglich, uns dem Gefühle der Freude ganz und voll hingeben zu können, denn die Sorge, ob Sie Ihrerſeits wohl auch alles, was in Ihren Kräften ſteht und was Sie zu thun ſchuldig ſind, auch voll und ganz thun möchten, um der hohen Aufgabe Ihres Berufes gerecht zu werden, legt ſich ein Bleigewicht auf unſere Seele. Wir kommen uns darum heute auch vor wie ein Kaufmann, der ſeine Güter dem hohen Meere anvertrauet, deshalb den vom Stapel laufenden Schiffen mit banger Sorge nachſchaut, und aus deſſen Herzen ſich die inhaltſchweren Fragen, auf die ihm niemand Antwort geben kann, wie bange Seufzer emporringen: Werden dieſe Schiffe, die deine Güter bergen, wohl auch den jenſeitigen Hafen des Friedens glücklich erreichen? Oder werden wilde Stürme kommen und ſie in den Grund des Meeres hineinbohren? Oder werden ſie an tückiſchen Felſenriffen zerſchellen und untergehen auf Nimmerwiederſehen? — Wir wiſſen es nicht. Aber wir kennen alle das ſchöne, wahre Wort des Dichters:

„In allen meinen Thaten
Laſſ' ich den Höchſten raten,
Der alles kann und hat;

Er muß zu allen Dingen
Soll's anders wohl gelingen
Selbſt geben Segen, Rat und That."

Von dieſer Auffaſſung geleitet, werden die auf- und niederwogenden Empfindungen unſeres Herzens beſänftigt; wir ſehen Sie deshalb auch mit der frohen Hoffnung ziehen, daß der treue Gott, der Ihnen bisher geholfen hat, Sie auch ferner nicht verlaſſen, noch verſäumen wird. Wenn Er Ihnen mit ſeinem Segen zur Seite ſteht und wenn Sie auf Seinen Rat hören, dann brauchen auch wir keine Sorge für Sie zu haben, denn für Sie und Ihre Zukunft iſt dann in beſter Weiſe geſorgt.

Und an dem erforderlichen guten Rate läßt es Ihnen Ihr himmliſcher Vater ja nicht fehlen. Laſſen Sie uns denſelben auch heute als ein Gotteswort des Abſchieds in ſtiller Andacht hören. Wir finden ihn aufgezeichnet in

**Eph. 4, 1—6:**

„So ermahne ich nun euch, daß ihr wandelt, wie ſich's gebühret in eurem Beruf, darinnen ihr berufen ſeid, mit aller Demut und Sanftmut, mit Geduld, und vertraget einer den anderen in der Liebe, und ſeid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geiſt, durch das Band des Friedens. Ein Leib und ein Geiſt, wie ihr auch berufen ſeid auf einerlei Hoffnung eures Berufes. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unſer aller, der da iſt über euch alle, und durch euch alle, und in euch allen."

Ein dreifaches iſt es, was Ihnen hier die Liebe Gottes durch den Mund des Apoſtels Paulus in aller Freundlichkeit ans Herz legt: 1) die Wichtigkeit des Wandels in Ihrem Berufe; 2) die rechte Beſchaffenheit dieſes Wandels; 3) die rechten Gründe dieſes Wandels.

I.

**Die Wichtigkeit des Wandels im Lehrerberufe.**

„Wandelt in eurem Berufe, wie ſich's gebühret!" Welch' eine hochwichtige Mahnung liegt doch in dieſen ſchlichten Worten! Der Apoſtel hätte ja auch ſagen können: „Redet in eurem Berufe, wie ſich's gebühret", denn wenn man von irgendeinem Menſchen verlangen muß, daß er ſeine Rede auf die Goldwage der Gewiſſen-

haftigkeit legt, die Lüge und den Schein, alle Zweideutigkeit und Unzuverlässigkeit auf das sorglichste vermeidet, sich nicht dieser Welt gleichstellt und deshalb auch an den Zungensünden, an denen ja gerade unsere Gegenwart so überreich ist, keinen Anteil hat, so muß das von einem Lehrer verlangt werden. Ein Nathanael ohne Falsch zu heißen, wird für ihn jederzeit der höchste Ehrentitel sein. — Mit demselben Rechte würde der Apostel auch haben sagen können: „Denket in eurem Berufe, wie sich's gebühret", denn des Menschen Gedanken gelten als die Wurzeln der Thaten, und wo der Irrtum am Ruder sitzt, da wird das Schifflein des Lebens allezeit auf falschem Wege steuern. Indes der Apostel spricht von alledem heute nicht. Er verlangt mehr! Er weiß es, daß nicht alle, die da „Herr, Herr" sagen, in das Himmelreich kommen, sondern daß man den Menschen, gleich dem Baume, an seinen Früchten erkennen soll. Er weiß es auch, daß die Menschen nicht leben wie sie denken, sondern daß sie denken, wie sie leben. Hat er doch selbst (in Eph. 4, 22) das ebenso wahre als tiefsinnige und durch tausendfache Erfahrungen des Lebens bestätigte Wort gesprochen: „Der Mensch wird durch Lüste in Irrtum verderbet", — nicht umgekehrt. Erkennen Sie daraus, daß dem Apostel der sittlich-reine und gottwohlgefällige Wandel höher steht, als alles andere, und daß Gott der Herr darum auch keinen besseren Rat zu geben weiß, als den so hochwichtigen: „Wandelt in eurem Berufe, wie sich's gebühret!" Oder wer vermöchte es in Abrede zu stellen, daß die beste Lehrmethode und der vortrefflichste Unterricht in den meisten Fällen ohne den rechten Erfolg bleiben, wenn die Persönlichkeit des Lehrers nicht die rechte ist. Der Lehrer wirkt ja überall mehr durch das, was er thut, als durch das, was er weiß; er kann dem entsprechend auch mehr Seelen für das Himmelreich gewinnen durch das gute Vorbild ohne Worte, als durch lange Reden, denen die Kraft und der Erfolg fehlen, wenn Wort und Leben nicht überall und immerdar im vollen Einklange stehen. Das Mundchristentum ist doch nur ein inhaltloses Lippengeplärr, wenn nicht die thatkräftige Liebe hinzukommt; es ist dies eine so feststehende Thatsache, daß ich auch einer eingehenderen Begründung der Behauptung überhoben bin, welch ein schweres Unglück ein Lehrer anrichtet, der einen Glauben anpreist, den er selbst nicht hat, und eine Liebe heuchelt, von der sein Herz nichts weiß; er stellt sich dadurch jenen Pharisäern des Alten Bundes gleich, von denen der Herr sagt: „Alles, was sie

euch sagen, daß ihr halten sollt, das haltet und thut es; aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun. Sie sagen es wohl und thun es nicht!“ (Matth. 23, 3.) Das sagt ja jedem einfachen Menschen schon der gesunde Menschenverstand, daß die Kinder einen Lehrer ganz unmöglich achten können, der ihnen mit allen Künsten der Beredsamkeit die Pflichten des vierten Gebotes ans Herz legt und dabei doch seinen eigenen Vater verachtet oder sich seiner alten armen Mutter schämt? Und was sollte die Gemeinde von einem Lehrer denken, der in der Schule lehrt, daß wir keusch und züchtig leben sollen in Worten und Werken, aber diese Forderung im Leben nicht übt und sich durch seinen unsittlichen Lebenswandel vor Gott und Menschen verächtlich macht? Was sollten Staat und Kirche mit einem Lehrer anfangen, der den Eid der Treue schwört und dann doch durch gehässige Agitationen oder aufrührerische Reden den Frieden des Staates oder das Wohl der Kirche zu untergraben sucht? Das Bedenklichste dabei ist immer der Umstand, daß ein Lehrer, der nicht wandelt in seinem Berufe, wie sich's gebühret, nicht allein sich selbst, sondern auch eine Menge anderer Menschen mit ins Verderben hineinzieht. Er schadet in der unverantwortlichsten Weise seinen Amtsgenossen; denn jedes unwürdige Glied des Lehrerstandes erniedrigt durch den Mangel an Amtsehre den gesamten Stand. Er schadet seiner Gemeinde, denn er soll derselben nicht ein abschreckendes Beispiel, sondern ein Vorbild sein in Wort, in Wandel, in der Liebe, im Geist, im Glauben, in der Keuschheit (1 Tim. 4, 12). Er schadet den Kindern, die zu seinen Füßen sitzen und die mit aufmerksamen Blicken zu ihm emporschauen und an seinem Wandel sich ein Exempel nehmen für ihr eigenes Thun. Durch das, was er thut, wirkt er weit über die gegenwärtige Generation hinaus. Darum sind auch nachfolgende Geschlechter berechtigt, ihn einst vor Gottes Thron zu fordern und Rechenschaft von ihm zu verlangen über sein Thun. Es ist daher auch ein gar ernstes und wahres Wort: „Unterwinde sich nicht jedermann Lehrer zu sein“ (Jak. 3, 1), denn wer den Beruf eines Lehrers erwählet hat, der soll in diesem Berufe auch wandeln, wie sich's gebühret, der darf nicht in Leichtsinn und Vergnügungssucht, Gewissenlosigkeit und aller Selbstzucht bar in den Tag hineinleben, sondern soll sich an jedem Abende, ehe er sein Haupt aufs Kissen legt, recht ernstlich prüfen, ob er heute seine Pflicht und Schuldigkeit in vollem Maße und im ganzen Umfange gethan, ob er durch die

stille Macht des guten Beispiels den Samen des Wahren, Guten und Schönen in die Herzen seiner Schüler gestreut und nichts vergessen und nichts versäumt hat, um die ihm anvertrauten Kinder nicht allein zu kenntnisreichen und geschickten, sondern auch zu treuen, ehrlichen, aufrichtigen, bescheidenen, braven, gewissenhaften und frommen Menschen heranzubilden. „Wo du solches thust", schreibt Paulus an Timotheus, „wirst du dich selbst selig machen und die, so dich hören" (1 Tim. 4, 16).

Sehen Sie, meine jungen Freunde, das alles gehört zur Erfüllung des Wortes: „Wandelt in eurem Berufe, wie sich's gebühret!" Und das alles giebt Ihnen Veranlassung, von Ihrem Berufe hoch, sehr hoch zu denken, ihn den wichtigsten Berufsarten des Lebens zuzuzählen und Gott tagtäglich mit Herz und Mund und Händen zu danken, daß er Sie zu diesem wichtigen Berufe berufen und Ihnen dadurch eine reiche und schöne Gelegenheit gegeben hat, so viel Gutes zu stiften und so reichen Segen auszustreuen.

Es genügt indes noch nicht, daß Sie die hohe Wichtigkeit des rechten Wandels in Ihrem Beruf, in seinem ganzen Umfange begreifen, sondern Sie müssen sich im weiteren auch darüber klar zu werden suchen, in welcher Art und Weise Sie Ihren Bernf zur gesegneten Ausführung bringen wollen. Darum redet auch der Apostel im andern Teile seiner Mahnung

## II.

### Von der rechten Beschaffenheit des Wandels in unserem Berufe.

Das erste, was Ihnen der Apostel hier in aller Liebe und Treue ans Herz legt, ist die inhaltschwere Pflicht: „Wandelt in eurem Berufe — in aller Demut." Warum er hier die Demut allen anderen Tugenden voranstellt? Nun zunächst vielleicht um deswillen, weil er Ihnen im ersten Teile seiner Ansprache zugerufen hat: „Denket hoch von eurem Berufe!" und es nun zur Vermeidung menschlicher Mißverständnisse nötig ist, Sie auch zur Erkenntnis der nicht minder wichtigen Wahrheit zu führen: „Aber denket niedrig von euch!" Oder ist es nicht etwa in der That und Wahrheit so, daß es kaum eine unangenehmere Erscheinung in der Welt giebt, als einen demutslosen, unbescheidenen, eitlen und in Hochmut sich aufspreizenden Lehrer? Wenn einem Menschen irgendetwas in seiner amtlichen Wirksamkeit schadet, so ist es der aufgeblasene Wissensdünkel eines jungen Lehrers,

der die besten Rezepte gegen alle Volksgebrechen fix und fertig in der Tasche zu haben meint und sich darum mit seinen neuen Unterrichtsmethoden in der Welt überall so hervordrängt, als ob er durch seine junge Weisheit Gott und Menschen selig machen könne! Wird der junge Lehrer im Leben durch irgendetwas widerwärtig, so ist es der hochfahrende Sinn, der sich mit keckem Sprunge über die schöne Pflicht der Pietät hinwegsetzt und wunder was Großes zu thun meint, wenn er die Erfahrungen alter, im Dienste der Schule ergrauter Männer vornehm ignoriert, oder vielleicht gar als undankbarer und unnatürlicher Sohn seines Seminars, das ihn gebildet, die Lehrer seiner Jugend mit der Lauge des Spottes und Hohnes übergießt. Erniedrigt ihn etwas in der öffentlichen Meinung, so ist es die Eitelkeit, die nichts Besseres zu thun weiß, als immer nur von sich selbst und seinem Wissen und Können zu sprechen, — so ist es der unausstehliche Hochmut, der mit lächerlicher Wichtigthuerei die kleinsten Dienste zu großen Thaten oder die geringsten Unannehmlichkeiten zu einem gewaltigen Märtyrertume aufzubauschen beliebt, — so ist es die Arroganz oder die Impertinenz, mit welcher er sich erkühnt, die ehrenwertesten und wohlgemeintesten Einrichtungen über die Klinge seines unreifen Urteils springen zu lassen, — so ist es endlich die maßlose Verblendung, zu glauben, daß er durch das alles sich vor der Welt in Respekt setzen und die Ehre seines Amtes im öffentlichen Ansehen erhöhen könne. Das alles ist eines Lehrers, zumal eines jungen Lehrers, so durchaus unwürdig, daß man es dem Apostel nur Dank wissen kann, wenn er seine Charakteristik des Lehrerwandels mit den Worten beginnt: „Wandelt in eurem Berufe, wie sich's gebühret mit aller Demut!“ Sie wissen es recht wohl, daß es eine wahre und falsche Demut giebt, eine Demut des heuchlerischen Außenscheines, der niedergeschlagenen Augen und der weinerlichen Stimme; aber Sie wissen auch, daß diese falsche Demut einer verächtlichen Frömmelei und eines charakterlosen Pharisäertums nichts gemein hat mit jenem aufrichtigen und demütigen Herzenssinne, der charakterstark ist und charakterfest macht und sich bei allen ehrlichen Menschen findet, die hoch von der Aufgabe ihres Berufs, aber klein von dem Maße ihrer Kraft denken. Das Wort des alten ehrwürdigen Wandsbecker Boten ist darum auch ein gar wahres Wort: „Das Gefühl der eigenen Hilflosigkeit ist zu allen Zeiten wirklich das Zeichen großer Menschen gewesen.“ Wir sehen das an den edlen

Demutsgestalten der heiligen Schrift und finden diese Wahrheit auch an den größten Pädagogen der Menschheit bestätigt, an einem Petrus und Paulus, an einem Augustinus, Comenius, A. H. Francke, einem Pestalozzi u. a. m.; denn diese Männer sind mit kerzengrader Ehrlichkeit den Schäden ihrer Zeit entgegengetreten, haben sich nie dazu erniedrigt, das Schlechte gut und das Gute schlecht zu nennen, aber sie haben niemals der Wahrheit um deswillen gedient, um ihre Ehre oder ihren Vorteil zu suchen, sondern sie haben die Liebe geübt in der Kraft edler Selbstverleugnung und haben in schwerer Zeit Großes geleistet durch den demütigen Kindessinn ihres Herzens. Folgen Sie den erhabenen Vorbildern Ihres Berufes nach, die Ihnen durch den Mut und die Demut ihres Lebens die Worte des edlen Ernst Moritz Arndt tief in die Seele hineinrufen:

„Vor Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm,
So stehst du fest im Lebenssturm;
Nur wer vor Gott sich fühlet klein,
Kann vor den Menschen mächtig sein."

Hand in Hand mit der Demut geht die Sanftmut. Was soll auch all das Poltern und Zürnen, das Sich-aufregen und das Aufbrausen helfen in einem Amte, das zur Verkündigung des Friedens und der Versöhnung kaum eine zweite Eigenschaft so nötig hat, als den Frieden des eigenen Herzens und die Ruhe des eigenen Gemütes, — so nötig hat in einem Amte, in welchem man im Dienste eines Herrn steht, der von Herzen sanftmütig war und der, wie ehedem, so auch noch heute allen Donnerskindern zuruft: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?" (Luk. 9, 55.) Als der Prophet Elias um den Herrn geeifert hatte, wurde ihm droben vor der Höhle des Horeb die köstliche Offenbarung zuteil, daß Gott nicht im Sturme der Leidenschaft, nicht im Beben des Zorns und nicht im Feuer des Hasses, sondern nur im stillen, sanften Säuseln der Liebe wohnt (1 Kön. 19, 11—13). O möchten Sie daraus doch lernen, daß die auf dem Boden edler Selbstbeherrschung und christlichen Demutssinnes erwachsende Sanftmut eine wahrhaft göttliche Tugend und als solche einen vollberechtigten Anspruch hat, den schönsten Merkmalen des rechten und gottwohlgefälligen Wandels im Lehrerberufe zugezählt zu werden.

Diesen sanften Mut, der sich durch nichts er- und verbittern läßt und in schöner Selbstlosigkeit nicht an das eigene Selbst, sondern nur an das Glück und an den Frieden anderer denkt, können Sie Sich

freilich nur dann aneignen, wenn Sie auch die dritte Mahnung des Apostels befolgen:

„Wandelt in eurem Berufe — in Geduld.“ Sie kennen ja das schöne Wort des lieben Spitta:

„Es zieht ein stiller Engel durch dieses Erdenland,
Zum Trost für Erdenmängel hat ihn der Herr gesandt;
In seinem Blick ist Frieden und milde, sanfte Huld.
O folg' ihm stets hienieden, dem Engel der Geduld!

Er führt dich immer treulich durch alles Erdenleid
Und redet so erfreulich von einer schönern Zeit,
Denn willst du ganz verzagen, hat er doch guten Mut;
Er hilft das Kreuz dir tragen und macht noch alles gut.“

Sie wissen es auch, daß einer der ergreifendsten Züge im Charakterbilde des Erlösers die unvergleichlich erhabene Ruhe und die durch nichts zu erschütternde Geduld seiner Liebe ist. Kann uns darum in stillen Stunden je etwas ergreifen, so ist es gerade dieser Charakterzug, seiner Lehrergeduld! Welch ein erhabenes Vorbild giebt er uns doch z. B. am Ende seines Lebens in seiner Erklärung an die Jünger: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es nicht ertragen“ (Joh. 16, 12). Wie stürmen wir doch manchmal so ungeduldig auf die Kinder ein, wenn sie nicht sofort alles verstehen und leisten, und wie ungeduldig gebärden wir uns, wenn wir ihnen in unseren Stunden nicht genug Stoff beibringen und ihren Geist nicht rasch genug mit Kenntnissen aller Art vollfüllen können. Und der Herr? Er, auf dessen Worte Millionen lauschen, so daß die Höchsten aller Zeiten alles darum geben würden, um erfahren zu können, was er uns wohl noch zu sagen gehabt hätte, er sagt seelenruhig: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es nicht ertragen“; — und weil ihr's nicht ertragen könnt, darum werde ich nicht ungeduldig über eure schwache Auffassung, sondern übe die Pädagogik des Schweigens und des geduldigen Entsagens. — Es ist das ja allerdings nur ein einzelner Charakterzug aus dem reichen Lebensbilde Jesu, aber er genügt, um uns das Wort der heiligen Schrift in Hebr. 10, 36: „Geduld ist euch not“, recht warm und eindringlich ans Herz zu legen. Ja, Geduld ist euch not, — besonders die Geduld mit den armen, schwachen und gering begabten Kindern, die unserer Liebe und unserer Treue in einem ungleich höheren Grade bedürfen, als die geistig geweckten Zöglinge; — Geduld

müssen wir haben mit den Menschen unserer Umgebung, mögen sie nun beschränkt und befangen sein, so daß sie oft beim besten Willen wirklich nicht imstande sind, unsere wohlwollenden Absichten in rechter Weise würdigen oder verstehen zu können, oder mögen Eitelkeit, Hochmut, Gemütsverbitterung, Haß oder Bosheit sie so wider uns eingenommen haben, daß sie in ihrer Verblendung das Gute, was wir erstreben, nicht anerkennen wollen; — Geduld ist uns not mit der gesamten Menschheit, die trotz aller aufgewendeten Mühe im großen und ganzen doch immer nur langsam vorwärts schreitet, so daß nicht so ganz mit Unrecht einmal ein berühmter Mann den denkwürdigen Ausspruch gethan hat: „Die Menschheit braucht zu jedem Geistesfortschritte zwei Jahrhunderte, eins um einen begangenen Fehler einzusehen und eins, um den erkannten Fehler abzulegen"; — ja, Geduld ist uns not! Im Lehrerberufe gilt es, sich gleich einem Gärtner recht geduldig im Warten zu üben, sich der Meinung zu entschlagen, den Frühling durch Einheizen der Stubenöfen herbeischaffen zu können, trotz alledem aber doch in unermüdlicher Treue am Werke zu stehen und in allen Wechselfällen des Lebens die Fahne der Hoffnung hochzuhalten mit dem festen Glauben, daß die Welt, wenn auch langsam, so doch stets sicher vorwärts schreitet und daß das, was uns oft Stillstand oder Rückschritt zu sein scheint, schließlich doch nichts anderes ist, als die Vorbedingung oder die Grundursache eines recht kräftigen Fortschritts. In dieser Geduld lassen Sie Sich auch selbst in dem Falle nicht irre machen, wenn Sie mit Rückert bekennen müßten:

„Wenn meine Bäume Früchte haben,
Dann haben sie mich längst begraben."

Oder ist's denn etwa ein Unglück, wenn wir die Früchte unserer Saaten nicht selbst ernten und wenn erst eine kommende Generation den Segen unserer Arbeit und Mühe genießt? Wer wird denn so eigennützig sein und alles sofort und nur für sich allein verlangen! Wir danken es unseren Voreltern, daß sie die Bäume in unseren Gärten, deren Früchte wir genießen, gesäet, gepflanzt und gepflegt haben, und unsere Nachkommen werden es auch uns danken, wenn wir etwas Ehrliches für sie thun. Wenn wir unsere Pflicht nur immer recht gewissenhaft und redlich erfüllen — das andere können wir dann ganz getrost dem lieben Gott überlassen. „Er wird's schon machen." Und wenn uns die Erfüllung der Forderung: „Hab' Geduld nur immer, Ungeduld macht's schlimmer!" vielleicht auch einmal recht schwer fallen

und recht sauer ankommen sollte, dann lassen Sie uns nur immer recht lebendig daran denken, daß der liebe Gott auch mit uns gar viele Geduld haben und uns alle mit seiner Liebe durchs ganze Leben führen, heben und tragen muß. Ja, Geduld ist uns not, die Geduld, die wir üben, und die Geduld, die wir empfangen!

Wo aber auf dem Boden eines wohlwollenden Herzens, einer demütigen Seele, eines sanftmütigen Sinnes und eines geduldigen Gemütes die Frucht der Liebe sich erst in der Gestalt des freundlichen Ertragens zeigt, da ist auch begründete Hoffnung vorhanden, daß dieses freundliche Ertragen auch bald zu jenem selbstverleugnenden Vertragen führt, welches uns der Apostel als das letzte, schönste und höchste Merkmal eines gottwohlgefälligen Lehrerwandels bezeichnet. „Vertrage einer den anderen" — ruft er uns zu — „in der Liebe und seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens!" Ach, wenn er doch dieses Liebes- und Friedenswort mit lauter Stimme in die Herzen aller Menschen hineinrufen könnte, so daß auch die, welche neben uns, unter uns, oder über uns stehen, von der Macht dieser göttlichen Wahrheit ergriffen würden. Daß wir mit denen, die unter uns stehen, in Friede und Eintracht leben, erscheint den meisten Menschen auf den ersten Augenblick als die leichteste aller Forderungen; denn wir haben ja das Recht, ihnen zu befehlen, und sie deshalb auch die Pflicht, uns gehorchen zu müssen. Und doch, wer wüßte es nicht, wie schwer es für manchen Lehrer oft wird, sich den freudigen und freiwilligen Gehorsam seiner Schüler zu verschaffen und ihre Herzen dauernd in Liebe zu gewinnen. Das erfordert ein so reiches Maß von Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung, Wohlwollen, Edelsinn, Lebensklugheit, sittlichem Takt und edler Charakterstärke, daß man gar nicht im Unrechte ist, zu behaupten, das Befehlen sei ein ungleich schwierigeres Werk, als das Gehorchen.

Wollen Sie ein gutes Mittel wissen, Sich mit allen, die unter Ihnen stehen, zu vertragen, so befolgen Sie stets die Regel: Sei mild gegen andere, aber streng gegen dich selbst! Verlange von anderen nie Tugenden, die du selbst nicht übst, und bestrafe niemals Fehler, die du selbst noch an dir hast. Suche überhaupt deinen Stolz niemals im Herrschen, sondern stets im Dienen. „Wer der Größte unter euch sein will" — sagt Christus —, „der sei euer Diener" (Matth. 23, 11). Ja, dienen: das ist's, worauf es ankommt, dienen mit der Fülle

aller Gaben, mit dem Ernste aller Kräfte, mit der Treue und Konsequenz aller Liebe, — und du kannst dich versichert halten, daß du dann auch überall und bei allen jenen Gehorsam findest, der den Untergebenen die Pflichterfüllung nicht zu einer Last, sondern zu einer Lust macht und auch dir dein Leben erleichtert und verschönert. Habe überhaupt nur ein warmes, treues Herz für jeden, der deiner Aufsicht anvertraut ist, und — es wird dir alles gelingen. —

Nicht minder wichtig ist dann aber auch das Vertragen mit denen, die neben uns stehen. Wenn Sirach sagt (Kap. 25, 1): „Drei schöne Dinge sind, die beiden, Gott und Menschen, wohlgefallen: wenn Brüder eins sind, Nachbaren sich lieb haben, und Mann und Frau sich mit einander wohl begehen": so dürfte dieses Wort nicht minder berechtigt sein inbezug auf unser Verhältnis zu den Lehrern, mit denen wir vereint am Werke stehen und in demselben Amte, an derselben Schule, oder in einer und derselben Gemeinde gemeinschaftlich zu wirken haben. Auch da gilt das Wort des Herrn: „Einer vertrage den anderen in der Liebe", und: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens!" Da gilt es nicht allein Zank und Streit auf das sorglichste zu verhüten, dem Neide und der Mißgunst mit aller Vorsicht und Umsicht zur rechten Stunde vorzubeugen, sondern da gilt es auch, um des lieben Friedens willen, oft lieber auf einen materiellen Gewinn oder eine in Aussicht stehende Ehre zu verzichten, als mit trotzigem Sinn auf sein Recht zu pochen und sich dadurch das eigene Leben und das Leben anderer zu verbittern. Fangen Sie mit dieser Nachgiebigkeit nur ganz getrost immer zuerst bei Sich selbst an und erfüllen Sie so das Wort: „Einer komme dem anderen mit Ehrerbietung zuvor" (Röm. 12, 10). Das Opfer, das Sie dabei bringen, ist schließlich doch ein Gewinn für beide Teile. Halten Sie dabei aber auch immer an der Wahrheit fest, daß man keinen guten Kollegen findet, wenn man nicht selbst einer ist, und:

„Zu guter Nachbarschaft gehört nicht das allein,
Nicht weh zu thun, auch dem, der weh thut, zu verzeihn."
(Rückert.)

Und endlich: „Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Land des Friedens" mit den über Ihnen Stehenden, den Ihnen vorgesetzten Obrigkeiten und Behörden. Daß Sie denselben den schuldigen Gehorsam zu leisten haben, versteht sich ganz von selbst; denn das ist ja eine einfach elementare Pflicht, die Sie

schon in Ihrem Amtseide angeloben müssen und deshalb hoffentlich auch mit aller Gewissenhaftigkeit erfüllen werden. Aber es gilt neben diesem Gehorsam der kalten Pflichterfüllung doch auch noch eine andere Art des Gehorsams, ich meine den Gehorsam der freien Liebe, den Gehorsam eines opferwilligen Herzens, der wie ein frischer Quell aus dem harten Felsen hervorsprudelt und seine Kraft und Dauer aus der Überzeugung schöpft, daß das Wohl unseres Volkes und das Gedeihen unserer Schulen nur dann in ersprießlicher Weise gefördert werden kann, wenn die Lehrer mit freudiger Liebe und aufrichtiger Hingebung die wohlwollenden Anordnungen der ihnen vorgesetzten Behörden zur Ausführung bringen.

Was hier von Ihren Behörden und Vorgesetzten im allgemeinen gilt, das hat auch noch eine besondere Bedeutung bezüglich Ihres Verhältnisses zum Geistlichen des Ortes, in welchem Sie einst Ihren Wirkungskreis finden. Auch da gilt es, so viel als möglich, Frieden zu lieben, Frieden zu üben und in Frieden zu leben. Ich sehe dabei ganz davon ab, ob der betreffende Geistliche Ihr Lokal- oder Kreisschulinspektor ist, oder ob nicht, denn ich betrachte die hier zu übende Pflicht von einem ungleich höheren Gesichtspunkte. Wer nämlich das Leben auf dem Lande kennt, weiß es, daß der schlichte Mann im Pastor wie im Lehrer die beiden sittlichen Gewalten erblickt, deren Vorbild ihm maßgebend ist für sein ganzes Verhalten. Was um alles in der Welt aber soll der Bauer denken, wenn die beiden „Geistlichen", die von Gottes und Amts wegen zu Verkündigern des Friedens berufen sind, mit einander in Streit und Zank leben und durch ihr gegenseitiges er- und verbittertes Verhältnis ein Ärgernis geben, das keinem nützt, wohl aber der ganzen Gemeinde in unsäglicher Weise schadet! Nehmen Sie darum jeden wohlgemeinten Wink und jeden guten Rat mit aufrichtiger Dankbarkeit an und thun Sie auch in diesem Verhältnisse mit ehrlichem Sinne das Ihrige, um im Interesse Ihrer Gemeinde und Ihrer Schule das Band des Friedens immer fester und fester zu schlingen. Meiden Sie darum aber auch gleich von allem Anfange an alles, was die Eintracht stören und die Gemüter erbittern könnte; halten Sie Sich darum doch auch ja recht sorglich fern von allen konfessionellen Hetzereien, allen politischen Parteiagitationen und allen sozialistischen Umtrieben, die doch schließlich nicht allein Ihnen selbst, sondern auch anderen den Frieden rauben; kümmern Sie Sich in unserer bewegten Zeit vielmehr mit doppeltem

und dreifachem Eifer um Ihre Schule, um Ihre Bücher, um Ihre Weiterbildung, suchen Sie Sich in Ihrer Gemeinde den sittlich gebildetsten und bildendsten Umgang, achten Sie bei der Wahl desselben immer auf den Rat Rückerts:

„Gesell' dich einem andern zu,
Daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen;
Wer selbst nicht besser ist, wie du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen" —

und halten Sie Sich dann überzeugt, daß Sie durch treue Pflichterfüllung in Ihrem Berufe unserem Volke und Ihren Kindern ungleich mehr nützen, als durch erbitterte und deshalb auch erbitternde Teilnahme an Kämpfen, die zu Ihrem Friedensamte doch nun ein- für allemal nicht passen. Lassen Sie Sich darum auch von dem Zorn fanatischer Gegner niemals außer Fassung bringen; arbeiten Sie ruhig und still, treu und fleißig weiter, als ob Sie alles allein thun müßten ohne Gott, und überlassen Sie dann dem lieben Gott ganz getrost alles andere, als ob Er alles allein thun müßte ohne Sie! In Summa: Das, worauf der Apostel im zweiten Teile seiner Mahnung, bei der Betrachtung der rechten Beschaffenheit des Lehrerwandels, den Hauptwert legt, ist ein gottwohlgefälliges Betragen, ein liebevolles Ertragen und ein selbstverleugnendes und opferfreudiges Vertragen.

Damit sind freilich Forderungen ausgesprochen, die dem natürlichen Menschen und der Eitelkeit des sündlichen Herzens doch recht sauer ankommen; denn es werden damit Entsagungen verlangt, die sogar möglicherweise auch Ihnen das Bekenntnis der Angst auf die Lippen legen könnten: „Herr, ich tauge nicht zu lehren" (Jerem. 1, 6). Noch haben Sie die Wahl! Noch ist's Zeit, ohne Sünde zurückzutreten! Aber das eine lassen Sie Sich denn doch ein- für allemal gesagt sein, daß diese Forderungen absolut unerläßliche und nicht etwa der individuelle Ausdruck meiner persönlichen Gefühle sind. Schon vor länger denn hundert Jahren hat der Stifter unseres Schullehrer-Seminars, der edle Domherr Fr. Eberhard v. Rochow, demselben Gedanken Ausdruck gegeben und gesagt: „Ohne Schullehrer, die eine Missionargesinnung haben, wird zur wahren Verbesserung der menschlichen Seelen nichts ausgerichtet werden." Und was Christus in dieser Beziehung verlangt, das wissen Sie ja zur Genüge. So sind Sie denn also jetzt vor den Scheideweg der Entscheidung

gestellt! Es gilt ein thatkräftiges „Entweder—Oder"! Entweder alles, oder nichts! Im Reiche Gottes, wo es nur auf die Liebe ankommt, giebt's nicht den herkömmlichen Unterschied zwischen Ganzen und Halben. Da heißt es: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich" (Matth. 12, 30). Es gilt darum auch als Lehrer, entweder im Amte zu stehen mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit ganzem Gemüte und mit allen Kräften, oder lieber beizeiten aufrichtig und offen zu erklären: Ich will nicht Lehrer werden, denn ich kann es nicht! Etwas werden und es doch nicht sein wollen: das ist eines ehrlichen Mannes unwürdig.

Die Entscheidung dieser hochwichtigen Frage wird nun freilich davon abhängen, welche Beweggründe Sie zum Eintritt in den Lehrerberuf haben. Sind es falsche, so werden Sie unter allen Verhältnissen unzufrieden sein; sind es richtige, so werden Sie in diesem Berufe das schönste Glück Ihres Lebens finden. Arbeiten Sie z. B. lediglich und allein um des Geldes und der Besoldung willen, so werden Sie wahrscheinlich noch sehr lange Zeit zu klagen Ursache haben; oder arbeiten Sie um äußerer Ehre und um der Anerkennung der Welt willen, so wird Ihrem Herzen die volle Befriedigung niemals werden. Es ganz ausdrücklich und rückhaltslos auszusprechen, daß die äußeren Verhältnisse des Lehrerstandes derzeit noch durchaus nicht glänzender Art sind, halte ich deshalb auch für meine Gewissenspflicht. Ein um so schöneres Zeichen der treuen Liebe des Apostels ist es aber darum auch, wenn er Sie hinweist auf die rechten Beweggründe, durch deren Aneignung Sie Sich nicht allein die Kraft und die Lust zu einer opferwilligen Ausführung des Lehramtes verschaffen, sondern auch den heiligen Mut zur Überwindung aller entgegenstehenden Schwierigkeiten in reichem Maße gewinnen können. Lassen Sie uns deshalb zum letzten Teil seiner Mahnung übergehen und

## III.

### Die rechten Beweggründe des rechten Wandels im Lehrerberufe

kennen lernen.

Um Ihnen die wunderbar schönen Auffassungen des Apostels geistig etwas näher zu bringen, gestatten Sie mir vorerst ein Gleichnis. Sie kennen die Obstbäume draußen an unseren Landstraßen. Sie wissen, daß sie dort in einem harten, trockenen, von Chausseestaub erfüllten

Boden stehen, und es will deshalb wohl auch manchem gar nicht recht erklärlich scheinen, wie es trotz alledem möglich ist, daß dieselben mit jedem Frühjahre aufs neue ihre saftig-grünen Blätter, ihre kräftig schwellenden Knospen, ihre üppig prangenden Blüten treiben und im Herbste ihre erquickend-labenden Früchte bringen. Woher kommt das? Antwort: Daher, daß jene Fruchtbäume ihre Triebkraft nicht aus der Oberflächlichkeit des Staubes und nicht aus dem Schmutze ihrer Umgebung nehmen, sondern ihre Wurzeln in die Tiefe senken, dort die gesunden Kräfte, die sich dem Auge der Welt entziehen, in sich aufnehmen und dieselben bis in die äußersten Spitzen eines jeden Zweiges hinauftreiben. Sie werden das Gleichnis verstehen und es darum auch erklärlich finden, daß nicht allein eine ernste Wahrheit in dem Dichterworte liegt:

„Soll ich dir das Wesen zeigen,
Mußt du in die Tiefe steigen",

sondern daß auch Paulus im Rechte ist, wenn er Sie hinweist auf die Tiefen des göttlichen Ratschlusses, hinführt in die Tiefen des Gemüts und aufmerksam macht auf die tiefsten Beweggründe zum Eintritt und zum Wirken im Lehrerberufe. Der tiefste Beweggrund aber ist für ihn der Gedanke der großen Einheit im Reiche Gottes, der Gedanke der Zusammengehörigkeit und der Eintracht aller in ihm Wirkenden, ein Gedanke, der uns auch — wenn auch in einem ganz anderen Sinne — an den patriotischen Festtagen entgegentritt, z. B. in den Worten aus Schillers Tell:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!"

Wenn dieses Wort in einer patriotischen Rede citiert wird, dann flammt die Begeisterung im Auge auf, dann erwacht die volle Kraft der Liebe zum Vaterlande, die ganze Teilnahme für die Brüder, dann fühlen wir uns gehoben und getragen von einem heiligen Ideale und sind bereit, alles, ja uns selbst dahinzugeben für das Vaterland und für die Freiheit.

Und nun werden Sie verstehen, was Paulus sagen will, wenn er Ihnen zur Begründung seiner hochgehenden Forderungen zuruft: „**Ein** Leib und **ein** Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufes. **Ein** Herr, **ein** Glaube,

eine Taufe, ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch alle, und durch euch alle, und in euch allen."

Soll ich Ihnen den tiefen Sinn dieser Worte noch näher darlegen, dann gestatten Sie mir zunächst einige Fragen. Haben Sie schon einmal an einem schönen Sommermorgen auf den Höhen unseres Harzgebirges gestanden und von dort hinuntergeblickt in die reich gesegneten Gegenden, auf die Dörfer und Städte, die da drunten in Frieden liegen, wie in Gottes Schoß gebettet? Haben Sie gesehen, wie aus jedem, auch dem kleinsten Dörflein ein Kirchturm hervorragt, der, gleich einem Finger Gottes, hinaufzeigt zu dem Vater unser aller, von dem alle gute und alle vollkommene Gabe kommt? Haben Sie daran gedacht, daß in jedem dieser Dörfer auch eine Schar Kinder wohnt, erschaffen von der Liebe Gottes und darum auch bestimmt, in dieser Liebe Gott ähnlich zu werden? Und nun denken Sie Sich, es käme da droben auf den stillen Höhen ein Bote Gottes zu Ihnen, klopfte Ihnen auf die Schulter und spräche: „Siehe, dort drunten in dem und dem Dörflein haben die Kinder keinen Lehrer; sie sind getauft auf den Namen dessen, der da gesagt hat: ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht', aber sie kennen den großen Kinderfreund nicht und wissen nichts von seiner erbarmenden Liebe; er ist ihnen fremd wie der Ratschluß des himmlischen Vaters, der da will, daß allen geholfen werde und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen (1 Tim. 2, 4); und nun sendet mich der Vater zu dir mit der Frage: ‚Willst du vielleicht hingehen und dich dieser Kinder erbarmen? Willst du Vaterstelle an ihnen versehen und Liebe in ihre Herzen, und Treue in ihr Gemüt pflanzen und Segen schaffen in ihrem Herzen für Zeit und Ewigkeit? Willst du?' Siehe, du wirkst nicht allein; denn eine gleichgesinnte Schar treuer Lehrer arbeitet bereits schon an demselben Werke mit frommer Seele und heiliger Begeisterung, und alle fühlen sich selig in dieser schönen Arbeit; auch die Väter und Mütter dieser Kinder werden es dir einst danken, was du an ihren Kindern gethan hast, wenn nicht auf Erden, so doch im Himmel; droben aber in den seligen Höhen sehen allezeit ihre Engel das Antlitz ihres Vaters im Himmel und schauen darum auch mit Wohlgefallen auf dich und dein Werk." — Und während du so dastehst und die Worte des Engels hörst, kommt der Heiland selbst. Aus dem Antlitze des Erlösers der Welt leuchtet der Friede Gottes in Demut, Sanftmut und Geduld. Die Liebe Gottes steht leibhaftig

vor dir. Und er tritt an dich heran und richtet freundlich an dich die inhaltschwere Frage: „Simon Johanna, hast du mich lieb?“ Und dein Herz erbebt, und in deinem Auge zittert eine Thräne, und du sprichst: „Ja, Herr, du weißt es, daß ich dich lieb habe.“ Und nun giebt er dir den vertrauensreichen und ehrenvollen Auftrag: „So gehe denn hinunter in das Land, das vor dir liegt, und weide meine Lämmer!“

Und du gehst — — du wirst ein Lehrer! — —

Wenn du so deinen Beruf ansiehst als einen Gottesdienst, als einen Heilandsauftrag, als ein Werk barmherziger Liebe; — wenn du so den einen großen Gedanken dir immer und immer wieder vor die Seele hältst: An diese Stelle hat dich dein Herr gestellt; zu diesem Amt hat dich dein Gott berufen; hier bist du, hier bleibst du: — o glaube mir, dann bist du glücklich in deinem Berufe auch im kleinsten Dörflein, dann bist du zufrieden mit deinem Lose in allen Stellungen, dann bist du begeistert für dein Amt, sei's da oder dort, sei's hoch oder niedrig, geehrt oder verkannt; denn wo du auch bist, da schöpfest du deine Kraft, deine Begeisterung, deine Freude, deine Liebe, deinen Trost aus der Überzeugung: „ein Leib und ein Geist, eine Hoffnung, eines Berufes, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller“ ꝛc. Dann wirst du auch in deinem Berufe niemals ein niedrig denkender Tagelöhner oder ein ehrgeiziger Egoist, sondern du wirst ein glücklicher und andere beglückender Lehrer werden. Denn das glauben Sie mir: das größte Unglück vieler liegt nicht in den mancherlei Schwierigkeiten des Lehramtes, sondern in der ordinären und unwürdigen Auffassung ihres Lehrerberufes. Wer im Lehramte nicht Gott, sondern nur sich und nur der Welt dienen will, der wird sich dadurch auch allezeit nicht allein um die Achtung vor sich selbst, sondern auch um den Segen seiner Berufsfreudigkeit, um seinen Herzensfrieden, ja um sein ganzes Lebensglück bringen. Wer aber seinen Beruf im Lichte eines höheren und schöneren Ideals auffaßt, als ein „Leben im Ganzen“, dem wird die Verkennung und der Undank der Welt in seinem Streben nach dem schönen Ziele auch nicht irre machen. Und das ist so nötig, denn wer sein Glück auf Menschengunst baut, wird für sein Haus überall einen schlechten Baugrund haben. Das Volk, das einst vor achtzehnhundert Jahren erst „Hosianna!“ und wenige Tage später „Kreuzige ihn!“ schrie, ist noch heute dasselbe Volk, so daß es auch schier wie eine Ironie klingt,

wenn man uns in Wahrheit versichern will: „vox populi vox dei“, des Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Entschlagen Sie Sich darum auch gleich von vornherein des Gedankens, es allen Menschen recht machen zu wollen, — wer aller Welt Freund sein will, muß auch aller Welt Narr sein. Fürchten Sie besonders nie die Feindschaft der Schlechten, betrachten Sie es vielmehr als ein Gebot der Pflicht:

„Dir müssen feind sein, die die Knechtschaft wollen,
Dir müssen feind sein, die die Wahrheit fürchten,
Dir müssen feind sein, die das Recht verdrehen,
Dir müssen feind sein, die von Ehre weichen.

(Leopold Schefer.)

Wandeln Sie darum auch niemals um Menschen willen, sondern stets nur um Gottes willen in Ihrem Berufe, und zwar wie sich's gebühret in aller Demut, Sanftmut und Geduld, und thun Sie Ihr Werk stets in aller Stille, aber trotz alledem doch in der gewissenhaftesten Treue, auch wenn es kein Menschenauge sieht, kein Menschenohr hört und keine Menschenhand es lohnt. Als Phidias, der berühmteste Bildhauer der Griechen, die Statue der Pallas Athene auf der Akropolis aufgestellt hatte, meißelte er noch, um den Haarwuchs und Lockenwurf der Statue in fehlerloser Weise zur Darstellung zu bringen, an dem der Wand zugekehrten Hinterkopfe. „Aber Phidias“ — fragte ein vorübergehender Freund — „warum thust du das? Das kann ja doch kein Mensch sehen.“ „Das thut nichts“ — antwortete Phidias —, „es sehen's aber die Götter.“ Siehe, so dachte ein Heide! Und du wolltest weniger hoch von deinem Berufe denken? — O halten Sie doch je länger je mehr an der Überzeugung fest, daß sich in dieser Welt nun ein- für allemal nichts Großes ausrichten läßt, wenn man nur an sich und an sein liebes „Ich“ denkt, und nicht auf die Bergeshöhen reiner und schöner Ideale steigt, von denen aus man über die Niederungen der gemeinen Wirklichkeit hinweg in das schöne Land der Zukunft schauen kann, das uns Höheres und Besseres zu bieten vermag, als die vergängliche Weltfreude und den das Herz nie befriedigenden Weltlohn. Nehmen Sie Sich darum auch in dieser Beziehung ein Beispiel an dem größten Musterlehrer aller Zeiten, dem (nach Matth. 22, 16) selbst seine bittersten Feinde das Zeugnis eines vierfachen Lehrerlobes nicht verweigern konnten: „Du bist ein Meister — du bist wahrhaftig — du lehrest den Weg Gottes recht — du fragest nach niemand und

achteſt nicht das Anſehen der Menſchen", der auch in ſeinem Wandel nach allen Seiten hin ſeine Pflicht und Schuldigkeit that und zwar in einem ſo weitreichenden Maße, daß er ſelbſt ſeinen boshafteſten Gegnern mit der Frage entgegentreten konnte: „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen", der aber trotz alledem, ja gerade um deswillen von den Menſchen ſo verkannt, verfolgt, verhöhnt, verſpottet, geſchlagen, gegeißelt, gemartert und gekreuzigt wurde, und der trotz alledem doch im Leben wie im Sterben an dem großen, in Gott wurzelnden Gedanken feſthielt, daß nur die opferwillige Liebe die Menſchheit erlöſen kann, weil ohne dieſe Liebe eine Erlöſung überhaupt nicht möglich iſt! Wer Chriſti Jünger ſein will, muß auch wandeln, wie er gewandelt hat! — — —

Und nun zum Schluß noch eins! Sie kennen alle das Wort Chriſti in der Bergpredigt (Matth. 6, 16): „Wenn ihr faſtet — (Selbſtverleugnung übet!) — ſollt ihr nicht ſauer ſehen wie die Heuchler; denn ſie verſtellen ihr Angeſicht, auf daß ſie vor den Leuten ſcheinen mit ihrem Faſten. Wahrlich, ich ſage euch, ſie haben ihren Lohn dahin." Merken Sie Sich dieſes Wort auch für Ihren Lehrerberuf! Gott der Herr will keine griesgrämigen Lehrer, keine trübſeligen Geſichter, ſondern ehrliche, fleißige, friſche und fröhliche Arbeiter. Das Wort der Schrift in 1 Theſſ. 5, 16 gilt darum auch Ihnen: „Seid allezeit fröhlich!" Nur einen fröhlichen Geber hat Gott lieb — und auch der Lehrer ſoll ja ſeinen Schülern ſo viel geben! Von Paulus heißt es am Schluſſe der Apoſtelgeſchichte: „Er lehrte das Reich Gottes mit aller Freudigkeit", und Paulus war doch ein Lehrer von Gottes Gnaden. Wie man ſich überhaupt keinen großen Menſchen denken kann ohne freudige Liebe zu ſeinem Berufe, und wie es keinen großen Künſtler giebt, der nicht Freude an ſeiner Kunſt hat, ſo kann auch kein Lehrer mit Segen wirken, der mit Verdroſſenheit, Unluſt oder übler Laune vor ſeine Kinder tritt, der die Opfer, die ihm ſein Beruf auferlegt, nicht mit fröhlichem Sinn bringt. Wie Freude der Grundton iſt, der durch die ganze Natur klingt, ſo iſt Freude, heilige Lehrerfreude auch die Grundbedingung eines geſegneten Lehrerwirkens. Ohne Freude kein Leben, und ohne Leben kein Segen!

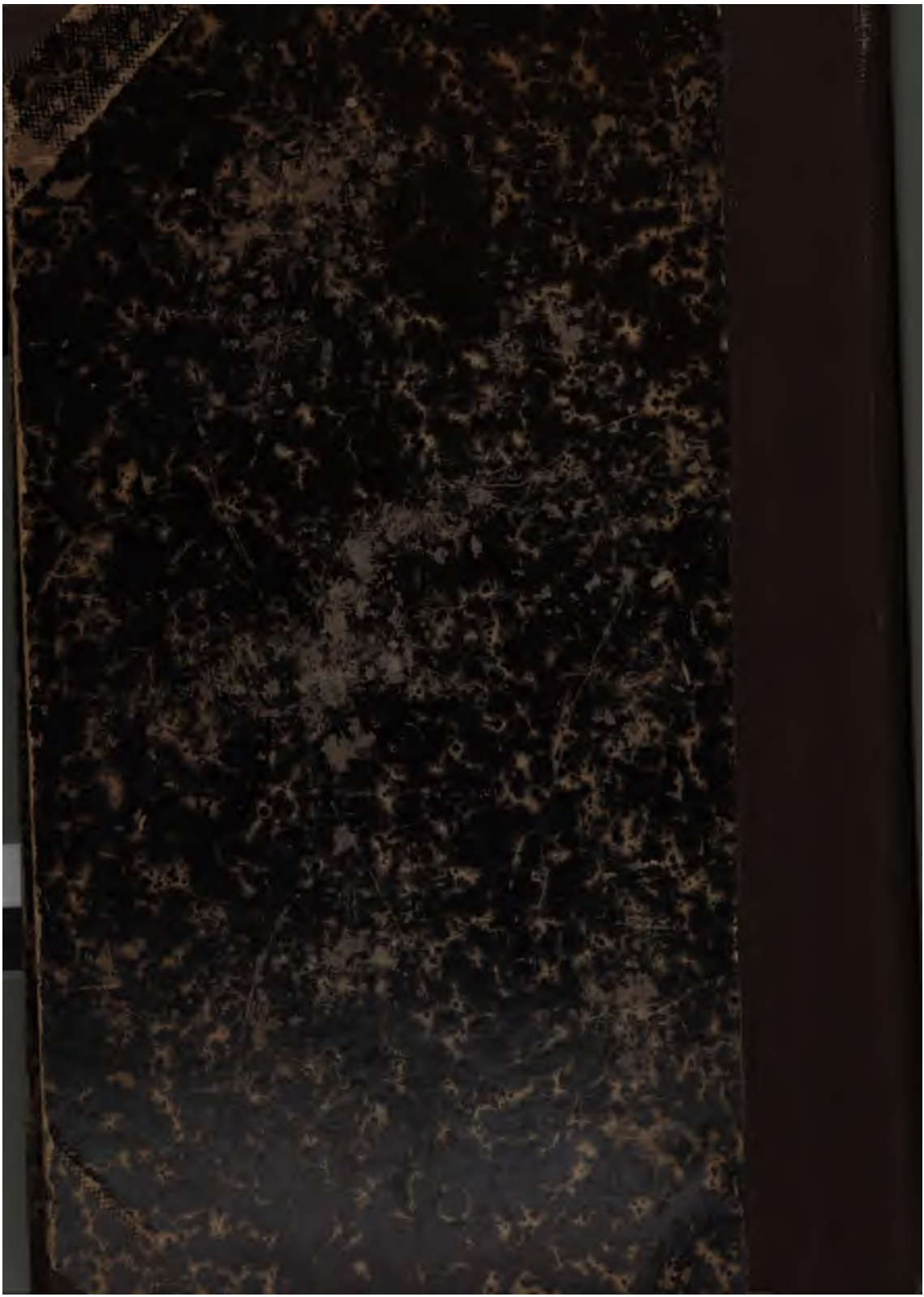
So gehe denn ein jeder von Ihnen hinaus mit friſchem Geiſte, fröhlicher Hoffnung und dem feſten Vorſatze, im Lehrerberufe zu wandeln, wie ſich's gebühret, und in der Treue feſtzuſtehen bis ans Ende.

Das Wort des lieben Spitta sei darum auch jedem Einzelnen von Ihnen zum Abschiede ins Herz hineingerufen:

„Gehe hin in Gottes Namen, greif dein Werk mit Freuden an,
Frühe säe deinen Samen: was gethan ist, ist gethan.
Sieh nicht aus nach dem Entfernten, was dir nah' liegt, mußt du thun!
Säen mußt du, willst du ernten, nur die fleiß'ge Hand wird ruhn!
Müßig stehen, ist gefährlich, heilsam unverdroßner Fleiß,
Und es steht dir abends ehrlich auf der Stirn des Tages Schweiß.
Weißt du auch nicht, was geraten, oder was mißlingen mag;
Folgt doch allen guten Thaten Gottes Segen für dich nach.
Geh denn hin in Gottes Namen, greif dein Werk mit Freuden an,
Frühe säe deinen Samen: was gethan ist, ist gethan!"

Und so reiche ich Ihnen die Hand zum Abschiede! Das Seminar hat sein Werk an Ihnen gethan; nun gehen Sie hinaus und thun Sie mit Gottes Hilfe das Ihre. Halten Sie die Ideale, die Sie hier empfangen haben, für Ihr ganzes Leben hoch und beweisen Sie es durch die That, daß es Ihnen Ernst ist mit dem Gedanken, Ihre Berufsarbeit nicht allein praktisch anzufassen, sondern auch ideal aufzufassen und liebreiche Helfer der Armen, teilnehmende Tröster der Notleidenden und thatkräftige Förderer des Volkswohles und des Menschenglückes zu sein bis zum letztem Atemzuge Ihres Lebens. Will's Gott, so sehen wir uns in einigen Jahren bei Gelegenheit der zweiten Lehrerprüfung hier wieder; ist's aber in Gottes Rat anders beschlossen, so daß das Wiedersehen erst droben in einer anderen Welt erfolgen kann, dann wollen wir Gott bitten, daß er uns die Gnade und damit auch die Freude verleiht, bei der großen Schlußprüfung alles Lebens vor ihn, den großen Weltenrichter, mit der freudigen Erklärung treten zu können: „Siehe, hier sind sie, die du uns gegeben hast; es ist derselbigen keiner verloren; von diesen unseren Zöglingen hat jeder das Wort deiner Liebe in aller Treue befolgt: ‚Wandelt in eurem Berufe, wie sich's gebühret, mit aller Demut und Sanftmut, mit Geduld, und vertraget einer den anderen in der Liebe, und seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens'" ꝛc.

Und nun ziehen Sie hin in Frieden! Behalten Sie uns lieb! Der Segen Gottes sei und bleibe mit Ihnen jetzt und immerdar!

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

3 2044 050 530 997